This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

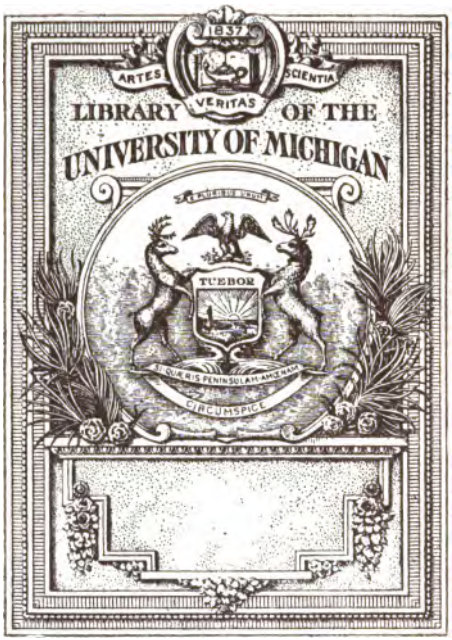
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

U
769
.H693

A 444957

Tirocinium

eines deutschen Officiers

in

Spanien.

Herausgegeben

von

Gustav Höfken.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Karl Göpel.
1841.

Inhalt des dritten Bandes.

Sechstes Buch.

Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben.

		Seite
Kapitel 1.	Theater, Oper; die modernen spanischen Dichter; literarische Gesellschaften . .	3
„ 2.	Wellington als Feldherr und als Staatsmann über Spanien	25
„ 3.	Eine Juninacht in Madrid. (Das Gespräch. — Das nächtliche Bad. — Luisa.) . .	55
„ 4.	Artilleriesaal; Gleichheit; Beschwörung der Constitucion; Gemäldesaal des Herzogs von Berwick und Alba; der Johannistag. (Aus dem Tagebuche.)	84
„ 5.	Die Cortes und ihre hervorragenden Redner. (Aus dem Tagebuche.)	107
„ 6.	Das Museum	131

394901

Siebentes Buch.

Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten.

Nebſt Anhang, betreffend die ſpaniſche Succeſſionsfrage.

		Seite
Kapitel 1.	Vorbemerkung; vorherrſchende Richtung der ſpaniſchen Nazionalkräfte in den letzten Jahrhunderten	157
„ 2.	Nazionalität, Glauben und Kirche in Bezug auf die Macht Spaniens	186
„ 3.	Spaniens materielle Hülfsquellen	207
„ 4.	Dynaſtie und Verfaſſung	229
„ 5.	Adminiſtration und ſociale Zuſtände . . .	248
„ 6.	Die eigenthümliche Stellung der biscayiſchen Provinzen und Navarras	276
„ 7.	Die nazionale Politik	294
Anhang.	Die Legitimität der Königin Iſabella II. .	310

Sechstes Buch.

Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben.

Erstes Kapitel.

Theater, Oper; die modernen spanischen Dichter; literarische Gesellschaften.

Es giebt zwei Schauburgen in Madrid, de la Cruz und del Principe genannt, welche sich weder durch Schönheit, noch durch Größe oder Glanz auszeichnen; die eine wird meist für die italienische Oper benutzt, die andere für die spanische Comödie.* Noch unvollendet ist das neue große Schauspielhaus, so wie der prächtige königliche Palast selbst, dem es gegenüberliegt. Ein viertes kleineres Theater kommt nicht in Betracht. Als ich zum erstenmale die Comödie in Madrid besuchte, wurde unter Anderem ein kleines Stück dargestellt, das auch die deutsche Bühne hat, jene Geschichte von einem armen Componisten, der im ärgsten Elende seine reiche Tochter wiederfindet, in welche sein Unglücksgefährte, ein armer Poet, verliebt ist. Es wurde unter dem Titel: „El compositor y la estrangera," auf dem Theaterzettel sehr gepriesen, und obgleich Manches darin bei der Darstellung verfehlt wurde, machte es lebhaften Eindruck. Mich rührte es innig; es rief Bilder aus der Kindheit und dem Vaterlande in mir auf. Auch etwas Geschmackloses kann unter Umständen das Herz

* Der spanische Gebrauch ist zu loben, demzufolge alle Plätze in den Theatern numerirt und folglich nicht mehr Billete als es Plätze giebt, verkäuflich sind: daher ist es auch nicht nöthig, wie in Paris, in einer Art Hühnersteige stundenlang auf der Gasse die Eröffnung zu erwarten.

mit wehmüthigen Erinnerungen erfüllen und Thränen in das Auge locken. Einige Tage ſpäter ſah ich eine moderne Tragödie, Jakob II. betitelt, welche zum erſtenmale gegeben wurde und den ganzen Abend ausfüllte. Es ſollte darin die Periode der engliſchen Geſchichte geſchildert werden, wo die Regierung aus den Händen Carls II. in die Jacobs übergeht. Der Verfaſſer gab ſich als einer von der äußerſten Linken zu erkennen; denn einmal waren überall moderne liberale Floskeln angebracht, welche, wie drollig ſie ſich auch oftmals im Munde jener hiſtoriſchen Perſonen ausnahmen, doch ſtets beklatſcht wurden, und dann mußten ſich auch die Jeſuiten auf das Gröbſte mißhandeln laſſen. Wenn jener berühmte Orden ſolche Schwachköpfe zu Mitgliedern gezählt hätte, wie ſie die modernen Comödien aufführen, nie könnte er ſeinen großen Ruf erlangt haben! Das Publikum unterließ nicht, jede Anſpielung, welche die heilige Brüderſchaft oder ihre Prätentionen lächerlich machen ſollte, mit Beifall zu überſchütten; wahrhaft ungeſtüm wurde das Klatſchen, als der Jeſuit, den neuen König, welcher von Einigung des „Throns und Altars“ ſprach, unterbrechend, ſagte: „Nein, Sire, des Altars und Throns!“ Sonderbarerweiſe habe ich in den beiden einſt vorzugsweiſe katholiſchen Städten, in Brüſſel und Madrid, dieſelbe Sucht im Publikum gefunden, über die Geiſtlichkeit, beſonders über Mönche und Ordensbrüder, loszuziehen; jedes Wortſpiel auf Koſten dieſer Leute kann auf ſichern Beifall rechnen. Aus äſthetiſchem Geſichtspunkte betrachtet hat das Stück keinen Werth; es iſt voll ſchwulſtiger Deklamation. Sein eigentlicher Zweck ſcheint nur zu ſein, die große Sympathie an den Tag zu legen, welche das gebildete Spanien im Allgemeinen für England fühlt. Es ſtrotzt von Lobeserhebungen des engliſchen Volkes und der engliſchen Freiheit. Weil die Franzoſen ſeit vielen Jahren Spanien täuſchen und lauter Unheil über dieß Land

brachten, sind sie fast durchgehends verhaßt, wo nicht verachtet; der Name Engländer aber ist gegenwärtig hier eine Empfehlung.

Noch will ich von einem andern neuen Drama in acht Akten und in Versen reden, dem ersten dramatischen Versuch eines jungen Dichters, Don Patricio de la Escosura, dessen erste Vorstellung von 8½ Uhr bis Mitternacht währte. Es ist eine Marter, vier Stunden lang ein Drama abhaspeln zu sehen, worin fast immer nur dasselbe geredet und gehandelt wird, mögen darin auch die wohlklingendsten Verse vorkommen. Es hat seinen Titel „la corte del buen Retiro" von dem Orte der Handlung. Der Retiro ist ein königliches Schloß unweit des Prado mit einem Parke, welcher Abends von Spaziergängern belebt ist. Unter den vielen im Drama vorkommenden Personen sind in Wahrheit nur vier redende und eine handelnde. Die ersten sind ein spanischer König aus dem Hause Oesterreich, seine Gemahlin, eine Bourbonische Prinzessin, ein junger Graf, der die Königin liebt und von ihr geliebt wird, und ein Jesuit, welcher die Reden und Handlungen der königlichen Gemahlin belauert. In den drei ersten Aufzügen geschieht nichts, als daß die beiden Liebenden sich aufsuchen und die Eifersucht und der gerechte Verdacht des Königs sich kund geben. Im vierten Akte entlarvt sich der Jesuit, indem er der Königin seine heftige Leidenschaft zu ihr erklärt und droht, dem Könige schriftliche, von ihm aufgefangene Beweise ihrer Liebe zum Grafen zu übergeben, wenn sie sich seinem Verlangen nicht füge. Man glaubt die Katastrophe und das Ende des Stückes nahe. Im fünften Akte bringt die Königin in das Schlafgemach des Jesuiten, der über der Entwendung jener wichtigen Papiere erwacht. Eine Kraftscene folgt: der Jesuit, vor dem Dolche der Königin zitternd, zeigt, daß er eben so feige als häßlich ist. Die Rache des Königs und des Jesuiten füllen dann die drei letzten Aufzüge aus. Die Königin hat nämlich dem Grafen

eine geheime Zuſammenkunft verſprochen. Der König, davon vom Jeſuiten in Kenntniß geſetzt, ſtellt mit eigener Hand einen rothgekleideten Henker an den zum Rendezvous beſtimmten Ort, der den Grafen bei ſeinem Eintritte erdolcht. Mit dieſer Handlung iſt das Drama zu Ende. Von Poeſie keine Spur; aber man vermißt ſelbſt jenen zarten Takt, der doch ſonſt in der ſpaniſchen Poeſie und Galanterie gewöhnlich iſt. Die Königin ſpielt bei aller Sentimentalität eine höchſt unwürdige Rolle; der Graf iſt eine der unſchuldigſten mürriſchſten Perſonen, und ihn allein trifft Strafe; der ſchändliche Jeſuit triumphirt.

Dagegen hat das Drama viel Spaniſches und zeigt nationale Eigenthümlichkeiten. In einem der Akte wird jenes elegante Spazierengehen in dichten Reihen auf den Paſeos, wie bei uns auf den großen Bällen, und das Leben und Treiben dabei dargeſtellt. Dieß würde auf andern Bühnen gar nicht verſtanden werden. In einem andern Akte ſieht man die beliebten Beluſtigungen des ſpaniſchen Volkes, und hört dabei die gewöhnliche Tanzmuſik mit dem ſchreienden Geſange, das gar eigenthümlich, froh und ſchmerzlich klingt, wie Mährchen aus uralter Zeit, welche im Volke noch lebendig geblieben ſind. Es iſt eine Leier ohne Variationen, und doch möchte man ſie immer von Neuem hören. Das Schmettern der Caſtagnetten beim Tanz hat für den Spanier etwas unwiderſtehlich Anziehendes. Auch der Tod des Grafen an ſich, wie in der Art der Vollſtreckung iſt echt ſpaniſch gedacht, und ſo nur rächt ſich der gemeinſte wie der vornehmſte Eheherr. Das ganze Stück athmet dabei die alte, ſteife Etikette und formelle Ehrfurcht gegen den König: knieend naht man ihm, knieend nimmt man von ihm Abſchied. Von dieſem Drama las ich andern Tags in einem Baturrillo einer Madrider Zeitung eine ſehr vortheilhafte Recenſion. „Wir ſehen mit dem größten Vergnügen,“ hieß es darin, „daß

man inmitten der Verwüſtung, welche der Bürgerkrieg anrichtet, und während der unglückliche Zuſtand der Nation die Einbildungskraft von jedem andern Gegenſtande abzulenken ſcheint, anfängt, das dramatiſche Feld mit auserleſenem Geſchmacke zu bebauen, und dieß läßt uns die gegründete Hoffnung faſſen, daß das ſpaniſche Theater dereinſt ſeinen alten Glanz wieder erlangen werde."

Alles, was in Spanien zum Theater gehört, iſt liberal; ſchon weil die Kirche hier der Bühne feindſelig gegenüberſteht. Was die Kirche in dieſem Lande unterdrückte und ſchmähte, das mußte nothwendigerweiſe in großer Verachtung leben. Kunſt und Wiſſenſchaft bringen an ſich hier keine materiellen Vortheile. Der Buchhandel kennt keinen Verlag auf Spekulation; der Autor läßt ſeine Werke auf eigene Koſten drucken, und verliert meiſt dabei. Zum Drucke von Sammlungen von Liedern und andern Sachen verbinden ſich gewöhnlich die Theilnehmer, bilden ſich Vereine. Unter ſolchen Umſtänden, wo die äußere Exiſtenz aller guten Köpfe von Gehalten abhing, welche entweder der Staat oder die Kirche anwies, konnten Kunſt und Wiſſenſchaft ſich nur gelegentlich, im Auslande und mit Lebensgefahr an dieſem Zuſtand rächen. So fehlte auch der ſpaniſchen Bühne immer mehr der Boden der Freiheit, auf dem ſie ſich allein national erhalten und entwickeln kann; zuletzt bloß ein Wiederſchein der franzöſiſchen, mit Ausnahme des Luſtſpiels, verdiente ſie endlich die Verachtung, in der ſie früher durch den Einfluß der Kirche geſtanden. Wie Alles in dieſem Lande, iſt auch die Bühne in neuem Ringen und Streben, und daß dieß nicht vergeblich iſt, beweiſen die ſchon gemachten Fortſchritte. Im Allgemeinen liebt der Spanier ſein Schauſpiel, und viel mehr als die Oper. Die ſpaniſche Sprache, klar, volltönig, reich, voll Humor und Kraft, iſt ſehr geeignet für die Bühne; ihre eigenthümliche Grandezza verleitet jedoch oft die Schauſpieler

zur Affektation, zur Karrikatur. Vieles im Aeußern haben die Mimen von ihren französischen Kunstgenossen angenommen, wie z. B. das ekelhafte Zittern der Hände. — Oftmals meinte ich Deutsche zu vernehmen, wenn ich von Weitem castilianisch sprechen hörte. Dieß begegnet Einem nie mit den andern romanischen und ebensowenig mit den slavischen Sprachen. Der Grund davon ist, daß die spanische Sprache viele Guturallaute mit der deutschen gemein hat; dieß giebt manche Aehnlichkeit im Ton, so verschieden auch sonst. Die Italiener, Portugiesen und Franzosen betonen mehr mit den Lippen oder der Nase. Wir sprechen am meisten aus der Brust, daher ist unsere Sprache die kräftigste, im Gesange die gewaltigste; sie sitzt auch am nächsten dem Herzen. In den deutschen Mundarten am Meeresstrande und auf den Alpen aber leben die meisten Hauche und tiefen Laute.

Wenn man auf der Bühne, wie in andern Kunstwerkstätten des heutigen Spaniens nur untergeordneten Talenten und Kräften begegnet, so hat dies Land doch einem großen Genius, und gerade in einer hier am meisten verwahrlosten Kunst, der Musik, das Dasein gegeben. Die gefeierte Malibran, welche das für eine Sängerin seltene Loos hatte, auf dem Gipfel ihres Ruhmes ihren Verehrern und der Welt entrissen zu werden, war eine feurige Andalusierin, im schönen Sevilla geboren, wo ihr Vater, ausgezeichnet durch einen vorzüglichen Tenor, einst Bänkelsänger, bald in der italienischen Oper eine Hauptfigur machte. Doch sie war ein Lichtphänomen am spanischen Opernhimmel; Spanien hat keine Nationaloper; die Oper ist hier ein ausländisches Gewächs, wenig verstanden und gepflegt. Die größern Hauptstädte haben italienische Opern und es wird darin nur italienisch gesungen, meist von italienischen Künstlern. Barcellona streitet mit Lisboa und Madrid um den Ruhm, die beste italienische Truppe auf der Halbinsel, und nach London

und Paris, überhaupt außer Italien zu besitzen. Rossini und Bellini sind hier die beliebtesten Meister. Gestern Abend hörte ich das Meisterwerk des erstern, das zum Benefiz der Primadonna, eines starkleibigen Frauenzimmers, gegeben wurde, und wobei alle Kräfte der Oper aufgeboten waren. Das Haus war überfüllt und das Publikum mit stürmischem Beifall bereit. Sänger und Sängerinnen gaben sich große Mühe, besonders in Produzirung einer starken Stimme und unaufhörlicher Triller. Die als Mann gekleidete, noch jugendliche Sängerin entwickelte in der That eine erstaunenswerthe Kraft. Ihre Stimme, besonders in den mittlern Tönen aus der ganzen Brust, füllte das Haus. Mich dünkt, sie könne nicht lange solche Anstrengungen machen und müsse bald ausgesungen haben. Wie der Südländer rascher lebt, singt er auch rascher; der Triumph des Augenblicks läßt eine verständige Schonung und selbst höhere Ausbildung verschmähen. Das hiesige Publikum lohnt jeden geschickten Triller mit rauschendem Beifall, und wenn es oftmals seine Leidenschaft und südliche Unruhe dämpft bis zum Ende einer Bravourarie, macht es sich dann um so ungestümer Luft und donnert eine Viertelstunde lang seine Biens und Bravos, und dieß nicht etwa, weil jene Künsteleien es wirklich ergötzten, sondern weil es la costumbre hat, solche Triller für das Meisterhafteste zu nehmen. Unbegrenzt ist dabei die Eitelkeit der singenden Künstler, welche sich bei jedem Bravo tief verneigen, und wie mit höchster Eifersucht aufeinander keine Gelegenheit dazu vorüber gehen lassen, glücklich, mit solchen Verneigungen hinter die Coulissen treten zu können. Von der Ouvertüre hört man nichts, weil das Publikum dann schwatzt; man horcht aufmerksam nur der Beweglichkeit der trillernden Kehlen. Den größten Lärm macht die vornehme Welt in den Logen; die bazà gente ist meist ruhig und horchend, und wiederholt oft vergeblich, den erzürnten Blick

nach den Logen gewendet, das pſt! pſt! Die vornehmen Damen erſcheinen immer in voller Toilette; ſie kokettiren wie auf den Straßen und überall; der Fächer bewegt ſich unaufhörlich in ihrer Hand, und das Knacken bei ihrem Auf- und Zuſchlagen muß man überhören lernen. Bei manchen Paſſagen nicken die Herren und Damen in den Logen mit den Köpfen wie zum Takte, um ihren Kunſtgeſchmack recht auffallend an den Tag zu legen; aber beim Beifalljauchzen des Volkes fallen ſie gewöhnlich in ein ſtarkes Gähnen, um damit anzudeuten, daß ſie, die Kunſtverſtändigen, nicht Alles billigen. In Ermangelung einer höhern dramatiſch nationalen Muſik iſt die italieniſche für die Südländer wie geſchaffen, für ihre leicht flammende und leicht verlöſchende Leidenſchaft, oberflächlich, zierlich, beweglich, oft lärmend und brauſend, wie ſie ſelbſt. Wie iſt doch die Erhabenheit der altitalieniſchen Muſik ſo ganz aus der neuitalieniſchen verſchwunden! Ein Ohrengekitzel, das das Gemüth kalt läßt! Sie hat nichts tief Aufregendes und Verſöhnendes, nichts zum Himmel Erhebendes. Unſere deutſche Muſik, nicht blos unſere Symphonien, die meiſten unſerer Opern würden vorerſt bei den verdorbenen Menſchen hier gar nicht begriffen werden. In Deutſchland allein habe ich Muſik gehört, in Spanien allein tanzen geſehen. Der Italiener ſingt und trillert, der Franzoſe deklamirt. Wenn man will, haben die Franzoſen Nationales in den Vaudevilles; doch dieſe Couplets, wovon ihr Mund überfließt, ſind nur eine andere Art von Deklamation, bei aller Abwechſelung in der Melodie doch immer dieſelbe Flachheit, Muſikloſigkeit, Einförmigkeit; ſelbſt die Eleganz darin tödtet die etwaige Muſik. England, ſollte man denken, habe viele muſikaliſche Elemente; man erwartet es ſchon von ſeiner germaniſchen Grundlage; auch klingen uns die Ohren oft von den luſtigen Liedern des alten Englands, von den Matroſenliedern und von den ſchottiſchen Nationalgeſängen;

allein das Geräuſch der Werkſtätten, das Geknarre der Maſchinen, das Geſumſe der Spinnkaſernen abſorbirt den Ton, und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen mit Dampf benimmt ihnen gar den Athem zur deutlichen Sprache. Deutſchland iſt das Land der Muſik. —

Indeß iſt die wenig bekannte altſpaniſche Kirchenmuſik noch nicht in der Heimath vergeſſen worden; beſonders herrlich ſind die Dichtungen für die Orgel, und man hört in den ſpaniſchen Kirchen faſt nur den gewaltigen feierlichen Orgelklang und den mächtigen Geſang der Chorherrn. Auch werden einige neuere Componiſten leichterer Muſikgattung gerühmt; unter den lebenden nennt man Pecenza, Tradier, Carnicer, Saldoni, Aguado. Sogar beſteht zu Madrid eine philharmoniſche Geſellſchaft, die aus allen Meiſtern und Dilettanten der Muſik zuſammengeſetzt iſt, aus einer kleinen Beiſteuer Concerte beſtreitet, und überdieß noch unentgeltlichen Unterricht in der Muſik ertheilt.

Nur zu gern bildet ſich ein fertiges Urtheil über ein Volk nach den erſten Eindrücken, welche man im fremden Lande empfängt, nach dem Einzelnen, Beſondern, Ungewöhnten, Auffallenden, das ſich gerade von den Aeußerlichkeiten deſſelben uns zuerſt aufdringt, mit einem Worte nach der Schale und nicht nach dem Kerne. Auch darf man eine Nation nicht nach dem augenblicklichen Zuſtande ihrer Bühne und ihres Kunſtlebens bemeſſen. Denn es iſt Thatſache, daß dieſes nicht immer ihrer wahren Geſtalt und ihrer Fülle abſpiegelt, ſondern oft nur gewiſſe oberflächliche Richtungen. Ein Volk aber, das wie das ſpaniſche ſich bereits in allen Richtungen der Kunſt bewährt und unvergängliche Werke geſchaffen hat; das unter den widerwärtigſten, despotiſchen und fremden Einflüſſen ſich fortwährend ein nationales Luſtſpiel zu bewahren gewußt hat; das heute in regſter Thätigkeit wieder begonnen hat, nach allen Richtungen neue

Kunſtblüthen zu treiben: ein ſolches Volk muß eine hohe innere Lebensfriſche haben und kerngeſund ſein.

Es iſt angenehm, mit gebildeten Spaniern über ihr Vaterland, über ihre patriotiſchen Hoffnungen zu ſprechen. Von jener Tüchtigkeit ihres Volkes durchdrungen, trifft man bei ihnen nur ſelten die patriotiſche Eitelkeit, Schwäche und Suffiſenz der Franzoſen. Sie begreifen ſehr wohl, in welchen Stücken ihnen andere Nationen vorausgeeilt ſind, in welchen Richtungen ſie Rückſchritte gemacht haben, und ſtatt ſich mit der Vergangenheit zu brüſten, beklagen ſie die Gegenwart und ſtreben mit edler männlicher Kraft dem beſſern entgegen. Das iſt nicht die geringſte Eigenſchaft, die Einem die ſonſt ſtolzen Spanier ſo lieb und herzig macht. Ich will ſie über ihre moderne Dichtkunſt ſelbſt urtheilen laſſen. Ueber das jetzige Spaniſche Theater ſagt die Madrider Zeitſchrift el **Artista**, ein für moderne ſpaniſche Literatur ſehr intereſſantes Blatt:

„Seit dem Untergange der Schule Lope's und Calderon's hat das Spaniſche Theater durch Ueberſetzungen oder Nachahmungen Franzöſiſcher Bühnenſtücke ſich aufrecht erhalten. Moratin war Molières würdiger Mitbewerber, und die klaſſiſche Tragödie wurde von Männern angebaut, denen man ein bedeutendes Talent nicht abſprechen konnte, obſchon ſie Alle hinter Corneille, Racine und Voltaire zurück blieben. Diejenige Gattung von Dramen, welche Comella, Zavala und ihre Anhänger pflegten und die eine Zeit lang auf der Bühne Glück machte, hat große Aehnlichkeit mit dem Melodrama, das man in Paris in neuerer Zeit auf die Bühne brachte. Schon ſeit den erſten Zeiten des vorigen Jahrhunderts beſitzen wir kein echt Spaniſches Theater mehr, ſondern ein aus der Fremde eingeführtes.

„Dieſe Demüthigung, ſo unwürdig eines Volkes, das im ſiebzehnten Jahrhundert durch ſeine literariſchen Leiſtungen

ganz Europa vorleuchtete, hat bis auf den heutigen Tag fortgedauert. Wenn das Drama der Reflex des ſittlichen Lebens, der Ideen und Gefühle der Geſellſchaft iſt, und wenn dieſe im ganzen civiliſirten Europa, mit wenigen faſt unmerklichen Abſchattungen, gleicher Art ſind, ſo dürfte es wohl Keinem eine leichte Aufgabe ſein, gegen die dramatiſchen Geſetze einer Nation ſich aufzulehnen, die vermöge ihrer geographiſchen Lage, ihrer Intelligenz und Bildung an der Spitze der ſocialen Bewegung ſteht. Rom, die Herrſcherin der Welt, entlehnte ſein Theater und ſeine Literatur von dem unterworfenen Griechenland. Paris iſt das Athen der Gegenwart.

„Damit ſei aber nicht geſagt, daß wir auch an literariſchen Ungeheuern Geſchmack finden ſollen, die eine Ueberſättigung am Schönen in Frankreich zur Welt bringt, oder daß wir die Schätze unſeres eigenen Theaters, obwohl ſie veraltet ſind, gering achten und, aus unbedingter Vorliebe für die neuen Vorbilder, die Prinzipien der öffentlichen und häuslichen Moral in den Staub treten ſollen.

„Man wäre berechtigt, zu erwarten, daß jeden Bühnendichter die Stimme ſeines Gewiſſens zu ſolchen Betrachtungen aufforderte; aber leider geſchieht dies nicht, oder das Gewiſſen bleibt ungehört. Unſer heutiges Theater iſt nur ein armſeliger Wiederhall des Franzöſiſchen. Zwar hatten wir in einer Zeit, die noch nicht allzu fern liegt, das fremde Joch bis zu einem gewiſſen Punkte abgeſchüttelt; wir erkühnten uns, viele der wunderbaren Schöpfungen des 17ten Jahrhunderts, ſo gut oder ſo ſchlecht es gehen wollte, in neue Formen zu gießen; ja, einzelne Autoren verſuchten ſogar mit ziemlichem Erfolge Nachahmungen der alten nationalen Meiſterwerke und bemühten ſich dabei, dieſes Genre den Sitten und der Geſchmacks-Richtung des modernen Spaniens anzupaſſen. Allein dieſe lobenswerthe Kühnheit der Autoren ging ohne Zweifel mit den Schauſpielern zu Grabe, die den

Geiſt ihrer Werke erfaßt hatten und ſie würdig darzuſtellen verſtunden.

„Jetzt iſt das Spaniſche Theater weſentlich Franzöſiſch, weil man — ſehr wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — nur ſolche Stücke aufführt, die aus dem Franzöſiſchen überſetzt oder den Werken der Pariſer Bühnendichter nachgeahmt und nachgeſtümpert ſind. Dieſe gehören aber zu drei unter ſich ſo verſchiedenen Genres, daß man denken ſollte, ſie ſeien in eben ſo vielen durch große Intervalle getrennten Zeitaltern geſchrieben.

„Das erſte Genre iſt das klaſſiſche, welches man noch nicht ganz von der Franzöſiſchen Bühne verbannt hat. Das zweite, deſſen Karakter die feine Satire iſt, könnte horazianiſch genannt werden. Dieſes Genre tadelt und ſtraft, ohne die Eigenliebe oder das Gefühl der Scham zu verletzen; es ſchildert uns mit Anmuth und Geſchmeidigkeit, aber fern von ehrgeizigen Anſprüchen, die Scenen des Privatlebens und begnügt ſich, wenn ihm ein beifälliges Lächeln zum Lohne wird. Es iſt urban und ſittlich und eignet ſich zur angenehmen Unterhaltung eines ſchon übercivilisirten Publikums. Dieſe Art von Bühnenſtücken hat Scribe's Ruhm begründet. Das dritte Genre endlich, dem wir hölliſch oder teufliſch als Prädikat beilegen möchten, iſt dadurch ſchon zur Genüge karakteriſirt. Obgleich noch von ſehr jungem Datum, ſcheint es doch in ſeinem Heimathlande ſchon aus der Mode zu kommen; nur in Spanien, wo ſo mancher übelberathene Dramatiker ihm blindlings gehuldigt hat, iſt wenig Ausſicht zu ſeiner baldigen Verdrängung. Wir dulden den ausländiſchen Unfug länger in unſerer Mitte, als der Ausländer ſelbſt, der ihn ans Licht gefördert. Calderon iſt uns nicht mehr romantiſch genug; wir können es ihm nicht verzeihen, daß er die Moral ungefährdet läßt, wie ſehr er auch über die Einheiten des Ariſtoteles ſich hinwegſetzen möge.

„Die Luſtſpiele unſeres Moratin werden nicht mehr aufgeführt, und warum? — weil der ganze gebildete Theil des Publikums ſie auswendig weiß und den Schauſpielern ſouffliren könnte, was freilich eine fatale Sache wäre. Seine Vollkommenheit ſelbſt verſperrt dieſem Dramatiker den Weg zu ſeinem theatraliſchen Glücke, wenigſtens in dieſem Augenblick. Man will Dramen ſehen, die noch nicht bekannt ſind, was auch ſonſt an ihnen ſein möge.

„Daß Calderon von der Bühne verbannt iſt, hat einen tieferen Grund. Wir wollen dieſen Genius nicht hören, weil wir ihn nicht verſtehen. Die ritterliche Sprache des Zeitalters Philipp's IV. iſt für uns ein ausgeſtorbenes Idiom, wie das Lateiniſche oder das Griechiſche. Wir haben die Liebe materialiſirt, verächtlich gemacht; und unſere Begriffe von Ehre ſind ganz anderer Art, als ſie in jenem Zeitalter geweſen.

„Warum aber ſelbſt Lope, Tirſo und Moreto ihren Abſchied erhalten haben, iſt viel ſchwerer zu ſagen. Nur die Tyrannei der Mode vermag dieſes Phänomen zu erklären. Lope iſt Meiſter in zärtlichen Leidenſchaften; Tirſo hat etwas Schalkhaftes, aber auch Urbanität und Attiſches Salz; Moreto dürfte wohl den größten komiſchen Genius aller Völker ſich anreihen. Unſere heutigen Sitten und Gefühle ſind nicht viel anders als diejenigen, welche von den erwähnten Bühnendichtern geſchildet werden — warum alſo wollen wir ihre Stücke nicht mehr ſehen? Warum finden wir nur an Gräueln und Ruchloſigkeiten eine Augenweide und einen Ohrenſchmaus?

„Iſt etwa dieſe barbariſche Rohheit den Sitten des jetzigen Jahrhunderts homogen? Gott bewahre! Die geiſtige Aufklärung hat unſere Gefühle veredelt, unſere Leidenſchaften gemäßigt. Schon im Jahre 1832 machte der berühmte Chateaubriand auf den Kontraſt aufmerkſam, welchen die

Gräuel der Bühne im Vergleich mit den milden Sitten des öffentlichen und häuslichen Lebens darbieten. Die Poeſie, ſonſt ſo vorzugsweiſe geeignet, die Gemüther zu entwildern, hat in unſeren Tagen, wie es ſcheint, das gerade Gegentheil zur Aufgabe ſich gemacht. Sie will moraliſche Scheuſale aus uns machen und alle Bande zerreißen, durch welche der Menſch mit dem Menſchen befreundet wird.

„Solcher Mißbrauch der dramatiſchen Freiheit kann zu allen Zeiten nur unſelige Folgen haben; und aus wie viel ſtärkerem Grunde in einer Periode blutigen Bürgerkrieges und allgemeiner Noth und Trübſal? Welche Ausſicht in die Zukunft, wenn man unſeren unglücklichen Mitbürgern jetzt, da ihre Leidenſchaften aufs Aeußerſte erregt ſind, den Menſchen vorführt, der nichts glaubt und nichts hofft, als die Befriedigung ſeiner Gelüſte oder den Tod! Und haben wir nicht ſchon Beiſpiele von den Wirkungen dieſer hölliſchen Literatur auf erhitzte jugendliche Gemüther?

„Aber noch verderblicher iſt ihr Einfluß auf die politiſche Geſinnung. Wir haben eine monarchiſche Regierung; warum dulden wir alſo Bühnenſtücke, die ſo beſchaffen ſind, als wären ſie abſichtlich geſchrieben, um dieſe Regierungs-Form gehäſſig zu machen? Warum duldet man öffentliche Verleumdungen der gekrönten Häupter und der Geiſtlichkeit bei einem Volke, das einen Thron und einen poſitiven Glauben hat? Warum iſt, unter ſo vielen antimonarchiſchen Dramen, nur eines auf die Bühne gekommen, in welchem, und zwar ohne Verſtoß gegen die hiſtoriſche Wahrheit, der erhabene Karakter einer Spaniſchen Königin geſchildert wird? Warum hat man, unter ſo vielem Abſchaum, nur Ein Drama geſehen, in welchem der Verirrung eines Augenblicks ein vieljähriges, der Tugend geweihtes Leben folgt? Warum endlich erweist man nur zwei echt Spaniſchen Bühnenſtücken die Ehre, ſie auf Spaniſchen Theatern erſcheinen zu laſſen?

„Unverzeihlich ist es auch, daß wir gleichgültig zusehen, wenn man uns die Personen Philipp's II. und seines Sohnes Don Carlos in dem ganzen Nimbus von Abscheulichkeiten und Verleumdungen vorführt, womit deutsche und französische Historiker sie umgeben haben. Sollen wir es noch ferner ertragen, daß Don Carlos als charakterloser Wüstling auf der Bühne erscheint — wie z. B. in einem bekannten Produkte Victor Hugo's — und daß man Philipp II. seinen Sohn und seine Gemahlin hinrichten läßt?

„Das Publikum, welches einige Schauspiele von diesem Kaliber mehr staunend als mit Interesse aufgenommen, verabscheut sie schon jetzt, nachdem es ihre moralische Tendenz durchschaut hat. Allein die Gefahr ist darum nicht beseitigt; und wer steht uns dafür, ob diese unseligen Produkte durch das Talent der Schauspieler und den ansteckenden Beifall demokratischer Schwindelköpfe nicht wieder zu Ehren kommen werden? Nach unserer Meinung ist es Pflicht der obersten Behörde, den Thron und die Geistlichkeit vor öffentlicher Verunglimpfung zu verwahren und nimmermehr zu gestatten, daß man die Grundfesten der Moral untergrabe.

„Das Gesetz ist vorhanden: die Censur der Theaterstücke gehört zu den Obliegenheiten der Regierung. Aber diese heilsame Einrichtung ist in den politischen Stürmen unserer Tage beinahe ganz annullirt worden. Möchte sie wieder frisch in's Leben treten und energische, aber auch behutsame Anwendung finden; denn übertriebene Strenge würde ein Drama unverdienter Weise berühmt machen: es käme in den Geruch des Märtyrerthums. Wir leben in einer Zeit, wo es schon Unterdrückung heißt, wenn man dem Uebel entgegenwirkt, und wo jeder Vorwand zur Opposition für gut und gültig angesehen wird.

„Dieser Artikel soll keinen literarischen Zweck haben, sondern einen moralischen. Wir kümmern uns weder um

die Einheiten des Ariſtoteles, noch um den Streit zwiſchen Klaſſikern und Romantikern, noch endlich um die abſolute Emancipation von jeder Schule, ſofern ſie nur äſthetiſcher Art iſt; aber es liegt uns viel, ſehr viel daran, daß die Prinzipien, auf welche unſer Glaube, unſere Verfaſſung und unſere häusliche und bürgerliche Moral ſich gründen, von dem Schriftſteller, dem Darſteller und dem Zuhörer reſpektirt werden."

Die moderne ſpaniſche Poeſie ſpiegelt den Zuſtand wieder, in welchem Spanien ſich befindet, ſeine Verwirrung, ſeine Kriſen, ja ſeine tiefe Erniedrigung. Die ſpaniſchen Dichter, welche heute leben und mit dem Jahrhundert oder ſpäter geboren wurden, haben ſich faſt ganz durch ſich ſelbſt gebildet, weil ſie keiner beſtimmten Schule und Richtung folgen wollten, noch konnten. Ihre Produktionen zeichnen ſich weder aus durch Nachahmung der Natur und Lebensfriſche, noch durch Tiefe, gründliches Wiſſen oder Ideenfülle; ſie haben weder eine rein klaſſiſche, noch rein romantiſche Richtung. Keinem Vorgänger ausſchließlich folgend, ahmen ſie Alle nach. Sie theilen hierin das Verhängniß, welches auch ihr unglückliches Vaterland fortreißt: wie man heute in Spanien die Conſtitutionen, den Despotismus, die Immoralität, den falſchen Republikanismus, kurz alles das nachahmt, was wir nur in der modernen Geſellſchaft Irrthümliches und Fingirtes finden, ſo ahmen die Spanier auch die Literaturen der andern Länder, ſo wie ihre eigene alte mit aller jener Uebertreibung und Verwirrung nach, welche die politiſchen Convulſionen ſtets nach ſich ziehen, woher ſie auch kommen mögen. Unter dieſen Umſtänden muß Niemand in den Werken der modernen ſpaniſchen Dichter Urſprünglichkeit und Solidität erwarten. Eben ſo wenig zeichnen ſie ſich durch den hohen Geiſtesſchwung und die unnachahmliche Grazie aus, durch welche die Dichter des 16. Jahrhunderts

die ſpaniſche Sprache verewigten. Welches iſt denn nun ihr Verdienſt? Eines haben ſie wenigſtens: vergleicht man ſie mit den ſpaniſchen Dichtern des 18. Jahrhunderts und den frühern, noch zu dieſer Schule gehörigen, ſo bemerkt man, daß die Dichter des gegenwärtigen Jahrhunderts eine reifere, höhere Anſicht von dem Gegenſtande und dem Zwecke der Poeſie haben: in ihrer ganzen Art, die Kunſt zu betrachten und zu behandeln, ſind ſie nicht mehr ſo ausſchließlich und kleinlich; auch zeigen ſie mehr Geſchmack in der Form. Man nehme hinzu, daß die Dichter des 18. Jahrhunderts nichts ſahen, noch nachahmten, als nur allein die franzöſiſche Literatur, und unter ihrem Einfluſſe die lateiniſche. Dagegen haben die gegenwärtigen Dichter mehr Kenntniß von der engliſchen und deutſchen Poeſie; ſie ſchätzen und benützen mehr als ihre Vorgänger die ſpaniſchen Dichter des 16. Jahrhunderts, ſie ſtudiren ein wenig mehr den reichen Schatz der Bibel und erfriſchen in ſich das durch Aeußerlichkeit erſtorbene religiöſe Gefühl. Alles dies mußte nothwendig dazu beitragen, daß ihre Schöpfungen Verbeſſerungen und Fortſchritte durchſchimmern und noch größere hoffen laſſen. Auch zeichnen ſich die gegenwärtigen Dichter Spaniens vor denen des vorigen Jahrhunderts durch größere Harmonie aus: im Allgemeinen ſind ihre Verſe zierlicher, melodiſcher, leichter gebaut, obgleich ſie auch in dieſer Beziehung die alte Klaſſicität bei weitem nicht erreichen.

Was am meiſten an den Werken aller modernen ſpaniſchen Dichter auffällt, iſt, daß darin ein gewiſſer melancholiſcher, trauriger Klang herrſcht, der ſich oftmals in Töne des höchſten Schmerzes, ja der Verzweiflung auflöst. Es mag beim erſten Anblick erſcheinen, als ſeien dies nur Reminiscenzen aus den romantiſchen Dichtern des Nordens von Europa; denn Melancholie, Akte der Verzweiflung ſind auf der Halbinſel wenig gekannt, ihre alte Poeſie iſt ſo heiter

wie ihr Himmel, ſo feurig und humoriſtiſch wie das Volk Alleln in Wirklichkeit iſt jener Schmerz und jene Verzweiflung eine Frucht des moraliſchen Einfluſſes, welchen der traurige Zuſtand, in welchem Spanien ſchon ſeit Beginn des Jahrhunderts hin und her wankt, auf die poetiſchen Gemüther ausübte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen, beſſern Ordnung, das Ringen darnach weckt und nährt zwar Kräfte; allein die blutigen Reaktionen, das lange, bittere Unglück der Nation hemmen das Aufkommen des Genies. Auf wahre Klaſſicität, auf mächtiges Eingreifen in die Richtung und den Geiſt der ganzen Nation, auf die Bildung einer neuen Epoche in der heimiſchen Literatur kann kein ſpaniſcher Dichter unſerer Zeit Anſpruch machen. Bei alle dem iſt die Epoche ſehr fruchtbar an Dichtern, oder zum wenigſten an Verſificadores von einigem Verdienſte. Hier folgen die Namen der vornehmſten.

Don Joſé de Espronceda; ſeine Verſification iſt immer ſchön, leicht, natürlich, die Form ſeiner Poeſien angenehm und verführeriſch. Er ahmt Byron, Victor Hugo und Oſſian nach. Seine Meinungen und Ideen ſowohl in literariſcher, als in politiſcher Beziehung bilden in ſeinem Kopfe eine complete Anarchie. El Pirata, Fragmente eines epiſchen Gedichts, el Pelago und el Mendigo ſind ſeine beſten Sachen. Don Ventura de la Vega zeichnet ſich durch die formelle Schönheit und Harmonie in ſeinen Verſen aus. La Ajitacion iſt eines ſeiner ſchönſten Gedichte. Er hat auch verſchiedene Theaterſtücke verfaßt, welche mit Beifall gegeben wurden. Don J. Bermudez de Caſtro; ſein Gedicht vom Tage de los Difuntos iſt ſehr gut. Er hat viel Geiſt und Beredſamkeit. Don Luis de Uſoz y Rio hat manches Gute in der Zeitſchrift el Artiſta; er zeichnet ſich durch ernſtes Studium aus, und haßt die franzöſiſchen Bücher, welche er in ſeiner Kindheit knechtiſch copirte und überſetzte.

Er iſt noch jung, fleißig, von republikaniſchen Grundſätzen. Don Manuel Breton de los Herreros, ein lyriſcher und Theaterdichter (poeta lirico y comico), iſt der fruchtbarſte und einer der beliebteſten und geleſenſten ſeiner Zeitgenoſſen. Er hat einen Band lyriſcher Gedichte und verſchiedene beliebte Comödien herausgegeben. Don Seraſin C. Calderon hat einen Band ſeiner lyriſchen Gedichte veröffentlicht; eben ſo Don J. B. Alonſo. Don Ramon de Meſonero Romanos iſt ein guter Beſchreiber der ſpaniſchen Gebräuche. Er hat zwei Bände darüber unter dem Titel del Curioso parlante herausgegeben. Don Nicome des Paſtor Diaz iſt ebenfalls unter die beſſern Dichter der Gegenwart zu zählen.

Es giebt noch viele andere Dichter, mehr oder weniger bekannt, mehr oder weniger ergriffen von dem wilden Strudel und der geiſtigen und materiellen Verwirrung, worin ſich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden. Wie geſagt, ſie ſind faſt alle mehr Verſificadores, als Poetas, und welche dieſen letztern Namen verdienen, bleiben doch immer, als Nachahmer, in unermeßlicher Entfernung von den großen Vorgängern; ſchon lange lebte kein Spanier von dem moraliſchen Einfluſſe eines Schiller, Göthe, Scott, Byron, Calderon, Cervantes. Die Nation erwartet noch ihren begeiſterten Sänger, wie ihren ordnenden Staatsmann. Wie der Gefangene bei ſeiner Befreiung nicht urplötzlich zur Freudigkeit und vollen Lebensfriſche zurückkehrt, ſo iſt auch noch der ſpaniſche Genius gelähmt durch den Anblick der zerbrochenen Ketten und ihrer unglückſeligen Folgen. Aber der Unterſchied, welcher augenſcheinlich zwiſchen den Dichtern dieſes und des vergangenen Jahrhunderts beſteht, läßt uns an Verbeſſerung, an Fortſchritt und höhern Aufſchwung der ſpaniſchen Literatur glauben. Die Themate von Liebe, Schönheit, Galanterie ſind über die Maßen abgeſponnen; tiefere, politiſche und religiöſe Bedürfniſſe, wovon der Kern der

Nation ſchon das Vorgefühl hat, müſſen ſich lebendig in dem Dichter regen, in ihm zur klaren Anſchauung kommen und begeiſternd von ſeinen Lippen ſtrömen, ſoll für Spanien wieder eine höhere Bahn der Kunſt durch den angehäuften Sand und die verſteinerte Routine gebrochen werden.

Noch muß ich hinzufügen, daß Martinez de la Roſa, der Zuſammenſetzer des Estatuto real, ſich ſeinen jüngern Kunſtgenoſſen an die Seite ſtellen darf. Seine Verſe ſind von außerordentlichem Wohlklang und ſtets voll Eleganz, und ſeine Comödien im Volke noch immer beliebt, trotz des in politiſcher Beziehung ihm geſprochenen Urtheils. Jetzt lebt er wenigſtens ſcheinbar in Unthätigkeit, nur einigen neuen Künſtlergeſellſchaften ſteht er mit Rath und That bei.

— Unter den gelehrten Geſellſchaften muß vorab die ſpaniſche Akademie genannt werden, die ſeit einem Jahrhundert über die Reinheit der Sprache wacht und auf die Nachweiſung jedes ſpaniſchen Worts, das aus früherer Hinneigung zu fremden Sprachwendungen durch ein fremdes erſetzt wurde, einen Preis geſetzt hat; auch dient ſie dem Verſtändniß alter vaterländiſcher Werke und hält die reichen Quellen der ſchönen ſpaniſchen Sprache laufend und rein; auch giebt ſie von Zeit zu Zeit ein Wörterbuch heraus, worin die Veränderungen in ihrer Nothwendigkeit nachgewieſen ſind und der Läuterungsproceß vor ſich geht. Dieſes die Sprache veredelnde Inſtitut ſteht in hoher Achtung. — Die Akademie der Geſchichte, faſt gleich alt, entwickelt eine immer höhere Thätigkeit; ihr ſtehen alle Bibliotheken und Archive offen, ihr wird von jedem wichtigen Document der Zeit eine Abſchrift mitgetheilt und auf Koſten der Regierung die Bücher gekauft; eben jetzt giebt ſie alle Inſtitutionen und Beſchlüſſe der alten Cortes heraus; ihre Mitglieder ſind zu gelehrten Arbeiten verpflichtet, die ſich auf Documente ſtützen müſſen. — Das hydrographiſche

Kabinet veröffentlicht, nach Documenten aus den Archiven, die Reiſen der alten Spanier, die intereſſanteſten von allen, giebt auch See- und Landkarten heraus und ſteht in Verbindung mit den verwandten Geſellſchaften Europa's.

Ein freier Verein, jetzt an 500 Mitglieder aus allen höher gebildeten Ständen zählend (gegen den monatlichen Beitrag etwa von einem Kronenthaler), iſt das Athenäum; es hat in ſeinem großen Local 17 Lehrſtühle, wo ausgezeichnete Männer, wie Benavides, Valle, Galiano, Pacheco, meiſt auch Cortesdeputirte, das wißbegierige Publikum unentgeldlich unterrichten, man Vorträge über heimiſche, deutſche, engliſche, franzöſiſche ꝛc. Literatur, über Geſchichte, Phyſik, Geologie, Archäologie, Volkswirthſchaft, Recht und Landesgeſetze hören kann. Es beſitzt eine gute Bibliothek, jedem zugängliche Leſezimmer, Sammlungen aller Art, auch Kunſtſchätze. Sein Hauptzweck iſt, Wiſſenſchaft und Literatur zu fördern und den Sinn dafür zu wecken. — Das Lyceum beſchäftigt ſich ausſchließlich mit den ſchönen Künſten und in ihm ſcheint die alte Kunſtzeit wieder aufzuleben. Es hat den großen Palaſt Villahermoſa am Prado gemiethet, eines der erſten Granden Spaniens, und zählt weit über 500 Mitglieder, worunter auch Damen (gegen den monatlichen Beitrag von einem Thaler). Dort ſieht man Maler, Bildhauer, Graveurs, Holzſchneider in Thätigkeit; Tonſetzer, Dichter tragen ihre Werke vor, weibliche, ſonore Metallſtimmen bewundert man wie die Redeflüſſe junger Stegreifdichter; auch kleine Schauſpiele werden aufgeführt. Alle Leiſtungen müſſen original ſein: wöchentlich in der Competenzſitzung halten die Mitglieder ein ſtrenges Schiedsgericht zur Prüfung der vorgelegten Schauſtücke, Statuetten, Bilder, Tonwerke, Verſe. Ausübende Künſtler und Kunſtverſtändige wirken ſo in Gemeinſchaft auf die Kunſtbildung der Nation und legen gerade zur Zeit, wo zwar der Bruderkrieg Spanien verheert, wo

aber mitten in den Kämpfen die ſocialen Zuſtände freier geworden ſind, die Grundlage zu einer neuen ſpaniſchen Kunſtepoche. Das Lyceum zählt für die Abtheilung der ſchönen Literatur Martinez de la Roſa, Breton de los Herreros, Torilla, Espronceda und andere, für die der ſchönen Baukunſt Ogarrio, Alvarez, Gomez de la Fuente, Mariategui, und ſo die vorzüglichſten jeden Faches zu ſeinen thätigſten Mitgliedern. — Das ſpaniſche Inſtitut, ebenfalls viele Mitglieder zählend, weiht ſich dem Nützlichen und Nothwendigen, ohne jedoch von der Belehrung die angenehme Unterhaltung auszuſchließen; es hat Lehrſtühle für Mathematik, Zeichnen, Numismatik, Stenographie, Staatswirthſchaft, lebende Sprachen, Muſik.

Außer den genannten, der Univerſität und vielerlei Schulen, giebt es noch einige andere öffentliche und wiſſenſchaftliche Anſtalten ſo wie ausgezeichnete Sammlungen, die mit den vorzüglichſten anderer Länder wetteifern, was alles der edlen Wißbegierde des ſpaniſchen Volks die Thore aufſchließen muß, wie ſich ſchon ſeit den wenigen Jahren freierer Bewegung zeigt. Damit muß man noch die ungemein vermehrte und vergeiſtigte Thätigkeit der Preſſe in Verbindung bringen: in Madrid allein erſcheinen 10 politiſche und bereits 16 wiſſenſchaftliche und literariſche Blätter, die noch immer an Zahl und was noch beſſer iſt, auch an Güte zunehmen; einige Militärzeitungen und ein Blatt für die katholiſche Kirche. Man wird nicht leugnen, daß aus dem allen ein ungewöhnliches Streben der Nation nach geiſtiger Bildung hervorgeht, das um ſo mehr Anerkennung verdient, als ſie auf dem Vulkan des Bürgerkriegs und der Revolution ſteht, und die bloße Furcht vor Umwälzungen, die hier doch am größten ſein müßte, in andern Ländern nur zu oft alles geiſtige Bedürfniß gewaltſam zurückgepreßt hält.

Zweites Kapitel.

Wellington als Feldherr und als Staatsmann über Spanien.

Wenn man den Zuſtand des ſpaniſchen Heerweſens zu Anfang des Befreiungskampfes (1808), wie er in „the **Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington** etc.“ geſchildert wird, mit dem gegenwärtigen vergleicht, ſo muß man geſtehen, daß daſſelbe wahrhaft erſtaunliche Fortſchritte gemacht hat. Nach der Schlacht von Talavera (am 27. und 28. Juli 1809) ſchreibt Wellington: „Ich getraue mir nicht, die ſpaniſchen Truppen in das Vortreffen zu ſtellen und damit einen Theil der Laſt von uns abzuwenden; ſie ſind zu elend disciplinirt und ohne tüchtige Officiere. Dieſe Truppen können das einfachſte Manöver nicht ausführen. Sie würden in eine unheilbare Verwirrung gerathen und die Folge würde ſein, daß alles zu Grunde ginge.“ — „Sie ſind Kinder in der Kriegskunſt und thun nichts wie es ſich gebührt, außer daß ſie davon zu laufen und ſich wieder im Naturzuſtande zu ſammeln verſtehen. Ich glaube wirklich, daß die gegenwärtige Regierung Spaniens viel Schuld an dieſen Mängeln hat. Sie verſuchte das Reich in einem Zuſtande von Revolution, mit Beobachtung der hergebrachten Ordnungen und Formen, aber mit Hülfe des ſogenannten Enthuſiasmus zu regieren, der jedoch zu gar nichts behülflich, ſondern nur eine Entſchuldigung für die Unordnung iſt, in welcher alles geſchieht, und für den Mangel an

Botmäßigkeit und Kriegszucht bei den Heeren. Manche Leute sind geneigt zu glauben, Enthusiasmus habe die Franzosen durch ihre Revolution geführt und jene Anstrengungen erzeugt, welche beinahe die Welt erobert haben; sieht man aber genau zu, so findet man, daß Enthusiasmus nur der Name war, Gewalt hingegen das Werkzeug, das unter der Schreckensherrschaft jene ungeheuren Mittel bereitete, wodurch die Verbündeten zuerst gehemmt wurden, und daß die Beharrlichkeit bei demselben Verfahren, das alle Leute und alles Vermögen zum Kriegsdienste verwendet, nachher Europa besiegt hat."

Eine gewisse Einseitigkeit im Urtheil bei aller Schärfe zeigt Wellington bei jeder Gelegenheit, wo vom Enthusiasmus der Spanier gegenüber ihrer Kriegszucht die Rede ist, ja er scheint oft die Portugiesen höher zu stellen als die Spanier, blos weil sie weniger enthusiastisch, träger, gleichgültiger seien.

„Die trübe Lage der Sachen," schreibt Wellington ein anderes Mal: „ist die Wirkung gewisser Fehler des spanischen Nationalkarakters und dazu der falschen Grundsätze, nach denen bisher in diesem Lande gehandelt worden ist. Keine eigentliche Armee; keine Gewalt, eine in Zucht zu halten; kein Mittel, sie zu verpflegen, zu bewaffnen und zu kleiden. Der Krieg auf der Halbinsel kann also, soweit Spanien betheiligt ist, nicht regelmäßig geführt werden." — An Lord William Bentinck schreibt er in Bezug auf einen in Italien gegen die französische Herrschaft zu bewerkstelligenden Aufstand: schon lange habe er einen allgemeinen Widerstand der Völker in Europa gegen Bonaparte's trugvolle und ekelhafte Tyrannei für wahrscheinlich gehalten. Dann verstehe sich: „ihre Unterwerfung unter Kriegsordnung und Zucht von selbst; wenn aber ein Volk entschlossen ist, Bonaparte zu widerstehen und abzusagen, muß es gefaßt sein und sich nöthigen lassen, Ueberfluß und Wohlleben dahin zu geben und Alles zu

wagen in einem Kampfe, deſſen zuvor wohl zu bedenkender Zweck iſt, Alles zu retten oder nichts. Die erſte Maaßregel iſt, eine Armee, und zu deren Unterhalt das nöthige Geld durch Abgaben des Volks aufzubringen. Vor allem aber die Aufſtellung einer Regierung, die ſo ſtark iſt, daß ſie Armee und Volk anzuhalten vermag, ihre Pflicht zu thun. Dieß iſt Spaniens Klippe geweſen. Die Begeiſterung des Volkes iſt eine ſchöne Sache und nimmt ſich in Druckſchriften gut aus; aber Wirkung habe ich deren keine erfahren, außer Verwirrung." Wie aber, wenn die Spanier ohne Begeiſterung geweſen wären? Würde Napoleon dann in ihrem Lande ſechs Jahre lang den wirkſamſten Widerſtand gefunden haben? Oder würden ſie ſich ihm dann nicht, wie Italiener, Polen und Andere, angeſchloſſen und ſeine Kräfte vermehrt haben? Warum ertrugen ſie die furchtbarſten Leiden, die Verwüſtungen ihres Landes (Wellington erzählt ſelbſt einmal, das Gebiet, von Alentego bis Madrid ſei zu einer großen Wüſte geworden), den Ruin ihres Wohlſtandes, alles Elend des Kriegs, von dem das britiſche Eiland ſelbſt keinen Begriff hatte? Was hat den Franzoſen die Lebensmittel abgeſchnitten, ſie auf tauſend Punkten zugleich gequält, ihnen zahlloſe kleine Niederlagen beigebracht, ſie eben hierdurch mitunter der Mittel zu großen wirkſamen Bewegungen beraubt? Was hat die Spanier getrieben, auf den Felſen ihre Wohnung neben den Wetterwolken zu nehmen? Was hat die Vertheidiger von Zaragoza heldenſtark gemacht? Was anders als die patriotiſche Begeiſterung! Es war ja ihre Schuld nicht, daß ſie keine Ordnung, keine Armee, keine Verwaltung im Lande hatten — das war die Schuld der alten Regierung, und um ſo mehr ſind die Spanier zu bewundern, daß ſie Alles und Alles durch ihren Patriotismus erſetzen mußten und erſetzten; dieſer Patriotismus aber äußerte ſich ſpaniſch, ſüdlich, glühend und nicht engliſch und nordiſch, er äußerte

ſich ſo, daß es dem größten Feldherrn ſchien, als ſeien alle Spanier trunken. Sagt dieſer doch ſelbſt in einem Berichte an das engliſche Miniſterium: „Dieſe unglücklichen Regierungen auf der Halbinſel waren ſo abgelebt, daß mir ſcheint, es gab in Spanien und Portugal, bevor die Franzoſen eindrangen, keine Staatsgewalt. Der Einbruch der Franzoſen beſſerte nichts. Seit dem, was man in Spanien die Revolution, in Portugal die Reſtauration heißt, iſt meines Wiſſens in beiden Ländern kein Verbrechen beſtraft worden, außer Anhänglichkeit an die Franzoſen. Dieſe Unterſchleiſe und Pflichtverſäumniſſe der Beamten, dieſer Ungehorſam gegen Befehle, dieſe Unaufmerkſamkeit auf Anordnungen, das alles geht unbeachtet hin.“

„Was man in Frankreich Begeiſterung nannte,“ ſchreibt Wellington in jenem Berufe weiter an Lord William Bentinck, „war Gewalt und Tyrannei, ausgeübt durch Volksverſammlung, die zuletzt Europa umgekehrt und die furchtbarſte Gewaltherrſchaft, die je war, gegründet haben. In Spanien hat der Glaube an Begeiſterung ſogar den Verſuch, ſpaniſche Armee zu disciplíniren, gehindert. Ich lege Ihnen daher dringend an's Herz, nichts auf die Begeiſterung des Volkes ankommen zu laſſen. Geben Sie ihm eine ſtarke, gerechte, und wo möglich eine gute Regierung; vor allem aber eine ſtarke, die es zu nöthigen weiß, ſeine Pflicht zu thun; und laſſen Sie Maaßregeln für den Unterhalt der Armee gleichen Schritt mit deren Aufſtellung halten.“ Viel Treffliches, aber auch den engliſchen Feldherrn Bezeichnendes enthalten folgende Bemerkungen: „Allerdings iſt die mechaniſche Abrichtung der Soldaten ein weſentliches Erforderniß bei der Bildung einer Armee. Allein die haben nach meiner Anſicht keine richtige Vorſtellung von dem Weſen einer Armee, die annehmen, es bedürfte dazu nur wohl exercirter Rekruten. Subordination und Gewohnheit zu gehorchen iſt nöthiger,

als die Dreſſur, die mechaniſche Abrichtung beim Exerciren; und das können Soldaten nur in dem Maaße ſich eigen machen, als ſie Zutrauen zu ihren Officieren haben; ſie können aber keines zu Officieren haben, die in ihrem Berufe unwiſſend, ohne Subordination unter ſich ſelbſt ſind und keinem Befehle gehorchen. Die Verbeſſerung einer ſolchen Armee muß mit den Officieren anfangen; dann wird ſpäter auch kein Mangel an Abrichtung oder an der Uebung zu bemerken ſein. Ich bezweifle, daß man durch Einreihung einer Zahl gut abgerichteter Rekruten in die ſpaniſchen Regimenter, wie ſie jetzt ſind, irgend etwas Erſprießliches bewirken würde. Der Zweck aller Abrichtung muß ſein, Leute zu gewöhnen, daß ſie auf den Befehl ihrer Officiere, wenn ſie geordnet vor dem Feinde ſtehen, das thun, was ſie geheißen werden; und man ſetzt voraus, der ganze Haufe ſei darin gleich und die Officiere könnten die Zweckmäßigkeit des Befohlenen und der Ausführung beurtheilen. Wenige gut abgerichtete Rekruten unter viele Undreſſirte geſteckt, vergeſſen entweder das Erlernte aus Mangel an Uebung, oder verachten es als unnütz, da ſie ſehen, daß die Prahler, unter die ſie kommen, davon nichts verſtehen, oder die Unwiſſenheit ſowohl ihrer Officiere als Genoſſen verachtend, haben zu beiden ſo wenig Zutrauen als zu ſich ſelbſt.“ Wie groß waren demnach die Schwierigkeiten in Spanien, plötzlich eine gute Armee zu organiſiren!

Schon bei ſeinem erſten Vorrücken aus Portugal nach Spanien ſchlägt Wellington vor, die Spanier in die Nationaluniform zu kleiden, um der einreißenden Gewohnheit zu ſteuern, daß ſie ihre Gewehre von ſich werfen, davon laufen und ſich für Bauern ausgeben; ganze Schaaren könnten die Uniform nicht wechſeln, die Gewehre würden ihnen dann mehr Sicherheit geben und der Staat nicht ſo oft Verluſt daran leiden. „Ein anderer Vortheil wäre, daß der Feldherr

die Mannſchaften, die ſich vor dem Feinde übel halten, auf eine Weiſe, die bei den Spaniern den meiſten Eindruck macht, ſtrafen könnte, nemlich durch Erfahrung. Wird ein Haufe Bauern mit Waffen in der Hand, aber in Bauerntracht verſammelt, ſo iſt es ſchwer, die Abtheilungen oder die Einzelnen, die ſich übel gehalten haben, mit einem Zeichen zu belegen, das ſie zum Abſcheu aller ihrer Landsleute macht; und doch iſt anerkannt, daß eine ſolche Strafe zehnmal mehr wirken würde, als die, welche kürzlich in der ſpaniſchen Armee, wegen des ſchlechten Betragens einiger Abtheilungen in der Schlacht bei Talavera, vollzogen worden iſt, nemlich die Hinrichtung je des zehnten Mannes von den Ausreißern und eines Drittels oder Viertels von den Officieren." Eine eben ſo humane als merkwürdige, dem ſpaniſchen Karakter gewiß vortheilhafte Erklärung. Nach ſeiner damaligen Anſicht hätten die Spanier ſich auf Vertheidigung einſchränken und Treffen vermeiden ſollen. Aber welch einen Eindruck machte der erſte große Sieg der Spanier über die franzöſiſchen Adler!

Wellington ſah ſich wiederholt zum Abzuge aus Spanien nach Portugal gezwungen, welches ſeine Operations-Baſis, die engliſche Flotte im Tajo ſeine Verproviantirung bildete. Das machte auf ihn einen ſehr üblen Eindruck, noch weit mehr in Spanien und in England. In Spanien herrſchte großer Mangel an Lebensmitteln, oft fehlten zwei Drittel des Bedarfs an Brod, und das traf gerade die empfindlichſte Seite brittiſcher Truppen. Der Feldherr meinte, die ſpaniſche Regierungs-Junta müſſe einſehen, daß den Armeen die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit jedes Mannes, und die Arbeit jedes Thieres im Lande gewidmet ſein ſollte. „Ich halte für beinahe unmöglich, in Spanien zu bleiben, ob ich gleich alle Folgen meines Abzuges vorausſehe. Aber eine hungernde Armee iſt ſchlimmer als gar keine. Die Soldaten büßen ihre Kriegszucht und ihren guten Geiſt ein. Sie plündern

unter den Augen ihrer Vorgeſetzten. Mit dem Heere, das vor 14 Tagen ein doppelt ſo ſtarkes zurückgeſchlagen hat, müßte ich jetzt Bedenken tragen, halb ſo viele Franzoſen anzugreifen." — Indeß verliert er nie die Hoffnung, daß die Anſtrengung auf der Halbinſel mit Erfolg würde gekrönt werden. Als die Wünſche auflebten, die Cortes zu verſammeln, was von ſeinem ältern Bruder, Marquis Wellesley, engliſchen Botſchafter, und von England gern geſehen wurde, ſprach er ſofort ſeine Abneigung gegen eine neue durchaus unerfahrne Verſammlung von Volksvertreten aus, in der er eben nichts ſah, als ein Mittel zu wo möglich noch größerer Verwirrung, ein Hinderniß der Heerführer; ſelbſt wenn die Verſammlung durch Vorſichtsmaaßregeln gegen Anfälle der Volkswuth geſchützt wäre, würde er doch lieber an der Spitze der Geſchäfte einen klugen Bourbon, ſo einer zu haben wäre, als die Cortes ſehen. „Ich geſtehe, wär' ich an Bonaparte's Stelle, ſo würde ich den Engländern und den Cortes überlaſſen, Spanien ſo gut als möglich einzurichten, und würde ziemlich gewiß ſein, daß das Land ſehr bald den Franzoſen zufallen müßte." Doch giebt er zu, daß die Cortes mindeſtens den Vortheil haben würden, daß das Vertrauen des Landes mit ihnen ſein werde. Als er ſich in die feſte Stellung bei Liſſabon zurückgezogen hatte, ſchrieb er an einen vertrauten General: „Wir dürfen den Muth nicht ſinken laſſen. Ich bin faſt gewiß, die Spanier, ſo ſchlecht ihre Haltung und ihre Disciplin iſt, werden in feſten Stellungen ihre Schuldigkeit thun." — „Seitdem ich die Sachen auf der Halbinſel kenne, ſind ſie immer gleicher Geſtalt geweſen; immer ſchienen ſie verzweifelt, immer die Mittel unzureichend, und es war, als läge alles auf uns. Gleichwohl dauert der Kampf nun in das dritte Jahr, und wir müſſen ihn ſo lange fortſetzen, als wir es mit den Mitteln, die das Land uns bietet, vermögen, da uns England größere als bisher

offenbar nicht geben kann." Zu Einschiffung und Räumung Portugals wollte er sich nur dann verstehen, wenn die Nothwendigkeit solches erheischte, wiewohl er keine Vorbereitung dazu versäumte. „Je länger wir den Franzosen in Portugal widerstehen und ihre Fortschritte aufhalten können, desto mehr werden sie wahrscheinlich in Spanien Noth haben." — Er fühlte die moralische Einwirkung der defensiven Behauptung einer festen Stellung gegen die Uebermacht der Franzosen auf die ganze Halbinsel, und er opferte diesem Zwecke sogar einzelne Operationen, die einen sichern Erfolg versprachen. „Aber ich hatte nur die große Wirkung des Behauptens unserer Stellung in Portugal im Auge, und ließ mich davon weder durch die Wünsche unserer Verbündeten, ich möchte thätiger an einzelnen Punkten einschreiten, noch durch die Meinung Anderer, wir sollten das Land vorzeitig räumen, abkehren."

Anhänglichkeit an die gute Sache und Anfangs auch an die Engländer war genug da. „Die Portugiesen schicken sich besonders wohl in die brittischen Soldaten. Noch nie ist mir der geringste Zwist zwischen Officieren und Soldaten beider Nationen vorgekommen." (1810). „Das Volk in diesem Lande hat fast ohne Ausnahme zu uns Engländern eine solche Zuneigung, daß die Leute sich nicht leicht entschließen, einen Soldaten, der ihnen etwas zu Leide gethan hat, zu verklagen." — „Ich erkläre, daß ich kaum Einen Fall kenne, wo ein Portugiese, selbst vom niedersten Stande, sich mit dem Feinde auf eine, mit der Pflicht gegen seinen König oder mit den ihm ertheilten Befehlen unvereinbare Weise in Verbindung gesetzt hätte." Doch fand er große Schwierigkeiten sowohl in dem Nationalkarakter als in den Gewohnheiten der Behörden, auch der obersten. „Das Volk in Portugal hat einen Hang zur Gemächlichkeit, der noch stärker ist, als seine Furcht und sein Abscheu vor dem Feinde.

Niemand im Lande will ſein Behagen und ſeine Gewohnheiten geſtört ſehen, noch ſich gebrauchen laſſen, Andere darin zu ſtören. Die Obrigkeit mag die Einzelnen nicht zwingen, ſich ihren alten Gewohnheiten entgegenſtehenden Maaßregeln zu fügen; und die Regierung mag die Obrigkeiten nicht zwingen, zu thun, was ihnen und dem Volke unangenehm wäre." — „Ich halte die Portugieſen für die beſtgeſinnten Leute und für die herzlichſten Franzoſenhaſſer; allein es iſt in ihrer Anlage und Gewohnheit eine Trägheit, die allen unſern Berechnungen Trotz bietet." Auf einen Vorſchlag zu einer neuen Eintheilung des Königreichs erwiedert er: „Portugal iſt bereits auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe eingetheilt; die Obrigkeiten reichen zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten vollkommen zu; Geſetze und Verordnung ſind trefflich; was erfordert wird, beſteht nur darin, daß die Geſetze vollzogen werden und das Ganze in Bewegung trete." Jemand ſchlug vor, Portugal unter das Kriegsgeſetz zu ſtellen. „Das geſchieht nur, war die Antwort, wo es nöthig iſt, das Volk im Zaume zu halten. Dazu iſt in Portugal kein Anlaß. Sollte das Kriegsgericht an die Stelle der ordentlichen Rechtspflege treten, ſo müßten die Soldaten gebraucht werden, Verbrecher einzufangen, und würden, wenn der Feind da wäre, mit Sachen der Regierung beſchäftigt ſein, ſtatt in das Treffen zu gehen." — „Ich zweifle nicht, daß das Land alles was man fordert zu leiſten fähig und auch willig ſei, wenn nur die Regierung ihre Macht gebraucht, um Einzelne zu ihrer öffentlichen Pflicht mit Hintanſetzung ihrer Privatabſichten anzuhalten. Wenn aber die Oberen erwarten, daß Leute aus den niederen Ständen ihre eigenen Angelegenheiten und Geſchäfte liegen laſſen, um der gemeinen Sache zu dienen, ſo muß damit der Anfang bei den höheren Ständen gemacht werden. Dieſe müſſen gezwungen werden, ihre Pflicht zu thun, und kein Stamm, ſo vornehm er ſei, kein Schutz, wie

mächtig er ſein mag, darf die, welche dieſe Pflicht verſäumen, der verdienten Strafe entziehen.“ Als bei näher rückender Gefahr die portugieſiſche Regentſchaft eine Proclamation an das Volk beſchloß, tadelt Wellington ſie: „Immer dem Volke geſchmeichelt und immer das Volk betrogen. Jedermann in Portugal kennt die Gefahr und wünſcht ſie abgewandt; Enthuſiasmus iſt genug da; Vivatruf, Illumination, patriotiſche Feſte und Geſänge überall; woran es aber fehlt, iſt die einfache, genaue Erfüllung der Pflicht durch Jeden an ſeiner Stelle, und Gehorſam gegen den Befehl.“ Indeß bekümmerte ihn eine bedenkliche Mißſtimmung einiger brittiſcher Stabsofficiere in ſeiner nächſten Umgebung noch mehr als, wie er ſich ausdrückt, die Thorheit der portugieſiſchen Regierung. „Officiere haben das Recht, über das, was geſchieht und angeordnet wird, ihre eigene Meinung zu haben; aber Officiere hohen Ranges oder Berufes ſollten ihre eigenen Meinungen für ſich behalten; billigen ſie den Operationsplan des Befehlshabers nicht, ſo ſollten ſie das Heer verlaſſen.“ Auch das vermehrte die Schwierigkeit ſeiner Stellung, daß er über alle Beförderungen, ſelbſt die vom Gemeinen zum Corporal, erſt Bericht erſtatten und die Genehmigung abwarten mußte. „Für vorübergehende kleine Züge möchte das hingehen: wer aber, wie ich, die Disciplin eines großen Heeres in einem langwierigen Kriege zu behaupten, und die Officiere zu leiten und zu ermuntern hat, muß auch befugt ſein, die einzige Belohnung, die hier Statt findet, d. h. Beförderung zu ertheilen.“ — „Der Mißbrauch einer unbeſchränkten Befugniß zu befördern ſollte allerdings verhütet, nicht aber die Befugniß ſelbſt den Dienern der Krone entzogen werden.“

Den Franzoſen zollt er folgendes zweideutige Lob. „Es iſt allerdings erſtaunlich, daß der Feind in dieſem Lande, Portugal, ſo lang hat bleiben können; ein außerordentliches Beiſpiel, was eine franzöſiſche Armee vermag. Sie brachten

keine Vorräthe mit und haben nicht einmal einen Brief empfangen, ſeitdem ſie in Portugal ſind. Mit all unſerem Gelde und der Zuneigung des Volkes zu uns, könnte ich in dem Bezirke, wo ſie ſeit 2 Monaten 60,000 Mann und 20,000 Pferde ſtehen haben, nicht eine Diviſion unterhalten. Aber ſie nehmen alles und laſſen die unglücklichen Einwohner Hungers ſterben.“ Als eine ihm vortheilhafte Schwäche der Franzoſen, bei deren numeriſcher Ueberlegenheit, bezeichnet er ihren Mangel an Kundſchaft, dem er ſogar großentheils das bisherige Glück der Verbündeten beimißt. „Gegenwärtig, ſchreibt er einmal, iſt unſere ganze Macht in einer Entfernung einiger Meilen von dem Feinde; gleichwohl weiß dieſer nicht, wo wir ſtehen.“ Der beſte Beweis von dem Nationalhaß der Einwohner gegen die Franzoſen.

Wellington beklagte ſich mitunter über das Gerede in den engliſchen Zeitungen und über die genauen Nachrichten, welche die erſtern von der Armee gaben. „Man muß geſtehen, die, welche mit einem Feinde zu thun haben, der all die Kunde beſitzt, welche die Franzoſen aus unſerer Zeitung ſchöpfen, befinden ſich in einem ganz beſonderen Nachtheil.“ Bezeichnend zugleich für den Nationalgeiſt der Spanier, von welchen er auch in Portugal ein Armeecorps unter ſich hatte, iſt noch ein anderer Brief. „Die Preßfreiheit iſt ohne Zweifel eine Wohlthat, und es mag ſchwer ſein, ihre Gränzen zu beſtimmen. Beſteht aber die Wohlthat in der Belehrung, welche die Preſſe einer Nation ertheilt, ſo muß dieſe Belehrung auf Thatſachen gegründet ſein und von einer wirklichen Kenntniß der Begebenheiten und der Umſtände ausgehen. In England wird durch thörichte Bemerkungen in allen Zeitungen über das, was hier geſchieht, nicht nur mir perſönlich, ſondern der Armee und dem Lande viele böſe Nachrede erzeugt. Aber in England ſind wir an ſolche Verläumdungen und an ſolchen Unſinn gewöhnt. In Spanien hingegen,

einem Lande, das an ſolche Beſprechungen nicht gewöhnt iſt, wo ſelbſt die beßten Leute beargwohnt werden, iſt es ſehr gefährlich, Männer, wie Romana, dieſer Art Verläumdung auszuſetzen. Die ſpaniſchen Truppen, weder verpflegt, noch bekleidet, noch bezahlt, werden einzig durch das Anſehen ihres Führers zuſammengehalten, das allein von der guten Meinung, welche ſie von ihm hegen, abhängt. Es ſollte mich nicht wundern, wenn Romana an einem Morgen käme und mir eröffnete, er müſſe gehen, weil die Meinung ſeines Heeres ſei, er dürfe nicht bei mir bleiben, ſo wie mir Carrera während der Belagerung Ciudad Rodrigo's erklärte, ob er gleich mit mir einverſtanden ſei und den ganzen Feldzug hindurch mit mir vereint zu bleiben wünſche, ſo würde doch, wenn wir den Platz nicht retteten, die Meinung ſeiner Truppen ſo entſchieden gegen uns ſein, daß er genöthigt ſein würde, ſich von mir zu trennen; und wirklich am Abend des Tages, wo die Stadt ſich den Franzoſen ergab, zog er ab." Anfang 1811 ſtarb Marquis de la Romana. „An ihm, ſchreibt Wellington, hat die ſpaniſche Armee ihre ſchönſte Zierde, ſein Vaterland den aufrichtigſten Freund, die Welt den eifrigſten und tapferſten Verfechter der Sache, für die wir ſtreiten, verloren; ich aber einen Amtsgehülfen, einen Freund und einen Rathgeber, mit dem ich auf dem Fuß des vollkommenſten Vertrauens gelebt habe und deſſen Andenken ich mein Leben lang verehren und betrauern werde."

Unterdeſſen waren die Guerillas in den ſpaniſchen Provinzen immer thätiger und glücklicher, was Wellington wohl erkannt. „Unſere Aufgabe iſt nicht, ſchreibt er, uns mit den Franzoſen zu ſchlagen, da wir nicht im Stande ſind, ſie aus Spanien zu vertreiben; ſondern (hier in Portugal) einen ſo großen Theil ihrer Streitkräfte als möglich zu beſchäftigen, den König in Spanien aber den Guerillas zu überlaſſen. Ihre Zahl vermindert ſich täglich, während ſie uns keinen

Schaden thun und das ganze nördliche Spanien für die Guerillas offen laſſen; wir dagegen ſind unſern Hülfsmitteln näher als je. Doch bei möglichen Fällen wäre es ſchrecklich, keine Schiffe zum Abzug (auf dem Tajo und an der Küſte) zu haben. Ich kann alſo nicht rathen, dieſe wegzuſenden."

Der Feldzug von 1811 wurde mit guten Erfolgen eröffnet; Meſſina wurde im März und April durch eine Reihe wohlberechneter Operationen genöthigt, Portugal zu räumen. Eine an Starrſinn gränzende Beharrlichkeit hatte Wellington über viele Hinderniſſe den Sieg verſchafft. Die Erwartungen in England ſtiegen jedoch plötzlich zu hoch. „In der That," klagt Wellington, „ſcheint mir unſer engliſches Publikum durch jeden Vortheil, den wir erringen, ſo gehoben, und durch jedes vorübergehende Mißgeſchick, das uns trifft, ſo niedergeſchlagen, daß mir die Beſchäftigung des Standes unſerer Sache immer etwas ſchwierig wird, und ich immer beſorge, die Regierung ſchlage, was wir leiſten, allzu hoch an."

Als ſein Stillſtehen auf der ſpaniſchen Gränze tadelnde Bemerkungen veranlaßte, äußerte er: „Der Kampf iſt koſtſpielig und giebt wenig Ausſicht auf Erfolg, außer, daß die Franzoſen ermüdet werden. Vernünftigerweiſe konnte man auf Glück in dieſem Kampfe nicht rechnen, nachdem ihn die Franzoſen damit begonnen hatten, daß ſie die Heere, die Feſtungen, die Waffenvorräthe, überhaupt die Hülfsmittel der Halbinſel in Beſchlag nahmen. Auf dieſe Umſtände ſieht man gewöhnlich nicht, ſie wirken aber anhaltend fort." — „Wir haben bereits eine gewiſſe Veränderung in der Art des Kriegs und dem Militairſyſteme der Franzoſen hervorgebracht; ſie verfahren jetzt großentheils vertheidigungsweiſe. Bald werden ſie auf die Hülfsmittel Frankreichs gewieſen ſein, wenn ſie es nicht jetzt ſchon ſind; und ſobald dieß eintritt, wird der Krieg nicht mehr lange dauern. Wir mögen hier zu Lande zehn Millionen jährlich ausgeben; es iſt aber eine ganz

irrige Vorstellung, diesen ganzen Aufwand mache der Krieg auf der Halbinsel nöthig; nur etwa die Hälfte. Ich sage nicht, daß dieser Aufwand nicht groß sei; aber wir müssen ihn tragen, so lange Spanien und Portugal ausharren können, oder auf unsern Ruf als ein großes Volk verzichten." Und zu Ende des Jahres 1811. „Sollte auch Valencia fallen und dadurch Suchet's Heer verfügbar gegen uns werden, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß der Kampf zu unserm Vortheil enden werde. Bonaparte ist noch immer weit davon entfernt, auch nur den Theil der Halbinsel, den er militärisch besetzt hielt, unterworfen zu haben; die Einwohner sind noch immer, bei jeder Aussicht auf Erfolg, zum Widerstande bereit; wir werden bald neue Mittel finden die Guerillas zu unterstützen; und die Verheerung, die den Feind begleitet, und, wo er irgend stehen bleibt, sich ausbreitet und das Land zur Wüste macht, ist in der That unser beßter Freund und wird zuletzt dem Kampfe ein Ende machen. Die Leute sagen, es sei besser, rauben, als säen und die Ernte rauben lassen. Die Franzosen fangen an zu merken, daß sie für keine Operation, wozu man Zeit braucht, ihre Heere mehr beisammen halten können, und daß mit kleinen Haufen gegen uns, wenn wir an sie reichen, nichts auszurichten ist. Freilich sind für uns die Schwierigkeiten fast dieselben; mit kleinen Haufen ist nichts zu unternehmen, und große würden verhungern. Doch haben wir Vortheile vor den Franzosen; die Herrschaft über alle schiffbare Flüsse, und unsere Magazine an der Küste."

Aus Allem erhellt, daß die unruhige Begeisterung der Spanier doch sechs Jahre hindurch zu etwas Practischem nutze gewesen ist, auch abgesehen davon, daß sie der Nation einem lange nachwirkenden moralischen Impuls, Selbstvertrauen und einen Nationalruhm gegeben hat, der wie jeder ihm in der Zukunft immer neuen erzeugt. Die nicht

maſchinenmäßig, ſondern aus innerer Bewegung handelnden, freiheitliebenden Kleinkrieger hatten zwar unſägliche Mühen, nicht Raſt, nicht Ruh, weil ſie eben ihres innern Dranges wegen, nicht Monate lang in feſten Stellungen unthätig lagern konnten, das ihren moraliſchen Schwung getödtet haben würde; freilich aber den geringſten Ruhm, weil ſie ſelten als feſte Maſſen in großen Schlachten Siege erfochten und ihre kleinen Vortheile und vereinzelte Thaten in den ungeheuern Zeiten verſchwenden.

Wo das Urtheil Wellington's getrübt ſcheint, da ſitzen toryſtiſche Vorurtheile. Hat er ſpäter nicht auch die Begeiſterung der Deutſchen geſchwächt, unſere tapfern Schaaren roh, undisciplinirt, wild und wüſte geheißen? Die engliſche Armee hat nur geworbene Soldaten, die mit der Peitſche und durch Gaſſenlaufen in Zucht gehalten werden; zwiſchen ihnen und dem Officiercorps iſt eine unüberſteigliche Kluft, welche den einen Theil unehrlich macht. Wir verſtehen, Gott ſei Dank, die Kriegszucht anders; ſo auch die Spanier. Wir ſehen nicht blos Maſchine im Soldaten, ſondern den freien Menſchen; er dient nicht des Soldes wegen oder aus Zwang, ſondern Liebe zum Vaterlande, das zu vertheidigen ihm wie den Höchſtſtehenden Pflicht und Recht zugleich iſt; jedem von uns ſteht der Weg zu allen Ehren offen. Das engliſche Soldatengeſindel in den indiſchen Kriegen hatte dem edlen Heerführer einen falſchen Maaßſtab zur Beurtheilung anderer Heere gegeben. Er ſelbſt ſagt: „Die ſchlechteſten Leute nur treten in die Armee; die beſſern in die Miliz, weil für deren Familien und für die der Linienſoldaten nicht geſorgt wird. Dieſer Unterſchied iſt beſonders in Irland ſchädlich, wo die Leute von niederem Stand ſehr jung heirathen und daher faſt die ganze Miliz verheirathet iſt. Laſſen dieſe ſich für das Heer anwerben, ſo verlieren ſie die Verſorgung ihrer Familien; daher widerſetzen ſich die Weiber und nur

Taugenichtse treten freiwillig in die Armee. Dieß ist eine der Ursachen des häufigen Ausreißens und der vielen und großen Frevel." Er räth damals auch zu einem andern Heersystem. Nach dem Siege bei Vitoria konnte der Feldherr den Feind nicht so lebhaft verfolgen, als er es wünschte, und er schrieb darüber: „Die Armee war in der besten Ordnung bis zur Schlacht; die aber hat wie gewöhnlich alle Kriegszucht aufgelöst. Unsere Soldaten haben gegen eine Million Pfund erbeutet. Statt Nachts auszuruhen, gingen sie auf Plündern aus, dann waren sie ganz abgeschlagen, als sie den Feind verfolgen sollten. Dazu kam Regenwetter, das sie noch mehr angriff. Jetzt sind aus den Reihen zweimal so viele als die Schlacht uns gekostet hat. Dieß ist die Folge von dem Zustand unserer Disciplin. Wir mögen die größten Siege davon tragen, es wird uns nichts helfen, bis wir eine Einrichtung treffen, die einen Jeden nöthigt, seine Pflicht zu thun." Als die Preußen aber bei Ligny durch Napoleon waren geschlagen worden, erschienen sie gleich darauf, dem Kaiser selbst ein Wunder mit der schönsten Haltung bei Waterloo und entschieden die Riesenschlacht, wie Wellington sie nennt. Welch' eine Verschiedenheit in der Kriegszucht setzt dieß voraus zwischen den deutschen und englischen Truppen, zu Gunsten der erstern! Wellington schreibt selbst an einen spanischen General: „Le fait est que je commande les plus grands coquins sur la terre, de toutes les nations du monde; et il faut une main de fer pour les tenir en ordre."

Bei Gelegenheit der Einnahme der spanischen Gränzfestung Ciudad Rodrigo, womit der Feldzug von 1812 glänzend eröffnet wurde, sagt Wellington: „Bei allen Belagerungen in diesem Lande hatte ich mich nur des Kanonenfeuers bedient, hauptsächlich in der Erwägung, daß das Feuer aus Mörsern und Haubitzen nur auf die Einwohner wirkt,

deren Empfindungen und Wünſche wenig Rückſicht bei einer franzöſiſchen Beſatzung finden. Die Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit dieſer Unternehmungen iſt dadurch ſehr vermindert worden, und jedenfalls, mit oder ohne Erfolg, thaten ſie den Einwohnern keinen Schaden." Wie human! Was Byron über Blücher ſagt, wendet Börne ein, könnte wahrer von Wellington geſagt werden: es iſt gerade, als wenn ein Stein angebetet ſein wollte, weil ein Menſch über ihn geſtolpert iſt. Ich glaube, der Deutſche und der Engländer, beide haben Unrecht.

Als auch die noch wichtigere Gränzfeſtung Badajoz erſtürmt war, rückte Wellington in Spanien vor, und erfocht in der Nähe von Salamanca am 22. Juli 1812 einen vollſtändigen Sieg über die franzöſiſche Armee unter Marmont. „Nie," bemerkt er bei dieſer Gelegenheit, „nie habe ich einen tapferern Angriff geſehen, als den, welchen die ſchwere Brigade (Reiterei) der deutſchen Legion auf feindliche Infanterie gemacht hat." Später verdroß ihn die häufige Deſertion aus dieſer Legion. „Ob ich gleich die deutſchen Soldaten nicht ungern habe (und in einer Rückſicht, auf Geſundheit, haben ſie den Vorzug vor allen andern, die man uns ſenden könnte), ſo thäte es mir doch nicht leid, ſie zu verlieren, weil ſie durch ihr Ausreißen unſern Leuten ein böſes Beiſpiel geben. Ich glaube, es iſt von den letzten Rekruten, die wir zu der deutſchen Legion bekommen haben, kein Mann mehr da. Die Portugieſen gehen zum Feinde nicht über; wenn ſie weglaufen, ſo kehren ſie nach Haus zurück." Indeß iſt es bekannt, daß die Deutſchen, anerkannt die tapferſten Soldaten, nicht eben zum beſten behandelt und im Vorpoſtendienſt wie bei andern Gelegenheiten mißbraucht wurden.

Der Sturm auf Burgos mißlang, die franzöſiſchen Streitkräfte wurden wieder verſtärkt, Wellington glaubte

keine ſtarke Stellung im Herzen Spaniens behaupten zu können, und zog ſich abermals an die Gränze Portugals bis zum nächſten Feldzug von 1813 zurück. Was er ſagt, um den Tadel wegen des Mißlingens der Unternehmung auf Burgos und auf Madrid abzuwehren, iſt bezeichnend. „Was an beiden Orten fehlte, war Fuhrwerk, um Geſchütz und Munition fortzubringen. Die Leute in England, ſo glücklich in jeder Beziehung, ſo reich an Hülfsmitteln aller Art, im Beſitze ſo vortrefflicher Straßen, werden nicht leicht glauben, daß man hier zu Lande oft in den wichtigſten Schritten davon abhängt, ob man fünfzig bis ſechzig Maulthiere oder eine Anzahl Strohbündel zu ihrer Nahrung mehr oder weniger hat, und doch iſt es ſo. Ich habe von Madrid nicht eine Kanone abführen laſſen können.“ Das mögen ſich diejenigen merken, welche auch während des letzten Kriegs die ſpaniſchen Generale nicht genug zu tadeln wußten, wenn es nach ihrer Meinung nicht raſch genug fortging.

Vergleicht man nun das geſammte ſpaniſche Heerweſen der damaligen Zeit mit dem heutigen, ſo fallen die Fortſchritte in demſelben als rieſenhaft in die Augen. Seit Jahrhunderten hat Spanien keine ſo große Macht entwickelt, über keine ſo zahlreiche und gute Armee verfügt als gegenwärtig. Bei hergeſtelltem innerm Frieden wird es keine europäiſche Macht zu fürchten haben. Es hat eine geübte Armee von 200,000 Mann und eine wenigſtens ebenſo zahlreiche und vom beſten Geiſte beſeelte Miliz, die ſchon bei tauſend Gelegenheiten Beweiſe, ſowohl ihrer Disciplin als ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegeben hat. Schon die meiſten Provinzialhauptſtädte ſtellen einzeln eine beachtenswerthe Macht auf, bis an 12,000 Mann, theils zu Fuß, theils zu Pferd, theils bei Geſchützen, wohlgeübt, uniformirt und faſt prächtig gekleidet und auf das zweckmäßigſte bewaffnet. Das zerlumpte Geſindel, von dem

Wellington ſpricht, iſt auf einige Banden zurückgeführt, welche ſich Carliſten heißen, aber nichts als Freibeuter ſind und in Höhlen der Gebirge verſteckt hauſen. Die ſpaniſche Linie kann heute in jeder Hinſicht, auch in äußerer Ausſtattung, mit der franzöſiſchen wetteifern, wie die Milicianos mit den franzöſiſchen Nationalgarden, und die engliſche Legion ſtand, wenn nicht an Bravour, doch an äußerer Haltung und Disciplin unter den ſpaniſchen Linienregimentern.

Auch was Verwaltung betrifft, müſſen auf der Halbinſel ſeit dem Befreiungskriege große Fortſchritte gemacht worden ſein. Intereſſant iſt es, Wellington über die frühern Zuſtände ſprechen zu hören. Er klagt die portugieſiſche Verwaltung der größten Saumſeligkeit und der Sucht nach Volksgunſt an. „Iſt die Regierung da," ruft er aus, „um die Geſetze zu vollziehen, oder ſind die Geſetze nur da, um dem Volke zum Spotte zu dienen? Die Sucht nach Volksgunſt, die der Trägheit der Einwohner von Liſſabon nachſieht, wird den Verluſt des Landes zur Folge haben." — „Iſt ein Beamter bis jetzt wegen Pflichtverſäumniß beſtraft worden? Iſt die mindeſte Veränderung in dem alten Syſtem eingetreten, das jedem Tölpel geſtattet, zu thun, was ihm gut dünkt, wenn er nur viva ſchreit und den Regierungsmitgliedern ſeine Aufwartung macht?" — — — Meine Anſicht war immer, England hätte die ganze Nationalverwaltung Portugals in Obhut nehmen, ſeine Mittel auf das Höchſte treiben, auf ehrliche Verwendung derſelben für den Krieg ſehen, und dann das Fehlende zuſchießen ſollen. Ich halte dafür, daß unſer Aufwand dabei nicht ſo groß geweſen wäre als gegenwärtig. Vielleicht könnte man noch jetzt den bezeichneten Weg einſchlagen; indeſſen iſt unſer Einfluß in dem Lande nicht mehr, was er 1808 war, da ich den Miniſtern jenen Vorſchlag machte." (1811.)

Daß Wellington dieſen Vorſchlag ehrlich gemeint habe,

ſcheint aus einem frühern Schreiben an ſeinen Bruder hervorzugehen, worin er ſich gegen den Krämergeiſt eines Theils ſeiner Landsleute ausſpricht: „Ich hoffe, die ſpaniſche Regentſchaft werde feſt genug ſein, dem Begehren des freien Handels mit den Colonien zu widerſtehen. Wir haben kein Recht zu dieſem Begehren und es iſt von unſrer Seite die größte Unklugheit. England hat Portugal durch ſeinen freien Handel mit Braſilien zu Grunde gerichtet; nicht nur iſt das Zolleinkommen Portugals, eine Million Pfund, verloren, ſondern auch das Vermögen der Leute, die von dieſem Handel lebten; und Cadiz würde daſſelbe Schickſal haben, wenn jenes Begehren bewilligt würde. Portugal wäre nun, als unſer Verbündeter, ganz anders bei Kräften, würde der Handel mit Braſilien noch über Liſſabon geführt. Iſt es klug, billig oder gerecht, unſeren Verbündeten ihre Hülfsmittel abzuſchneiden, blos um in den Beutel unſerer Kaufleute das Geld zu leiten, das ſonſt in die Schatzkammern dieſer Länder floß, und das jetzt zur Erhaltung der Kriegsmacht wider den gemeinſchaftlichen Feind würde verwendet werden?“

„Die portugieſiſche Regierung bildet ſich ein,“ ſagt Wellington an einer andern Stelle, „die beſte Grundlage ihrer Macht ſei eine niedrige, gemeine Popularität, die ſich in dem Geſchrei des Liſſaboner Pöbels und in den Aufwartungen und Bücklingen der Beamten äußert, die ihre Zeit wohl beſſer anwenden ſollten.“ — „Ein anderes Uebel ſteht in enger Verbindung mit dem erſten. Die Regierung bringt ihre Finanzen nicht in Ordnung, weil ſie dadurch das eigennützige Treiben dieſer und jener Leute ſtören würde. Sie will neue Steuern nicht auferlegen, weil in allen Ländern der, welcher Steuern fordert, kein Liebling des gemeinen Volks iſt. Die beſtehenden Steuern ſind auch mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit da. Dann können ſie aus Mangel an Geld Niemand bezahlen und haben daher natürlich

auf die Unterbehörden nicht den gehörigen Einfluß." — „Nicht genug an den Schwierigkeiten aller Art, die uns überall umgeben, habe ich Mühe mit der alten Feindschaft zwischen diesen zwei Nationen, die mehr als sonst etwas Aehnlichkeit mit der Feindschaft von Hund und Katze hat; worüber, selbst bei Einzelnen, kein Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr, gemeinschaftlichen Vortheils oder Schadens, noch sonst etwas obsiegen kann."

Wellington bemühte sich natürlich, die Regierungen der Halbinsel zu den größten Anstrengungen und zur Sammlung aller ihrer Kräfte zu vermögen. Indeß zeigt er auch in dieser Hinsicht jene große Besonnenheit und Klugheit, welche ihn als Feldherr auszeichnet. In Portugal ging man in jener Absicht mit dem Verkaufe von Gütern der Krone und der Geistlichkeit um. Wellington, im Interesse des Landes, erklärt sich dagegen. „Die Gefahr für Portugal ist vermindert, aber sein Schicksal hängt noch immer von dem Erfolge von Kriegsoperationen ab. Wer möchte unter solchen Umständen wünschen, Landeigenthum in Portugal zu erwerben? Konnten wir auch den Prinzen Regenten und die Geistlichkeit bewegen, uns ihre Ländereien veräußern zu lassen, wo fänden sich dazu Käufer? Mögen wir oder die Franzosen zuletzt die Oberhand behalten, so wird, vermuthe ich, der Stand der Sachen in Spanien und Portugal nicht so sein, daß in den nächsten Jahren Ankäufe in beiden Ländern wünschenswerth sein werden." — „Gegen den Verkauf der Kirchen- und Klostergüter in Portugal gilt alles, was gegen den Verkauf der Krongüter." — „Ich bin der Meinung, es sei für Spanien und Portugal kein Nachtheil, daß große Stücke Land im Besitze der Kirche sind. Die Bischöfe und die Mönche sind die einzigen großen Eigenthümer, die auf ihren Gütern leben und die Einkünfte davon unter den Leuten verzehren, durch deren Arbeit die Einkünfte aufgebracht worden

ſind. Bis die Gewohnheiten der andern großen Landeigenthümer hierin ſich ändern, wäre die Uebertragung des Kirchengutes auf Laien ein Unglück für dieſe Länder.“ — Eine ſchlagende Wahrheit, die nicht blos für die damaligen Verhältniſſe, ſondern immer und überall wahr bleiben wird, wo der Güterverkauf nichts bezwecken ſoll, als Gelderlös, nichts ſein ſoll, als eine momentane Hülfsquelle des Staats. Man wird dann die Güter zu großen Parthien an Meiſtbietende, alſo an die reichſten Kapitaliſten, die in Städten wohnen, losſchlagen; das Land wird dadurch nicht kleine freie Grundbeſitzer, ſondern eine Menge Pächter in brittiſchem Styl erhalten, die ihren Zins an die reichen Herren, Banquiers und Kaufleute, alſo an die Städte entrichten, was immer Abhängigkeit des Landes nach ſich ziehen muß. Was iſt aus den ungeheuern Kron- und Kirchengütern Frankreichs geworden, welche während der franzöſiſchen Revolution verkauft wurden? Sie ſind jetzt das Eigenthum der Städter und befeſtigen deren Uebergewicht über das Land: die Verkäufe haben eine neue Ariſtokratie geſchaffen, mit den Fehlern aber, nicht mit dem Werthe der alten, und dem armen Landvolke mehr geſchadet als genützt. Auch viele deutſche Staats- und Kirchengüter ſind durch die Franzoſen auf die ſchändlichſte Weiſe verſchleudert worden, und haben von dem allen, weshalb die Weisheit moderner Staatswirthſchaftler ſolche Verkäufe anpreist, nichts gewährt. Indeß kann das Veräußern der Domänen, was übrigens immer nur bis auf einen gewiſſen Punkt anzurathen iſt, auch mit großem Vortheil für das Volk und den Staat geſchehen, und das Pächterweſen mit großen Grundherren ſowohl als das Verſchleudern dabei vermieden werden; wenn die Güter nur bis auf die noch zweckmäßige Größe der eigenen Bewirthſchaftung ausgedehnt werden, deren zu große Parzellirung geſetzlich verhindert und überhaupt die Erwerbung derſelben an geſetzliche

Bestimmungen geknüpft wird, die darauf berechnet sein müssen, einen freien selbstwirthschaftenden Stand von Grundbesitzern, das Glück jedes Staats, zu gewinnen und zu erhalten.

Auch den Einfall der portugiesischen Regentschaft, sich durch Errichtung einer Bank nach dem Vorbilde der englischen zu helfen, wies Wellington zurück. „Wenn eine Nation Credit zu erlangen, oder mit andern Worten, wenn sie Geldbesitzer zu vermögen wünscht, ihrer Regierung Capitalien anzuvertrauen, so muß sie damit beginnen, daß sie ihr Einkommen auf gleiche Höhe mit dem festgesetzten Aufwande bringt; und sie muß eine Neigung beweisen, redlich zu verfahren, indem sie ihre Verbindlichkeiten gegen die Gläubiger erfüllt. Dieß habe ich unabläßig der portugiesischen Regierung vorgehalten, und hätte sie darauf gemerkt, anstatt sich müßigen Hoffnungen von Darlehen aus England hinzugeben, so würde der Ausfall in dem Einkommen, der sich auf 15 Millionen Cruſades beläuft, gedeckt worden sein." Anderthalb Jahre später schreibt W.: „In Portugal sind die Finanzen bereits hergestellt und dieses Land geht aus dem Kriege blühender als das ganze übrige Europa hervor, weil man ein wenig auf den Rath der Vernunft und der Erfahrung achtet und nicht in Finanzsystemen Hülfe sucht, die nur aus den Köpfen eines Diebsgesindels kommen konnten."

Wie den spanischen Cortes, so war Wellington auch dem Resultate ihrer Berathungen, der Constitucion von 1812, die eigentlich nie etwas Anderes bedeutete als eine Fahne, unter der ein großer Theil der spanischen Nation fortan kämpfen wollte, gründlich abgeneigt. Zu Anfang 1813 schreibt er an das englische Ministerium: „Es ist unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, die zu Cadiz herrscht. Die Cortes haben ein Schauſtück von Verfassung gemacht, wie ein Maler ein Bild. Ich weiß nicht zwei Leute in Cadiz

oder ſonſt wo zu nennen, die in dieſer Verfaſſung die Aufſtellung eines Syſtems erkennen, nach welchem Spanien regiert wird oder werden könnte. Die Cortes haben ſich der vollziehenden Gewalt begeben und dieſe einer Regentſchaft übertragen. Beide Behörden üben kaum außerhalb Cadiz eine Gewalt; die Regentſchaft vielleicht keine außerhalb ihres Saales. Beide hegen Verdacht gegen einander, ſich in ihrer Wirkſamkeit gegenſeitig wieder beeinträchtigen zu wollen."

„Wenn ich in dem gegenwärtigen Feldzuge etwas Glück habe, ſo gedenke ich die Cortes zu beſtimmen, Cadiz zu verlaſſen, das die Liberalen als ihre Burg anſehen. Freilich, wohin auch Cortes und Regierung gehen mögen, wird ihnen die Preſſe folgen, und in Kurzem wird der Pöbel zu Granada oder Madrid ſo ſchlecht ſein als zu Cadiz." Ich weiß nicht, was ich zu der letzten Bemerkung ſagen ſoll. In Madrid ſah ich jenen Pöbel nicht, wohnte doch faſt täglich den Cortes bei; ich habe Nachtſchwärmereien mit angeſehen und endloſen Jubel vernommen, und bemerkte jenen ruchloſen Pöbel nicht; die Straßen wogten mitunter von der Menſchenmenge, ich fand dann wohl auch feingeputzte Herren und Damen aus den höhern Ständen, Stutzer und Andere, aber jenen Pöbel fand ich nicht; öffentliche Feſtlichkeiten hatten ſtatt, das Volk war in der lebhafteſten Bewegung, aber nicht Polizeiagenten, die Menge hielt ſich ſelbſt im Zaum. Alſo war's in Cadiz wohl anders? Nun, es muß bemerkt werden, daß Cadiz vor allen ſpaniſchen Städten die meiſten fremden und namentlich engliſche und franzöſiſche Elemente in ſich trägt; es iſt wie faſt alle Weltmärkte, eine europäiſche Stadt, und der ruchloſe gaditaniſche Pöbel war daher vielleicht ein europäiſcher.

Doch mögen auch die raſch emporgekommenen, von Außen und von Innen in plötzliche Partei-Leidenſchaften geſetzten Tagblätter in Spanien einen verwirrenden und

betäubenden Unfug getrieben haben. Wellington's Unwille darüber bricht in einem Briefe an Lord W. Bentinck, der hernach als Generalgouverneur von Oſtindien dort Preßfreiheit eingeführt hat, in die beachtenswerthe Aeußerung aus: „Ich fürchte, durch die Frechheit der Preſſe werde die Stiftung einer freien Verfaſſung überall, wo man das verſucht, gehindert werden; und darin liege die Antwort auf die Frage: warum es in neuerer Zeit nicht möglich ſei, irgendwo Freiheit zu pflanzen?“

Einer freien Verfaſſung war er durchaus nicht abhold, nur ſchien ihm der in Spanien eingeſchlagene Weg dazu der unrichtige zu ſein und keine Dauer zu verſprechen. „Es iſt unmöglich, daß das jetzige Syſtem ſich halte. Was ich bedaure, iſt, daß ich es ſein muß, der es aufrecht hält. Wäre ich nicht da, ſo fänden ſich unter den ſpaniſchen Generalen Leute genug, die es ſtürzten. Balleſteros (den er früher als ſehr ehrgeizig ſchildert) ging damit um, und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ſelbſt Caſtanos dazu bereit wäre. Kommt der König zurück, ſo wird auch er, wo er nur etwas Muth hat, das ganze Gebäude umſtürzen.“ — „In Spanien iſt großer Mangel an Leuten, die ein öffentliches Geſchäft zu führen verſtehen. Die Revolution hat das Uebel noch vermehrt, indem ſie ganz unerfahrne Leute in wichtige Aemter geführt und überhaupt falſche Vorſtellungen, die mit der Natur der Geſchäfte ganz unverträglich ſind, verbreitet hat.“ — „Es thut mir leid, daß die kurze Erfahrung, die das Land von dem Regiment der Cortes gemacht hat, dieſer Verſammlung keineswegs günſtig iſt. Sie ſteht überall in Ungunſt und, nach meiner Meinung, verdientermaßen. Nichts kann grauſamer und unkluger ſein, als ihre Beſchlüſſe, die Perſonen betreffend, welche dem Feinde einmal gedient haben. Dadurch wird der Staat einiger ſeiner geſchickteſten und redlichſten Diener beraubt.“

In einem Briefe an das Cortesmitglied, Diego de la Vega, breitet er ausführlich ſeine Meinung aus über die Mängel der Verfaſſung von 1812 und wie ſie überhaupt in Spanien beſchaffen ſein ſollte: „Erſtens ſollte die Regenſchaft, mit allen dem Könige durch die Verfaſſung eingeräumten Rechten, Einer Perſon aufgetragen werden, einem Mitglied der königlichen Familie, Mann oder Weib, falls ein dazu taugliches vorhanden iſt; wo nicht, dem angeſehenſten Manne im Lande. Dem Regenten ſollte ein Regentſchaftsrath, wozu er fünf Männer erwählte, zugegeben ſein. Dieß wären die Miniſter, zugleich Mitglieder der Cortes; die bloße Anweſenheit und Theilnahme an der Berathung von Miniſtern in den Cortes thut es nicht; denn ſind die Mitglieder der Cortes wie unſer Haus der Gemeinen, ſo können die Miniſter in dieſer niedrigen Stellung nicht nur keinen Einfluß haben, ſondern ſie werden verachtet und gemieden werden, als wäre der Umgang mit ihnen unehrlich und ſchädlich. Sie hätten einzeln die Verantwortlichkeit für das jedem zugewieſene Miniſterium, in Geſammtheit aber für die allgemeinen Anordnungen zu tragen. Dadurch würde das Anſehen der Regierung und zugleich ihre Verbindung mit den Cortes geſichert. Zweitens wären die Beſtimmungen der Verfaſſung aufzuheben, nach welchen Abgeordnete nicht wieder erwählt werden können, denn dadurch würde den Cortes die Gabe der Erfahrung entzogen. Drittens dient der Staatsrath, wie er im ſiebenten Kapitel der Verfaſſung eingeſetzt iſt, weder als berathende Behörde für die vollziehende Gewalt erſprießlich, noch kann er zwiſchen dieſer und einer Volksverſammlung das Gleichgewicht halten; der nicht verantwortliche Staatsrath muß mit dem verantwortlichen Juſtizminiſter in Reibungen gerathen, und das Land indeſſen durch die Ernennung ſchlechter Biſchöfe und ſchlechter Richter, in Folge des Treibens des Staatsrathes, Schaden nehmen. Der größte

Einwurf aber, den ich gegen das ganze Syſtem der Verfaſſung zu machen habe, iſt, daß in einem Lande, wo faſt alles Eigenthum in Grund und Boden beſteht, und wo die größten Grundeigenthümer Europa's wohnen (das hat ſich weſentlich gebeſſert!), keine Anſtalten noch Schranken errichtet worden ſind, um das Landeigenthum gegen die Eingriffe ſicher zu ſtellen, denen es jederzeit, am meiſten aber im Laufe einer Revolution, ausgeſetzt iſt. Solch eine Sicherheit, da der des Vertrauens beim Volk und darum auch des Einfluſſes entbehrende Staatsrath ſie nicht leiſtet, kann nur durch die Stiftung einer, unſerm Oberhauſe ähnlichen, Verſammlung großer Landeigenthümer, die mit den Cortes die geſetzgebende Gewalt zu theilen hat, erzielt werden. Leider laſſen ſich geſetzgebende Verſammlnngen mitunter durch Leidenſchaften von Individuen beſtimmen, und wäre es anders, bedürfte es der Schranken und Hemmungen nicht, die in den beſten Verfaſſungen angeordnet ſind; ungebunden, werden ſie leicht ungerecht und tyranniſch; ja es geſchieht oft, daß die ungerechteſten und härteſten Maaßregeln bei dem Volke die meiſte Gunſt finden. Durch ſolche Maaßregeln können reiche Leute unter dem Vorwande des gemeinen Wohls ihres Eigenthums beraubt werden. Mir iſt bange für ein Land, wo, wie in Spanien, kein Schutz für das Eigenthum wäre als die Gerechtigkeit einer unumſchränkten geſetzgebenden Verſammlung. Ihr ſolltet alſo entweder aus dem Staatsrath ein Oberhaus machen oder aus den Granden eines bilden, das mit den Cortes gleichberechtigt wäre, die jetzt dem Staatsrathe zugewieſene Beſetzung der Stellen aber der Krone überlaſſen.“ — „Dieſer lange Brief wird wenigſtens von meiner Theilnahme an dem künftigen Schickſale Spaniens zeugen. Ich würde es beklagen, wenn es nicht gelänge, eine auf Gerechtigkeit gegründete Verfaſſung aufzuſtellen, wozu die guten Abſichten der Wahrheit in den

Cortes allein nicht ausreichen, ſondern auch die Erfahrungen und das Beiſpiel der Länder benutzt werden müſſen, die im Beſitze der Freiheit ſind; und wenn Spanien unter den erniedrigenden Deſpotismus zurückſänke, von dem es Ausſicht hatte ſich zu entledigen." Bekanntlich ſteht die Verfaſſung von 1837 dieſen Grundſätzen weit näher als die von 12.

Aus St. Jean de Luz ſchrieb Wellington unter Anderm an das engliſche Miniſterium: „In keinem Theile Spaniens ſind wir beſſer, ich möchte ſagen, ſo gut empfangen worden als hier; die Leute ſind einſtimmig darüber, daß ganz Frankreich wegen des unerträglichen Drucks und in der Ueberzeugung, daß Bonaparte kein Friede halte, ernſtlich verlangt, von ihm entledigt zu werden. Doch rathe ich zum Frieden, wenn dabei Recht erlangt werden kann; denn alle Mächte Europa's haben den Frieden faſt noch mehr nöthig als Frankreich ſelbſt. Kann Bonaparte ſich mäßigen, ſo wird er wahrſcheinlich ein ſo guter Regent als wir für Frankreich wünſchen können; wo nicht, ſo haben wir vermuthlich in wenig Jahren wieder Krieg; dann aber wird er, wenn anders meine Wahrnehmungen richtig ſind, ganz Frankreich gegen ſich haben, und bei geringeren Hülfsmitteln wird er nicht mehr vermögen, einen Anhang wie bisher zu gewinnen." Paris war ſchon eingenommen, als noch bei Toulouſe die letzte Schlacht geſchah. Wellington begab ſich bald darauf nach Madrid, „um wo möglich alle Partheien zu vermögen, daß ſie gemäßigter aufträten, und eine Verfaſſung annähmen, die mehr Hoffnung gäbe, ausführbar zu ſein." Allein er traf die Conſtitucion bereits umgeſtürzt. Er ſchreibt an einen engliſchen Miniſter den 25. Mai 1814: „Sie werden von den hieſigen außerordentlichen Ereigniſſen gehört, und ſich vermuthlich nicht darüber gewundert haben. Nichts kann populärer ſein als der König und ſeine Schritte zum Umſturz der Conſtitucion. Die Einkerkerung der Liberalen

wird von Manchen unnöthig erachtet, und ich glaube mit Recht; gewiß iſt ſie ſehr unpolitiſch; aber das Volk in großer Mehrzahl ſieht ſie gern." — „Seitdem iſt nichts geſchehen, weder um ein neues Syſtem zu gründen, noch in irgend einer andern Abſicht; und ſoviel ich urtheilen kann, hat man auch nichts vor. Die, mit denen ich geſprochen habe, Leute, die unterrichtet ſein wollen und auch können, ſagen, der König werde gewiß das Verſprechen ſeines Decrets vom 4. Mai halten, und Spanien eine freie Verfaſſung geben. Ich werde fortfahren, darauf zu dringen, daß dieſes geſchehe, als unumgänglich für den Ruf des Königs im Auslande." Wie treulos und grauſam der König ſein Verſprechen Lügen geſtraft hat, dieſe Jahre und die ſpätern Jahre wieder, das iſt weltbekannt. Wellington benahm ſich würdig. Von ſeinen Rathſchlägen nur eine Probe an den ſpaniſchen Kriegsminiſter. „Es mag wohl nöthig ſein, daß der Generalkapitän, als des Königs Stellvertreter, auch über die ſogenannte hohe Polizei geſetzt und deßhalb an der Spitze der Audienzen ſei; doch muß ich mir erlauben zu bemerken, daß es höchſt wünſchenswerth wäre, er würde insbeſondere angewieſen, ſich aller Einmiſchung in die Rechtspflege zu enthalten, die in allen wohlgeordneten Staaten nur von Geſetzkundigen verwaltet wird, die von allen anderen Behörden ganz unabhängig ſind."

Nach der zweiten Beſiegung Napoleons wollte W. an dem Pariſer Frieden nichts Weſentliches geändert wiſſen. Die Einwendung, meinte er, das franzöſiſche Volk habe dieſen Anſpruch durch ſein Verhalten ſeit dem 20. März verſcherzt, ſei unſtatthaft. Freilich habe es ſich Napoleon unterworfen; es wäre aber lächerlich zu glauben, die Verbündeten hätten in 14 Tagen nach der Schlacht von Waterloo die Hauptſtadt beſetzen können, „wäre das Volk feindlich gegen ſie geſinnt geweſen." Schon vor der Schlacht von

Waterloo drückte er dem Herzog von Orleans die Meinung aus, daß der Sturz der ersten Restauration, wie viele Thorheiten auch von dieser begangen wären, lediglich dem Abfall der französischen Armee beizumessen sei.

So zeigt sich Wellington nicht blos als großer Heerführer, sondern auch als scharfsinniger Staatsmann. Seinen Verstand muß man in den meisten Urtheilen, die er fällt, bewundern. Merkwürdig ist auch, daß er den spanischen Nationalkarakter von vornherein so wohl begriff, daß er sich niemals direkt in die innern Angelegenheiten Spaniens mischte. Seine der englischen Regierung in dieser Hinsicht schon 1813 ertheilten Rathschläge scheinen bis heute befolgt worden zu sein und dem englischen Einfluß das dauernde Uebergewicht in Spanien über den französischen zu verschaffen. „Ich rathe unserer Regierung, schrieb er, sich nicht in die innern Angelegenheiten Spaniens zu mischen, wenigstens nicht unmittelbar. Alle Spanier sind höchst eifersüchtig gegen alles Einwirken von Fremden, und eine Erklärung der brittischen Regierung wider die Liberalen würde diesen mehr Gewicht und Macht verschaffen als sie jetzt haben, und wahrscheinlich haben werden."

Drittes Kapitel.

Eine Juninacht in Madrid.

Das Gespräch.

Van á quebrarse para siempre, hispanos,
De tres pesados siglos las cadenas — —

Herr C....., Cortesdeputirter, hatte mir auf dem Prado ein Stelldichein gegeben. Zur gewöhnlichen Stunde ging ich hin. Wie man sich dem Thor von Alcala nähert, fluthet man bereits in einem unordentlichen, von allen Seiten zufließendem Menschengedränge, das sich auf dem „Salon" allmälig entwirrt und zu einer langen fortlaufenden Doppelreihe wie zu einem Band oder Seil ohne Ende ordnet. Sogleich stieß ich auf meinen Mann, der eben aus dem Cortespalaste kam und Gemahlin und Töchter erwartete, die auch, hold und ländlich, wie die übrigen mit dem sprachekundigen Fächer und der Grazien umlächelten Mantilla geschmückt, bald erschienen. Wir gingen ein in die Linien der Fußgänger und wogten mit ihnen auf und ab, ruhten auch mitunter auf den in langer Doppelreihe zur Seite befindlichen Rohrstühlen einen Augenblick von der langsamen, ermüdenden Bewegung aus. Es hat einen eigenthümlichen, täglich neuen Reiz, den nur dieses Lands Gebräuche darbieten, alle Berühmtheiten und alle Schönheiten der großen Stadt mit einemmal in zwei großen Strömen voll Mannigfaltigkeit und rauschend von Lebensluft, aus denen Augen hervorglänzen,

frisch und lachend wie Veilchen und Vergißmeinnicht am Bache, feurig wie des Himmels Sonnen, an sich vorüberziehen zu sehen. Man wird dieses Schauspiels nicht müde, wie oft es sich wiederhole; in ihm sind Dichter, Mimen, Zuschauer einerlei und die Bühne bildet eine offene duftige Welt; Jedermann spielt darin, ohne es zu wissen, und darum vortrefflich. Es ist ein ächt nationales; eine mehr als tausendjährige, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Praxis hat den Mitspielenden die höchste Virtuosität verliehen und läßt keinen Mißklang, keinen Fehlgriff, nichts Störendes sich einschleichen. Ich kann mir keine Spanierin ohne Fächer, Mantilla und Liebe vorstellen, keine spanische Stadt ohne Paseo, kein spanisches Leben ohne die Pradostunde. Dinge, die nicht blos in den Gewohnheiten, sondern auch im Klima, Boden und Volkskarakter begründet sind. Mantilla und Fächer schützen vor Sonne und Staub, und die plumpen Handschirme sind unnöthig, da es selten, im Sommer gar nicht, regnet; Klima und nackter Boden machen einen schattigen frischen Ort zum Luftwandeln nöthig, und die Tagesschwüle und ein geselliges Bedürfniß der Nation bestimmen dazu eine feste, abendliche Stunde. Dem fernen Nordländer mag die Sitte langweilig, wo nicht albern erscheinen; aber ein solcher antik tanzender Menschenstrom hat für mich mehr Anziehendes, als alle unsere pantomimischen Künsteleien, als das Betrachten des schönsten Flusses, des lieblichsten, von Goldfischen schimmernden Baches, oder irgend anderer Naturscenen, deren Genuß uns doch ebenfalls niemals ermüdet, wenn er sich auch täglich erneuert.

Auf dem Prado konnte ich mit dem Cortesdeputirten kein ernstes Gespräch anknüpfen; nicht etwa verbot es eine höfliche Rücksicht für unsere weibliche Gesellschaft, denn diese fand hinlänglich Stoff zur Unterhaltung in anmuthentwickelndem Gehen und Bewegen, in Sehen und Hören, in Lächeln,

Nicken und Zuflüſtern; noch weniger jene Vorſicht, welche uns in der lieben Heimath auf öffentlicher Straße alles Politiſiren vermeiden läßt, denn hier gilt jetzt Freiheit der Rede in der ganzen Ausdehnung des Worts und von einer geheimen Polizei iſt mir glücklicher Weiſe noch keine Spur vorgekommen; aber da flogen Winke, ſcherzhafte Zurufe und Antworten hin und her, da war ein ſteter Wechſel der vorüberſchwebenden Geſtalten, hier feſſelten antike Formen, dort lachten die ſchönſten Augen, oder floſſen Feuerblicke mit glühenden Pfeilen, da war ein ſo lebenvolles Treiben und Drängen, daß man unmöglich einen Gedanken anhaltend verfolgen konnte.

Zu dem — „¡O ventura! Deidades de Hipocrène,
Cantad ledas, cantad,
Ya se avecina
La sin igual Cristina — —“

nahte die königliche Familie und nahm unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Gern folgte ich daher, nachdem dieſe ſich wieder entfernt hatte, der Einladung des Deputirten, mit ihm nach Hauſe zu fahren. Unterwegs fand ich wieder beſtätigt, daß die ſpaniſchen Frauen keinen Hang zur Schwatzhaftigkeit und Moquirſucht haben. Keine Silbe über das eben Geſehene, nicht eine Bemerkung auf Koſten einer hübſchen Freundin. Die Pradoſtunde war vollgenoſſen und damit vergeſſen. Der neue Augenblick wurde auch neu ausgefüllt. Die Spanierin, nicht eigentlich ſentimental, und doch gefühlvoll, nicht romantiſch und doch voll feuriger Liebe, lebt in der Gegenwart. Ihr Herz iſt geſunder Kern, ihr Gefühl friſch, gedrungen, kräftig. Daher bin ich hier gern in weiblicher Geſellſchaft, nie fühlt man ſich unangenehm, weichlich, krankhaft berührt, nie die Geiſtesſchwingen ermatten. Lebendig und unmittelbar, wie der Augenblick es erzeugt, quillt das Wort volltönend aus der Bruſt über die ſchönen

Lippen hervor, und wie beim Tanz nehmen Seele und Körper, Auge, Hand, Mund und Stirn voll geistiger Beweglichkeit Theil an der Rede. Tief aufregend und gefährlich nur, weil viel versprechend, ist der Blick des spanischen Weibes; in ihm liegt ihre Kraft und Beredsamkeit, entfaltet sie ihre ganze Innerlichkeit und eine solche leidenschaftliche Hingebung, daß ihm zu widerstehen, wo nicht unmöglich, doch zu den seltensten Dingen gehört.

Als Herr C..... mit mir in seine stille Arbeitsstube eingetreten war, übergab ich ihm einen Entwurf zur leichten Befestigung Madrids, ihm zeigend, wie leicht dieselbe zu bewerkstelligen, wie viel größer ihr Nutzen sei, als die Arbeit und Kosten, die sie verursache; daß man den Miliz-Bataillonen sichere Anhaltspunkte geben müsse, und blos bei deren Vernachlässigung Madrid überrumpelt werden könne, wie es bereits mehren Ortschaften ergangen, so Cordova durch Gomez; daß es freilich ein liebenswürdiger, aber leider oft unheilbringender Zug im spanischen Karakter sei, die Gefahr unbesorgt und ohne Vorkehrungen zu erwarten, und ihr dann muthig, aber häufig zum Verderben entgegen zu gehen.

Zufrieden lächelnd nahm der Spanier den Plan hin und versprach, ihn andern Tags am geeigneten Orte zur Sprache zu bringen. „Ihr letzter Vorwurf, mein deutscher Freund, paßt aber nicht," fügte er bei; „denn Espartero rückt in schnellen Tagemärschen unserer guten Stadt zur Hülfe heran. Was halten Sie davon?"

„Von dem Annähern Espartero's ging schon seit einigen Tagen das Gerücht; ich habe demselben aber keinen Glauben geschenkt, weil ich mir nicht denken kann, daß dieser kluge, gutberechnende Feldherr einen solchen Mißgriff machen werde."

„Wie so?"

„Navarra und die baskischen Provinzen, der Bereich der Cantabrischen Gebirgskette, sind das Bollwerk der Carlisten,

dort iſt der Heerd der Inſurrektion, dort liegen die Hülfsquellen des Feindes. Don Carlos hat dieß Land entblößt, um einen abenteuerlichen Zug durch Spanien mit einer Macht zu machen, die in keinem Orte ſich feſtſetzen und Garniſonen zurücklaſſen kann, und der alle größere Städte widerſtehen können. Vor ihm droht keine wirkliche, nur vorübergehende Gefahr, aber er ſucht Beute, Rekruten, Sympathie, er will jenen Provinzen Zeit, Ruhe, Erholung gönnen. Zieht die Nordarmee ihm nach, ſo hat er einen ſeiner Zwecke ſchon erreicht. Nach meiner Meinung ſollte Eſpartero dieſen Augenblick benützen, die baskiſchen Provinzen durch raſches Handeln und gerechte Zugeſtändniſſe bezüglich der Fueros zu beruhigen. Diejenigen Fueros, die ſich irgend mit der conſtitutionellen Einheit Spaniens vertragen, könnten ohne weiteres zugeſtanden werden. Und wenn Eſpartero wirklich naht, ſo hat er politiſche Zwecke ſicher in Abſicht."

„Wie, Sie meinen? — — "

In dieſem Augenblicke wurde Jemand angemeldet, der uns beiden willkommen war, der Gelehrte und Dichter Don Luis ...., ein Mann, 29 Jahre alt, von hoher Geſtalt, ſanften, tiefliegenden Augen, ſittlich reinem Karakter und voll reformatoriſchen und der Revolution abgeneigten Ideen — mir eine höchſt anziehende Erſcheinung wegen ſeiner in tiefer Ueberzeugung beruhenden Liebe für deutſches Weſen, deutſche Sprache und Literatur. Er hat von Italien aus Oeſterreich, Baiern, Franken und Rheinland beſucht und zählt die darauf verwendete Zeit zu der glücklichſten ſeines Lebens. Mit unſerer Literatur iſt er ziemlich, nur etwas einſeitig, vertraut. Die deutſche Literatur-Geſchichte von Menzel hat hier und da im Ausland faſt alleinige Auctorität erlangt. Sie macht auf den beſſern Ausländer eine Einwirkung, die unſer wackerer Menzel ſelbſt wahrſcheinlich nicht völlig gut heißen würde. Der ſpaniſche Dichter hegt eine Verachtung gegen Göthe,

die kaum auszudrücken iſt; er ſieht in ihm das ancien régime in ſeinem ganzen Egoismus und ſeiner ganzen Gottloſigkeit, das zu ſchönem Fleiſch und Blut gewordene Prinzip des Böſen. Luther und Schiller ſind ihm dagegen die edelſten, die erſten der Menſchen, Ideale im höchſten Sinne des Worts. Don Luis hat ſich eine Prachtausgabe von Schillers Werken aus Deutſchland kommen laſſen und widmet ihnen wenigſtens eine Stunde täglich; wie denn überhaupt die deutſche Literatur in Spanien nicht ganz unbekannt iſt und ihr mehre der jungen Dichter eifrig zugethan ſind. England iſt darin vorangegangen, Frankreich, Spanien, Italien folgen. Bei einigen hat dieſe Richtung Wahrheit und Ernſt, andere folgen nur der Mode.

Don Luis trat in ungewöhnlicher Aufregung zu uns ein. „Kennen Sie die Neuigkeit," rief er: „Don Carlos iſt kaum noch zwei Tagemärſche von Madrid?"

„Hoho!" ſagte der Deputirte: „davon müßten wir andere auch etwas wiſſen; der Prätendent kann nicht ſo nahe ſein."

Ich ſtimmte dieſer Meinung bei. Don Luis entgegnete: „Sennor Deputado, die Ciudadanos * fürchten alle carliſtiſchen Banden nicht; aber ſie fürchten die Trägheit, das Ungeſchickte, ja den Verrath der Regierenden. Auch in bewußter Unfähigkeit liegt Verrath, nicht blos in Gold. Sind in Madrid die geringſten Vorkehrungen zu einem gehörigen Empfange der feindlichen Kolonnen getroffen? Que non! Es iſt bekannt, daß wenn Gefahr kommt, Regierung und Cortes Madrid verlaſſen und ſich nach Sevilla, nach Cadiz, oder wohl gar wieder nach London und Paris zurückziehen werden. Und das wäre unſtreitig der ſchändlichſte Verrath! Sind etwa zu der großen Reiſe die Bündel ſchon geſchnürt, die Pferde geſchirrt, die Wägen und Goleras geſchmiert, daß ihr ſo ſorglos d'rein ſchaut?

* Ciudadanos soldados ſind die ſpaniſchen Nationalgarden.

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive, —
Le peuple est patient car il est éternel —

Hütet euch, ihr Herren an der Spitze der Geſchäfte, daß die hinkende Gerechtigkeit des Volks nicht zu bald euch erreicht! Warum keinen Aufruf? Warum öffnet ihr den Mund nicht und redet zu allen Landsleuten, zu allen Städten, zu allem Volk, vernehmlich, laut, donnernd:

Mitbürger, auf! Greift zu den Waffen!
Steht feſt im Sturm, bewährt Euch treu!
Das Wohl des Volks, das frei erſchaffen
Von Gott, ſei unſer Feldgeſchrei.
Und ſollten wir im Kampf auch fallen —
Die Nachwelt ehrt uns hoch vor Allen.

Aber! ich will euch die Wahrheit ſagen, ihr wagt nicht ſo zu ſprechen, weil ihr des Volkes Patriotismus mehr fürchtet als den Feind."

„Ihre vorgefaßte Meinung, Don Luis," erwiederte kalt der Diplomat, „verleitet Sie zu mancher Ungerechtigkeit. Iſt denn die Sache der Wiedergeburt Spaniens, die Sache der Freiheit durchaus an Madrid geknüpft? Fiel dieſe Stadt, was eure Tapferkeit und unſere Vorſicht verhindern mögen, einen Augenblick dem Feinde in die Hände, ſollten ſich alle Volksführer deshalb hinſchlachten laſſen? Handeln ſie nicht patriotiſcher, wenn ſie ihre Sache nicht verloren geben, ſo lange ſie noch einen freien Ort haben, wo ſie ſtehen, wo ſie athmen können?"

„Ich ſage das nicht," erwiederte der Dichter lebhaft: „aber ich behaupte, es ſei verbrecheriſch, auch nur den Gedanken an Flucht zu faſſen, ſie nur einen Augenblick als möglich denken. Wie, iſt die Sympathie der Nation nicht auf unſerer Seite? Warum nimmt das eigentliche Volk nun nicht lebhaftern Antheil an der Niederdrückung der Faction?

Weil es den Machthabern nicht traut. Und warum traut es ihnen nicht? Weil ſie nur verkehrte Maaßregeln nehmen, weil ſie nicht im Geiſte der Nation handeln und wirken, weil ſie nicht mehr mit ihr ſympathiſiren können. Und warum dieß? Weil ſie ſchon früher geflohen und ſich im Auslande mit fremden Ideen angefüllt haben, die ſie hier nun wieder unverdaut ausleeren. Unſer Volk iſt ihnen entfremdet worden, ſie fühlen in unſern Dingen ausländiſch. Ich ſchwöre, was auch kommen mag, keinen Schritt weiche ich aus Madrid. Als einfacher soldado ciudadano will ich meine Pflicht bis zum letzten Athemzuge thun, und müſſen wir weichen, dann auf der Straße oder in meinem Hauſe, eingedenk des Jahres 1808, lieber ruhig den Todesſtoß hinnehmen, als mich auf die Wanderung begeben."

„Ihre Geſinnung iſt ehrenwerth und ich wünſchte nur, daß Sie ſie allen Ciudadanos einzuhauchen wüßten zum Heil des Vaterlandes. Sie verkennen jedoch die Schwierigkeiten, womit die Regierung überall zu kämpfen hat, und beſonders beurtheilen Sie meine Freunde zu hart, die mit mir das Unglück theilten, lange Zeit fremdes Waſſer trinken zu müſſen. Wer waren denn die Männer, die 1810 und 12 unter zahlloſen Gefahren unſere Verfaſſung wieder auffriſchten? Sie alle gingen aus dem Schooße unſeres Volkes hervor, ſie alle hatten nur Spaniſche Ideen und Gefühle. Die Ausländler, die Joſefinos ꝛc., ſtanden ihnen gegenüber. Und gehören zu ihnen nicht auch die einflußreichſten Männer aus dem Jahre 20 bis 23? Natürlich ſind jetzt wegen der wiederholten Emigration mehr von den Flüchtigen in unſerer Mitte; aber auch viele unſerer erſten Redner, wie Olozaga, ſind eben erſt unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen. Und wo zeigen ſich denn unſere fremdländiſchen Sympathien? Die carliſtiſchen Läger ſind voll Fremde, aber die gegenwärtige Regierung vermeidet ſie; ſelbſt zu unſerm

Nachtheil. Hier, unser Freund, ein schlagendes Beispiel — — Nur einige Polen haben wir freundlich in unsere Kriegerreihen aufgenommen, weil wir nicht kalt und theilnahmlos für das Unglück einer großen, tapfern Nation sein können."

„Und dennoch buhlten unsere Machthaber um fremde Hülfe, statt unsere eignen Kräfte in Bewegung zu bringen. In unsern Tagen ist es die erste Pflicht, rückhaltlos seine Meinung zu äußern. Ursprünglich begünstigte die ehrgeizigen Ansprüche des Prätendenten nur der interessirte Theil der Ordensgeistlichkeit, die von jedem andern Thronfolger als dem sich mit ihr identifizirenden Don Carlos Störung im ruhigen faulen Besitze ihrer unermeßlichen Reichthümer und ihres großen Einflusses besorgte; welche Befürchtung die Folge auch nur zu sehr gerechtfertigt hat. Sie wandte ihren Einfluß an, um ihm Freunde zu werben, was ihr in der untersten Volksklasse in etwas gelang; dann besonders auch, um Navarra und die baskischen Provinzen um ihre Fueros besorgt zu machen. Daß ihr letzteres aber gelänge, dafür sorgten zumeist unsere aufgeklärten Staatsmänner. Diese Leute, besessen von der Feder französischer Theorie der Majoritätsherrschaft, der sich alle wohlerworbenen Interessen und Rechte der Einzelnen unbedingt beugen sollen, zwangen förmlich jene Gebiete zur Empörung, indem sie ihnen statt der alten geliebten Fueros einseitig eine neugebackene allgemeine Reichsverfassung aufdringen wollten. So entbrannte der blutige Krieg, der noch lange fortdauern kann, denn unsere Hülfsmittel sind unermeßlich. Der carlistischen Faction steht entschieden gegenüber nur die ‚vormals flüchtige' Partei mit ihrem städtischen Anhang, die sich zur Herrschaft drängte und sie leider erwischt hat. Die Masse unsers Volkes aber beobachtet, leidet und hofft auf bessere Tage; es haßt Don Carlos und betrachtet Isabella als seine rechtmäßige Königin, hält sich daher auf ihrer Seite; nur fast theilnahmlos, weil

es die Machthaber nicht liebt, weil es davon wenig hofft, gar nichts zum Guten ändern und wirken sieht. Es ist ihm noch nicht klar geworden, was uns eigentlich Noth thue, und wie das Nöthige sich machen solle. Aber gemach, die Stunde wird kommen, und im selbigen Augenblick verschwindet die carlistische Faction wie der englisch-französische Liberalismus und das nicht nationelle Wesen tritt frisch und lebendig an die Stelle. Dies ist meine feste Ueberzeugung. Und wäre es anders, würde der Krieg nicht längst entschieden sein? Seht die beiden Parteien seit Jahren sich abmühen und abmatten, ohne vor- oder rückwärts zu kommen: wie, wenn eine davon in der Spanischen Nation lebte, mit dieser verschmolzen wäre, würde der Krieg nicht längst entschieden sein? Ich vertraue auf den gesunden Sinn, den Verstand, den guten Geist unseres Volkes. Der Carlismus kann nur einen Augenblick siegen, er hat keine Zukunft. Diese beruht durchaus in unserem Volke, dessen erwachendes Selbstbewußtsein uns zu dem hin führen wird, was Noth thut, zum Glauben, zur Sittlichkeit, zum Leben des Geistes, wo kein Tod mehr ist. Diese Hoffnung ist mir geblieben, und jetzt so stark als je."

„Was meinen Sie," wandte sich der Deputirte an mich: „kann der Prätendent siegreich aus dem Kampfe hervorgehen? Uebrigens halte auch ich dafür, daß damit der Prinzipienstreit nur verlängert, keineswegs beendet sein würde."

Ich antwortete: Gelangt Don Carlos auf den Thron, so werden Umgebung und Umstände ihm ein terroristisches System aufzwingen, Spanien von dem Blute der auf dem Schaffot Erwürgten gedüngt werden. Ihn beherrscht eine durchaus decimirte Partei, die wohl weiß, daß sie ihre Herrschaft nicht anders behaupten kann, als wenn sie Alles, was ihr entgegentritt, zerstört und niederwürgt. Philipp II. handelte noch im Geiste seiner Zeit und seines Volks;

Carlos V. würde ein Philipp ſein gegen die Zeit und gegen die Nation. Schrecklich wüthete das Richterſchwert unter den Befreiern Spaniens nach der erſten Reſtauration der alten Ordnung; ſchrecklicher nach der zweiten; am fürchterlichſten würde es nach der dritten geſchwungen werden. In dieſem Falle kann ich Ihre Hoffnung einer bald nachfolgenden Befreiung nicht theilen. Ich halte den gegenwärtigen Krieg für lange Zeit entſcheidend und beſtimmend, wer auch den Kampfplatz behauptet. Jedoch erſcheinen mir die Kräfte des Carlismus zu ſchwach, als daß ich ihm den Sieg irgendwie in Ausſicht ſtellen könnte.

„Sie haben Recht, Freund, wir ſind die ſtärkern, und würden wir beſiegt, ſo wär's nur unſere Schuld, ſo hätten wir es nur der Zwietracht, Fahrloſigkeit, Unſchlüſſigkeit, der Nachahmungsſucht unſerer Staatslenker zuzuſchreiben, die das Schiff nicht durch Stürme zu führen wiſſen. Jedoch glauben Sie mir, vertrauen Sie dem guten Geiſte meiner Landsleute, die alleſammt darin gleich fühlen, daß ſich das Spaniſche Volk nimmermehr knechten, nimmermehr wieder Ketten anlegen laſſe; wir werden und bleiben frei.

Auf Thurm' und Mauerzinnen dort,
Wo des Verbrechens Fahnen
Noch alter Schmach uns mahnen, —
Der Tyranneien letztem Hort;
Da werden wir das heilige Bild
Der Freiheit, fortan Spaniens Schild,
Aufpflanzen, daß die Kunde flieg':
„Der Freiheit ward der Sieg!“ *

* Den Sinn dieſer Verſe finde ich in einer cancion patriotica wieder von Don Juan Bautista Alonso, dem General Mina geſungen und mit folgender Chorbegleitung:

Soldados ciudadanos
Del gran libertados,
La patria salvarémos,
Al grito de la union.

Doch genug der Unterhaltung, die ſich noch geraume Zeit mit einer Lebhaftigkeit fortſpann, welche ſelbſt in Spanien nur durch die drohenden Umſtände hervorgerufen wird. Als Don Luis, der wie mancher Graf und Herzog als Gemeiner in der Stadtmiliz dient und gerade Wachdienſt für die Nacht hatte, ſich verabſchiedet, führte mich Hr. C.... zu ſeiner Sennora in die beliebte Plauderſtunde. Es herrſcht darin kein pikanter esprit, keine verletzende Spottſucht; es iſt ein leichtes herziges Schaukeln der Gedanken und Gefühle, bei aller Freizüngigkeit, ſtets Schonung und Rückſicht. Doch nahm ich die erſte Gelegenheit wahr, mich zu entfernen. Die Stimmung meines Gemüthes ſowohl als die meines Magens paßte nicht ganz zu dem Intrikenſpiele beredter Zungen und ſchelmiſcher Augen zu der ungeheuern Luſt, zu lachen und zu plaudern, von der Alle gleichermaßen ergriffen ſchienen.

Das nächtliche Bad.

¡Oh infausto siglo! Las nocturnas sombras
Gratas un tiempo à los malvados fueron.
Hoy no; que impunes à la luz sus ojos alzan osados.
Breton de los Herreros.

Der ausgedehnte mittlere Theil Spaniens, zumal Neucaſtilien bildet ein zwar von vielen Flußtheilen durchfurchtes, im Ganzen aber trocknes Hochland. Auf drei Seiten umziehen es Gebirgsketten, die auf ihrem entgegengeſetzten Abhange terraſſenförmig in weite Stromthäler oder zum Meere tief hinab führen: nördlich gelangt man über die Iberiſche Kette in das Thal des Ebro; ſüdlich über die Sierramorena in das des Guadalquivir; öſtlich ziehen ſich von der nördlichen zur ſüdlichen Breite klüftige Ketten, die viele kleinere Flußthäler durch die geſegnete Gefilde vor Valencia dem Meere zuführen. In der weſtlichen, offenern Richtung durchſtrömen mächtige Flüſſe, auf jenen Hochketten ihren Urſprung nehmend, das hohe caſtiliſche Land und führen ihre

Gewässer mit allmäligerer Absenkung durch Portugal dem Atlantischen Ocean zu. Zwischen ihnen erheben sich mehre bedeutende Gebirgszüge, die mit ihren letzten Ausgängen hart an die atlantischen Gestade stoßen.

Diese allgemeinen Verhältnisse erklären, warum das Meer auf die Temperatur und das Klima von Mittelspanien wenig mäßigend einwirkt; daß es hier Winters empfindlich kalt von den Schneeketten herabweht und Sommers keine Seedunstluft die Landschaft abkühlt; die sengenden Sonnenstrahlen lindert; während in allen Spanischen Küstenländern, selbst in Andalusien, ein gleicheres und gemäßigteres Klima herrscht. Dieselben Verhältnisse bedingen auch häufigen Wassermangel im Gebiete Castiliens; wohingegen die umliegenden Provinzen sich der reichsten Bewässerung erfreuen. In der Mancha zumal hemmt Trockenheit die Bodencultur, die vielen Zisternen und Brunnen dort in Feld und Gärten helfen wenig aus; auf unübersehbaren Feldern und Kumpen steht das Korn nur dünn und den Reisenden verlangt's mit den durstlechzenden Halmen nach erquicklichem Regen, bei dem Monate lang ununterbrochen dauernden Sonnenbrande. An künstliche Bewässerung des Landes in großem Maaßstabe ist nicht wohl zu denken; denn die Flüsse Castiliens laufen in tief eingeschnittenen Thälern wie in großen Furchen durch die Hochebene und selbst die zwischen ihnen sich erhebenden Bergketten sind meist durch solche Einschnitte, in welche die von ihnen ablaufenden Gewässer einfließen, von dem weiten Tafelland getrennt. Man müßte denn noch riesige Pumpwerke erfinden, vermittelst welcher das Wasser aus den Thälern auf die weite bebaute Hochebene hinaufgeschafft werden könnte.

Der Wassermangel in der heißen Jahreszeit, das dann so nöthige Waschen und Baden erschwerend, hat hier zu der größten Oekonomie im Verbrauch des Flußwassers geführt; an Quellwasser mangelt es dem steinreichen Boden nur an

wenigen Orten. Madrid kann als Beispiel dienen. Das Wasser des Manzanares, der etwa acht geogr. Meilen von hier auf der noch immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guadarama entspringt, ist kühl und klar, bietet aber im Sommer dort, wo es noch in einem Becken fließt, nirgend eine zum Baden passende Tiefe. Um nun dennoch zahlreiche Badeplätze zu erhalten, trennt man das Wasser, ohne einen Tropfen zu verlieren, in mehre kleine, etwa 20 Schritt parallel voneinander laufende Kanäle, die sich abwärts wieder vereinigen, was die Breite des Thals gemächlich zuläßt; jedes Bächlein, nicht viel stärker als eine reiche Quelle, fließt in ein Badeloch, das mit Sorgfalt viereckig oder rund ausgegraben, festgepfühlt und mit feinem Kiesel oder Gries ausgelegt worden, und füllt es mit Wasser an; sodann läuft es wieder in einer Rinne ab, bleibt lange genug darin, um sich völlig abzuklären, und ergießt sich nun in ein zweites, drittes und so in alle andere in einer langen Reihe hintereinander folgenden Badekümpel, über welche die vom Stadtmagistrat berechteten Inhaber derselben hohe ringsgeschlossene, bequem ausgestattete Zelte aus dichten, kühlenden Strohmatten errichten. Die Behälter sind von verschiedener Tiefe für Kleine und Große, für Weiber und Männer, für Schwimmende und Nichtschwimmende, (mitunter wird auch Unterricht im Schwimmen ertheilt); über dem Wasserspiegel ausgespannte Seile, Stangen und dergleichen bieten zum Turnen und zu Spielen vielbenutzte Gelegenheit; der Eintrittspreis zu diesen wohlthätigen Badeplätzen, die zusammen den Anblick eines langgedehnten, ziemlich regelmäßigen Zeltlagers haben, ist gering.

Oberhalb der Zelte wird nicht gewaschen. Dieß geschieht an einigen freigehaltenen Armen des Manzanares und dann mehr abwärts, wo man beständig ein Gewimmel von Waschweibern sieht, und die Wäsche theils auf zahllosen Leinen flattert, theils die angrenzenden Wiesen weit und breit bedeckt;

ſo daß das Thal hier dem belebten Lagerplatze eines Nomadenſtammes nicht unähnlich ſieht, der Ruhetag und Wäſche hält.

Sonntags iſt dieſe Thalgegend am bunteſten und anziehendſten. Den Händen der Waſchweiber glücklich entronnen, tritt der Manzanares nämlich ſogleich in ein ſchattiges Gebüſch ein, es zierlich durchwandelnd, gerade unterhalb dem hochgelegenen Königl. Schloſſe, das über das Thal hinweg weit nach der Sierra de Guadarama hinſchaut. Hier verſammelt ſich ſonntäglich die tanzluſtige Welt aus den niedern Ständen, hier iſt deren Prado. Da ſieht man Männer und Mädchen aus allen Provinzen, faſt alle die zahlreichen Landestrachten Spaniens durcheinander, in Schmuck und Zierde ſich überbietend, die luſtige Andaluſiſche, die einfache Galliziſche, die farbenreiche von Valencia, die dunkelvolle, ſtolze, von Altcaſtilien und dem Gebirge von Burgos. Bei allem Drängen und Treiben nie Unordnung, bei aller Hingebung an die Fröhlichkeiten nie Verletzung des Anſtandes und der durch die Sitte ſtreng gebotenen Form. Was fehlt dem Spanier, der Spanierin, wenn er mit ihr tanzt, die er liebt? Das Gedränge, das Durcheinander entwirret ſich immerfort, wenn die Guitarre die ſchwärmeriſchen, melancholiſchen Geſänge zu begleiten anhebt, wenn die Caſtanneten ſchmettern. Dann bilden ſich mehr und mehr um einzelne Sänger und Zitherſchläger (die meiſt aus Luſt das Amt übernehmen) unter den hohen, dichtlaubigen Platanen gleichartige Gruppen und faſt in jeder derſelben ſieht man beſondere Landestänze leidenſchaftlich oder en **danza gentil** ausführen. Nicht blos tanzen der Füße, ſondern auch die Hände, Haare, Augen, ja die Lippen, der Buſen, die Herzen, Alles iſt in lebhafter Bewegung. Das ſüße Vergeſſen (el **dulce abandono**) lacht im Auge, blüht auf Lippe und Wangen. Welche Anmuth, welche Erregbarkeit, wie verſchlingen ſich ihre Blicke! Welch ein Entzücken gewähren ſie wieder. Dem trocknen Majo

dort erkennt man nicht wieder, wenn er tanzt. Nie iſt die Spanierin ſchöner, lebendiger, feuriger, beredter, zärtlicher, hingebender als beim Tanze: die häßliche wird hübſch und ausdrucksvoll, die hübſche wird bezaubernd. Die glühende Lippe kühlt ſich nur dann und wann an friſchem Waſſer oder Limonenſafte; auch Obſt und leichtes Backwerk naſcht mitunter der Mund. Sonſt iſt der Tanz die Freude des Feſttags. Sie dauert im Thale, bis die Sonne Abſchied blinkt. Schnell wie hier der Uebergang vom Tag in Nacht, eilt nun die Menge in frohen Schwärmen den Thoren der Stadt zu, auf deren Gaſſen und Plätzen noch oft den Tanz bis zum andern Morgen fortſetzend; und ehe noch der Sternenhimmel leuchtet, iſt das Thal ſtill als habe kein Sterblicher darin geathmet. Ebenſo werden werktags bei anbrechendem Abend die Wäſchbänke und alle Badezelte leer. Dieß raſche Abbrechen der Geſchäfte, das allgemeine Verlaſſen des Tummelplatzes der Freude, jetzt ſcheinbar ein bloßer Brauch, hat ſeinen Grund in der nächtlichen Unſicherheit und in der Leichtheit, womit der heißblutige Räuber vom Diebſtahl und Raub zum Morde übergeht — ein Karakterzug, den der brudermörderiſche Krieg noch begünſtigt.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich auf mein Thema zurück, von dem ich mich übrigens nur ſcheinbar, um mich in der Erzählung nicht unterbrechen zu laſſen, entfernt habe. In einiger Aufregung das Haus der Procuradoren verlaſſend, empfand ich bei der ſchwülheißen Luft in den Straßen großen Trieb nach einem friſchen Flußbade, das ich mir ſchon ſeit drei Tagen hatte verſagen müſſen; aber ſchon war es zehn Uhr vorbei und faſt zwei Stunden Nacht. Ich trat in ein Caffeehaus, um wo möglich am Schwabenbier mir die Hitze und Badeluſt zu vertreiben; allein umſonſt. Obendrein wollte mir's gefallen, in der Nacht einen Ort zu beſuchen, den kein Madrilenno zu dieſer Stunde betritt. So begab ich mich denn

auf den Weg, in der Seitentaſche einen Dolch, in der Hand einen Stock. Ich beging eine Unklugheit, wie ich deren manche begangen. Der Dolch gehört in Spanien zu den ſtreng verpönten Waffen, deren Tragen dem Geſetze nach ſogar eine verbrecheriſche Abſicht bekunden ſoll. Konnte mir das nächtliche Hinauswandern nicht Verdacht, dieſer Viſitation und dieſe das **ambula in jus**, zuziehen?

Noch ein weiter Weg lag vor mir. Wie ich aus dem mittlern verſchlungenen Theil von Madrid in den entferntern eintrat, fand ich immer größere Stille, und auf der langen Alleeſtraße vom Schloßbereiche bis an's Thor begegnete ich keinem Menſchen. Als ich hier auf das mir von einem Miliciano entgegengerufene Werda freundlich geantwortet und ſchon durch die kleine offene Nachtthüre des Thores ſchlupfen wollte, überraſchte mich das Nennen meines Namens auf deutſch. Es war Don Luis, der Dichter, der ſich hier gerade auf Wache befand, mich bemerkt hatte und ſchier voll Erſtaunen war. Als er mich nach Hin- und Herreden von dem Vorſatze, mich zu baden, nicht abbringen konnte, ſagte er: „Ihr andere Deutſche ſeid doch abſonderliche Leute, und glaubet zu ſtehen immer unter dem Schutze eines Genius, dem ihr vertraut blindlings. Ihr wollt hier zu Lande leben wie in eurer Heimath und achtet nicht unſrer Erfahrungen, unſerer Sitten: immer hinausſchweifend. Hören Sie die Geſchichte eines fremden Vögeleins:

Einſt von den Wolken verſchlagen,
Von fremden Geſtaden
Flog ins Land herein
Ein Vögelein;

Und hat dort nimmer geraſtet,
Von Heimweh belaſtet,
Auf der Flur noch im Hain,
Das Vögelein;

Und was im Lande thut ſprießen
Nicht wollt' es genießen;
So ſtarb, ach, vor Pein
Das Vögelein."

Grüß Dich, Freund, bis auf bald! ſagte ich, ihm die Hand ſchüttelnd, und hörte nicht weiter als er etwas ungehalten mir nachrief: „Aber es iſt doch wahr, was euer großer Landsmann ſagt:

Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken —
Gar grimmig iſt des Tigers Zahn ꝛc."

Ich trat zum Thore hinaus. Die Landſchaft lag freundlich vor mir ausgebreitet, vom Silberlichte der Mondſichel zauberhaft beleuchtet. Ein köſtliches Aroma drang aus dem unfern gelegenen Gebüſche und erfüllte die reinheitere Luft. Fernhin ſchimmerte der Schneekamm der Sierra. Der hochgewölbte, majeſtätiſche Himmel bildete eine diamantne Sternenflur, welche des Mondes Silbergondel durchzog, wie ein weißer Schwan auf blauem, ſchimmernden See.

Friſcher athmend, eilte ich von dem Rande des Manzanaresthales den jähen Abhang hinab und begab mich nach einem der obern Badezelte, die alle offen ſtanden. Die lautloſe Stille unterbrach nur das Geplätſche und leichte Gemurmel des aus einem Kümpel in den andern fließenden Waſſers. Ich kleidete mich auf einer Bank aus und ſtürzte mich alsbald in die friſchen Wellen. ¡Que fresco delicioso corne por los aguas christalinas, Yel pecho al blando influso Con qué places respira! Kein Menſch, kein Geſchöpf unterbrach mein vergnügliches Plätſchern. Das Bad war ſo erquicklich, daß ich eine halbe Stunde darin verweilte Wieder angekleidet, beſchloß ich noch die duftreiche Luft des Gebüſches zu genießen, in der ſchönſten ſpaniſchen Nacht.

An einem freundlichen Orte des Dickichts ſetzte ich mich auf den Raſen. Die wohlriechenden duftenden Zweige und

Blätter der umſtehenden Blumen bogen ſich zu mir herab und fächelten mir lind in den Haaren. Vor mir ausgebreitet lag eine Lichtung, die ſich nach der großen, in die Sierra de Guadarama und Altcaſtilien führenden Straße öffnet. So hatte ich, faſt verſteckt in den Zweigen, die freundlichſte Ausſicht über die ſtille, geheimnißvolle Duft und Mondlicht umfloſſene Landſchaft. War ein Ort zum Träumen geeignet, ſo dieſer. ¡Oh cuánte es dulce sobre el haz dorado libre tender los fatigados miembros cuando en los brozos del pastor querido mea Diana! Meine Gedanken zogen umher, ohne beſtimmten Willen, und ſuchten und naſchten bald hier bald dort. Von Madrid liefen ſie nach dem heldenmüthigen Zaragoza, nach dem lebensfrohen Tudela am Ebro, wo ich, zuerſt das ſchöne herrliche Frauenbild erblickt; weiter nach dem Kriegsſchauplatze und mit immer heißerer, inbrünſtiger Sehnſucht über die Pyrenäen hinweg nach dem Rhein, dem theuern Vaterlande. — — — Ich liebte die Spaniſchen Völker ſchon in der Ferne, und liebe ſie jetzt noch mehr; ſie ſind unverdorben, edel; ſie ſuchen nach dem alten freien Leben in einem neuen Gewande, ſchlagen ſie ſich auch dabei Wunden leider mit eigener Hand. Das Herz blutet bei dem Anblick Spaniens; aber noch mehr ob der Herzloſigkeit, welche das übrige Europa im Allgemeinen für ſeine Leiden zur Schau trägt. O Europa, verſündige Dich nicht an einer Deiner edelſten Nationen! Nicht vor eignen Thränen ſeht ihr nicht die des Nachbarn, ſondern aus Selbſtſucht und Hochmuth. Auf Frankreich wälzen Polen und Spanien eine große Schmach: ein Thor nur kann in Deutſchland ſeine Freiheitshoffnungen noch auf Welſchland ſetzen. Die Selbſtſucht der Franzoſen hat dieſe Länder in's Unglück geſtoßen, und nun gehen ſie hin und bedauern ſie mit warmem Munde und kaltem Herzen. Iſt es die Nemeſis, die im Buſen Frankreichs wühlt? — — Meine Heimath,

wo das Lied noch ſchallt, wo Waldes Rauſchen man noch eben ſo innig als kräftig fühlt, wo das Blut noch voll iſt und die Leidenſchaft noch braust wie der Sturm, werde ich Dich, mein Troſt und Glück, noch wiederſehen? O, ſchützende Nacht, leih mir Deine Flügel, daß ich hinüberfliege in die geliebte heilige Heimath und in dieſer Mutter Schooß mein Antlitz und meine Thränen berge — —

„Die Unannehmlichkeit, todt geſchoſſen zu werden, dauert nur einige Minuten; das Vergnügen aber, der Gefahr entgangen zu ſein, reicht für das ganze Leben hin.“ Börne.

Geräuſch, wie verhaltenes Pferdegetrappel, ſtörte mich auf. Es werden Reiſige ſein, dachte ich, die der Landſtraße entlang ziehen, — und kümmerte mich nicht darum. Plötzlich erſchienen auf der Lichtung zwei Männer halbmilitäriſch gekleidet und, nach der kurzen Büchſe in ihrer Hand zu ſchließen, wohl bewaffnet. Sie ſchlüpften ſchnell vorüber, in der Richtung auf die Stadt zu, ohne mich zu bemerken. Bald folgten ihnen zwei andere Kerle ähnlichen Ausſehens, die vier geſattelte Pferde mit ſich führten. Dieſer Umſtand gab mir Aufſchluß über den Karakter der Leute; augenſcheinlich gehörten die vier zuſammen, und ſetzten irgend ein nächtliches Vorhaben in's Werk. Die Betrachtung, daß wo nicht bloß Räuber, ſie doch zu den herumſtreifenden Carliſtiſchen Banden gehören möchten, war geeignet, mir meine Lage etwas zu verleiden. Das Gehör ſolcher Wegelagerer iſt außerordentlich geſchärft und das geringſte Geräuſch würde mich verrathen haben. Dabei haben ſie Luchsaugen. Schon die Caſtilianiſchen Bauern ſehen in große Ferne mit erſtaunlicher Genauigkeit; die weiten Ebenen, die trockne, durchſichtige Luft laſſen ſie oft eine Entfernung von zwanzig Meilen näher als in Deutſchland die von fünf erſcheinen. Die Räuber vom Fache, beſtändig bemüht, jeden Gegenſtand aus weiter Ferne zu entdecken, haben hier ein noch ſchärferes Geſicht, und ich glaube,

daß ſie mit den unſtäten Bewohnern der Saharah wetteifern können, die auf 20 Meilen über den ruhigen Sand weg noch den Dunſt einer Quelle erkennen ſollen. Gute Beine, gutes Geſicht, gutes Gehör und die Fähigkeit Hunger, Durſt und Strapazen zu ertragen, das ſind die vier Eigenſchaften, woraus die große, oft unbegreifliche Sicherheit und Kühnheit der Spaniſchen Highwaymen hervorgeht. Daher verhielt ich mich unter den blätterreichen Baumzweigen ſo ruhig als möglich, in der Hoffnung, die gefährliche Nähe der Stadt werde meine neuen Geſellſchafter bald zurücktreiben. Die beiden Leute, die ſich wahrſcheinlich mit den Pferden der Stadt mehr zu nähern nicht wagten, während ihre Gefährten vorgeſchlichen waren einer Abſicht wegen, die mir nicht deutlich ward, ließen die Thiere am langen Zügel Gras und Sträucher benagen; ſprachen oder murmelten dabei wenig, nur zuweilen hörte ich ein Wort wie carajo, demon und ähnliche, horchten aber beſtändig aufmerkſam wie mit Ungeduld nach allen Richtungen.

In dieſer Lage mochte eine halbe Stunde verfloſſen ſein, als einer der zuerſt an mir vorübergegangenen Menſchen zurück kam, zu meinem Erſtaunen ein Mädchen an der Hand führend, deren ſchlanke Geſtalt und anmuthiger Gang Jugend und Schönheit offenbarten. Er trat mit ihr zu ſeinen beiden Genoſſen, die mit Höflichkeit und Zurückhaltung vor ihr die Mütze lüfteten. Sie ſprachen lebhaft miteinander, doch ſo leiſe, daß ich wenig davon vernehmen konnte; nur einmal, als eine Pauſe entſtanden, hörte ich das Mädchen langſam und etwas traurig ſagen: „der gute unglückliche Vater! Gott möge helfen!“ Während deſſen hatten das Mädchen und ihr Begleiter das Geſicht mir zugewendet und zwar ſo, daß das Mondlicht gerade darauf fiel. Der Mann war noch jung, ſein Geſicht ſo gebräunt, daß es die Farbe der Sträucher auf der Sierra morena angenommen hatte, unter denen er vielleicht oft Obdach gefunden; ein ſtarker, dunkler Bart

wie die eigenthümliche Kleidung gaben ihm ein verwildertes Anſehen. Kopf, Hals und Nacken des Mädchens waren ſittſam von einer ſchwarzen Mantilla umhüllt, ſo daß bloß ihr längliches Geſicht frei darin blieb, das regelmäßige Züge und ein dunkles, leuchtendes Augenpaar zeigte. Ein enganſchließendes, langes Kleid hob zarte, gefällige Formen, Rundung und Zierlichkeit ihres Körpers hervor. Ich darf geſtehen, daß mir ihre Erſcheinung willkommen war. Ein Weib hat immer etwas Begütigendes und Beruhigendes; wir vertrauen gern ihrer natürlichen Herzensgüte, und ihr Anblick erhöht oft in Gefahren Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit.

Nachdem das Geſpräch noch einige Augenblicke fortgeführt worden, ergriff der Mann des Mädchens Hand und preßte ſie lange an ſeine Lippen. Dann führte er, wie in heftiger Bewegung, ſie von den Andern abſeit, und kam mit ihr ſehr ungelegen, auf mich zu. Ob er meinen ſchönen Platz kannte? Ob er hier ſchon manche Stunde der Nacht zugebracht hatte? Unterdeſſen faßte ich mich raſch, der Vortheile mir bewußt, welche meine Kraft, vorall aber die Nähe der Stadt, die meine muthmaßlichen Gegner verhindern mußte, leicht von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen, mir gaben. An Flucht konnte ich nicht denken, hinter mir war Alles unwegſam, von Gebüſch und Gräben durchſchnitten.

Als das Paar noch etwa dreißig Schritte von mir entfernt ſein mochte, erhob ich mich plötzlich und trat ihnen mit dem freundlichen Zurufe entgegen: „Guten Abend, Sennora und Sennores!“

So unerwartet kam ihnen meine Erſcheinung, daß ſie einen Laut der Ueberraſchung von ſich ſtießen und zurückprallten. Aber nur einen Augenblick. Im nächſten ſchon hatte mein Gegner ſein Mädchen zurückgeſtoßen, funkelte in ſeiner rechten Hand ein langes blankes Meſſer und hielt er in der linken ſeinen Karabiner. Er warf einen ſcharfen Blick

hinter mich nach dem Orte hin, von wo ich zum Vorſchein gekommen, als wollte er ſich vergewiſſern, ob er mit mir allein oder mit mehrern zu thun haben werde. Als dieſe augenblickliche Unterſuchung zu ſeiner Zufriedenheit mochte ausgefallen ſein, ſchoß er wie ein Stoßvogel zum Angriffe auf mich ein. Ich wich ſeinem erſten Stoße glücklich aus und traf zugleich mit meinem Stocke ſo kräftig ſeinen Arm, daß ihm das Meſſer entfiel. Entſchloſſen, mein Leben bis zum letzten zu vertheidigen, griff ich nun auch zum Dolche. Ehe wir jedoch zu einem zweiten Gange ſchreiten konnten, warf ſich das Mädchen zwiſchen uns. Sie umklammert die Arme ihres Freundes und bat und flehte: „Um Gottes-willen, Manuel, keinen Mord! begehe keinen Mord! Du wirſt mich tödten vor deinen Augen. — Ich laß Dich nicht, verſprich mir, ſein Leben zu ſchonen — er hat Dir nichts gethan, er iſt ein Einzelner — Manuel, braver Geſelle, verſprich es Deiner Luiſa, wenn Du ſie liebſt.“ —

Während mir ſo ein Schutz erſchien, nahten die beiden langbärtigen Kerle, die bis dahin bei den Pferden gehalten. „Sollen wir den Hund niederſchießen?“ frugen ſie. Doch Luiſa's Bitten hatten gewirkt, ihr Geliebter befahl mit ſcharfem Ton: „Schießt nicht, Jungen's, wir wollen den Herrn lebendig mit uns in die Gebirge nehmen; dabei werden wir uns beſſer ſtehen. Nur, wenn er eine Miene zum Hülferuf oder zum Entwiſchen macht — hören Sie dies wohl?“ rief er mir zu: — „dann ſtreckt ihn augenblicklich nieder!“

„Nein, Manuel, nicht ſo, laß ihn ſeiner Wege ziehen, aus Liebe zu mir!“ ſprach das Mädchen zu meinen Gunſten: „Nicht wahr, Manuel, Du erlaubſt es — Herr, Ihr Leben, und Ihre Freiheit gehören Ihnen, gehen Sie mit Gott!“

„Nimmermehr! nicht von der Stelle!“ entgegnete dieſer, aber entſchieden: „Wer ſeid Ihr?“ — „Eure Frage,

antwortete ich, indem ich bis jetzt meinen Standpunkt ruhig behauptet, ſcheint mir angemeſſen, da ich Euch gegen meine Abſicht geſtört habe. Wie Ihr meiner Sprache anhören könnt, ich bin Fremder." — „Alſo einer von den engliſchen oder franzöſiſchen Hunden? Was machtet Ihr hier?"" — „Wenn die Frage auch nicht höflich lautet, ſo will ich Euch doch noch Rede ſtehen, weil ich hoffe, dadurch in Frieden mit Euch zu kommen und Blutvergießen zu verhüten; obſchon, glaubt mir, ich wohlbewahret bin, und weder Euch noch Eure Waffen fürchte. Ich bin ein Deutſcher; in meinem Vaterlande brennt die Sonne nicht ſo heiß wie bei Euch, die Luft iſt feuchter und kälter; daher ſuche ich gern die friſchern Nächte auf; und von Alters her an Baden und Schwimmen im Fluſſe gewöhnt, bin ich noch ſpät hiehergegangen und habe dort in den Zelten ein Bad genommen." — „Eine jämmerliche Lüge! Ihr ſeid kein Fuchs, Deutſcher; ſonſt würdet Ihr ein beſſeres Mährchen erfinden!" Ich erkannte, daß mein Gegner nicht ohne Bildung war, antwortete daher: „Habt Ihr nie gehört, daß ein Deutſcher es nicht verſtehe, ſich aus Gefahren heraus zu lügen? Erzählt Ihr Euch nicht Gleiches von den alten Gothen, unſren Landsleuten, von denen Eure Könige abſtammen? Doch ich kann Euch von der Wahrheit meiner Worte durch den Augenſchein überführen. Seht, der Himmel iſt heiter, die Luft trocken, Bäume und Gras ohne Thau. Nun, mein Haar iſt dennoch naß. Schade, daß ich Euch nicht erlauben darf, mir mit Waffen zu nahen. Will ſich aber die edelfühlende Sennora, deren Gegenwart mir für den guten Ausgang unſrer Zuſammenkunft bürgt, zu mir bemühen, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, ſie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit geſprochen habe."

Kaum hatte ich dieß geſagt, als das ſchlanke Mädchen, ſichtbar um mich beängſtigt, ihren Geliebten losließ und

auf mich zusprang. Indem sie nun nach meinen Haaren tastete und ausrief: „Bei der heiligen Mutter Gottes, der Mann hat die Wahrheit geredet — “ umfaßte ich schnell ihren Leib fest mit meinem linken Arme, und zückte mit der rechten Hand den Dolch auf ihre Brust. „Ihr, mein Herr, sagte ich ernsthaft, habt mir, der Euch nichts gethan, vorhin gedroht, mich niederzuschießen, so ich Lärm mache, und mich mit in Eure Berge zu führen, wozu ich durchaus keine Lust verspüre; jetzt ist — steht! keinen Schritt naht! oder ich stoße diesen Dolch in die Brust des Mädchens — jetzt ist an mir die Reihe zu drohen. Wagt einer von Euch, irgend eine zweideutige Anstalt gegen mich zu treffen, so fällt dieß Mädchen als Opfer und ihr Blut schreit zum Himmel um Rache für eure Frevel.“ Ich hatte das wichtige Zauberwort gefunden, das mir Rettung verschafft. Mein Gegner stand wie angedonnert; sein Toben und Fluchen ging bald in Bitten über. Unterdessen bewegte sich Luisa kaum in meinem Arme, nur ihre dunkeln, mit Leid erfüllten und doch wunderbar glänzenden Augen sahen mich fragend an, wie wenn sie an meiner wahren Absicht noch zu zweifeln schienen. Ich lispelte ihr mit beruhigendem Blick zu, mir meine grausame, abgedrungene Drohung zu verzeihen. Zur Antwort, daß sie mich verstanden, lächelte sie so sanft, so gläubig, daß ich ganz und gar die Macht begreifen konnte, welche sie über die räuberischen Krieger auszuüben schien. Die Spanierin aus dem mittlern Stande hegt zuweilen eine solche Verachtung für alle gewöhnliche Dinge des Lebens, hat einen solchen Schwung und Adel des Geistes, daß sie dem Manne ein Wesen höherer Natur erscheint. — Als Don Manuel's Besorgnisse mehr und mehr stiegen, als Luisa ihm zurief: „Manuel, willst du mich tödten lassen?“ — begann er mit Versprechungen. Ich ließ nicht eher nach, bis er feierlich bei Christus und seinem Evangelium wie beim

heiligen Santiago * geſchworen hatte, mich augenblicklich frei und ungehindert nach der Stadt zurückgehen zu laſſen und ſeine Gefährten an jeder Unbill zu verhindern. Luiſa ſtürzte ſich ihrem Freunde an den Hals und überſchüttete ihn mit Liebkoſungen. Don Manuel gab einem ſeiner Untergebenen einen Wink, mich ein Stück Weges zu begleiten, und als ich ihnen freundlich gute Nacht wünſchte, ſchallte mir aus Aller Munde nach: **Va usted todos dias con Dios!** Der Burſche hinter mir blieb ſtillſchweigend bald zurück. Jetzt erſt brach eine heftige Bewegung aus meinem Innern hervor, da ich wußte der Gefahr glücklich entronnen zu ſein: mein Herz klopfte durch die ſtille Nacht laut wie ein Pochwerk, und mit Inbrunſt dankte ich Gott: nur wer in ähnlicher Lage geſchwebt hat, wird meinen Zuſtand begreifen. In der Nähe des Thores begegnete ich Don Luis und einem andern Wehrmann. Vor Freude mich wieder zu ſehen, ward er nicht müde mir die Hand zu ſchütteln. — „Welche Angſt ich ausgeſtanden, ſagte er, daß Sie nicht zurückkehrten! Sie haben wohl einen deutſchen Sommernachtstraum geträumt?“—„Der gute Genius, ſehen Sie, verläßt uns nicht!“—„Doch eine kleine Erfahrung könnte nicht ſchaden, damit Sie dergleichen abentheuerlichen Unternehmungen nur in Ihrer Heimath nachzögen. Wo haben Sie geſteckt? Dachten, ſchon Sie aus dem Waſſer ziehen oder entbaumeln zu müſſen.“

„Eine freundliche Zumuthung! Indeß luſtwandelte ich im lieblichſten Aroma, Ihre herrlichen Nächte bewundernd.“

„Und Niemanden geſehen? Seit einigen Tagen durchziehen wegen der Nähe feindlicher Banden Nachtpatrouillen die Umgebungen Madrids.“

„Im Laufe meiner Gedanken bin ich allerlei Erſcheinungen begegnet; jedoch keiner Patrouille.“

* Jakobus, der Schutzheilige Spaniens nach der definitiven Entſcheidung unter Felipe V. dem erſten Bourbon.

Wir traten durch die kleine Thorthüre und begaben uns auf die Wachtſtube, die wie gewöhnlich eingerichtet, mit Pritſchen und hölzernen Schemeln verſehen iſt. Auf dem langen Tiſche brannte ein halbes Dutzend Wachslichter; Zeitungen und Bücher lagen, karakteriſtiſch für die Wachhalter, darauf umher. Don Luis wußte, daß ein Bad die Eßluſt weckt, und hatte herrlich dafür geſorgt. Bald ſaß ich mit der ganzen Wachtgenoſſenſchaft (ausgenommen den Poſtenſteher) um kalte Braten und künſtliche Früchte, Apfelſinen, Feigen, Melonen; und in unſern Gläſern perlte ein edler Rebenſaft aus der Mancha. Der Freund Deutſcher Kunſt und Deutſchen Weſens vergaß nicht des heimathlichen Brauchs und einmal über das andere klangen fröhlich unſere Gläſer aneinander. Oft gedachte ich in der Stille der edlen Luiſa, und leerte auf ihr Wohl das erſte und letzte Glas. Ach, ich ahnte nicht das Loos, das dem unglücklichen Mädchen vielleicht in dem nämlichen Augenblicke bereitet ward! Das erſte Glimmern des anbrechenden Morgens kündigte ſich bereits durch die öſtlichen Himmelsbalkone an, als ich in die eigentlichen Straßen der Stadt einbog. Dennoch war das ſonntägliche Sommernachtleben, das voll Romantik iſt, noch nicht erloſchen; hier beſingt ein ſchwärmender Haufe die Nacht, die Luft, den Himmel; dort in einer Seitengaſſe lockte die Guitarre mit zärtlichen Tönen die Geliebte, die **amadilla llena de pudor**, ans Fenſter oder auf den Balkon; dort endlich ziehen junge Leute beiderlei Geſchlechts tanzend und ſingend der Straße entlang, ſie halten vor einem Hauſe, deſſen Bewohner reihen ſich mitunter ihnen an, die Melodien erklingen, die Caſtagnetten ſchmettern, und nach einer Viertelſtunde gehen die Einen ins Haus zurück, die Andern ziehen lachend weiter. Stets ſcheint der Spanier dann am glücklichſten, wenn er Andere beglücken kann.

Der Weg nach meiner Wohnung führte über die

berühmte **Puerta del Sol**. Hier angekommen — es war bereits Tag — zog ein Trupp Milicianos, der ſich langſam von der Plaza mayor her bewegte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Vier Mann trugen eine jener Tragebahren, worauf man gewöhnlich die Schwerverwundeten von den Schlachtfeldern ſchafft, auf derſelben lag in blutgerötheter Kleidung ein weiblicher Körper. Voll banger Ahnung trat ich näher und erkannte mit Entſetzen das Mädchen wieder, dem ich die Rettung meines Lebens verdankte. Die Augen waren halbgeſchloſſen, der Mund krampfhaft verzerrt, mit Tüchern hatte man das Blut aus einer unter der Bruſt befindlichen Wunde zu ſtillen geſucht, Kopf und Nacken waren bloß und die ſchwarze Mantilla war über den Leib ausgebreitet — ein jammervolles Bild! Bebend frug ich einen der nachfolgenden Milicianos, ob ſie todt ſei. „Nicht weit davon ab;“ erhielt ich zur Antwort und erfuhr, daß eine Infanterie-Patrouille unfern einer Kapelle auf vier Facciosos und die Sennora geſtoßen und als ſie ſchnell ihre Pferde zur Flucht beſtiegen, auf ſie feuernd, unglücklicher Weiſe das Mädchen verwundet habe; zwei Facciosos ſeien davon gekommen, einer gefangen und der vierte, welcher das Mädchen vor ſich auf den Sattel genommen, mit dieſer vom Pferde ſinkend, habe ſich nicht ergeben wollen und ſie und ſich ſelbſt tapfer vertheidigt bis er den Bajonnetten erlegen; das Mädchen habe noch mehrmals den Namen ihres Vaters ausgerufen, und werde nun nach der Wohnung ihres Ohms gebracht, eines eifrigen Carliſten. Schweigend folgte ich aus der Ferne der blutgerötheten Bahre. Vor einem bereits militäriſch beſetzten Hauſe hielt der Zug, die Verwundete wurde hinein gebracht, ein Arzt folgte ihr; dann verſchloß ſich die Thüre und Niemand durfte das Haus weder betreten noch verlaſſen. Innerlich zerriſſen, wankte ich meiner Wohnung zu. — Drei Stunden ſpäter gehörte Luiſe nicht mehr dieſer Welt an.

Es haben ſich Briefe vorgefunden, die einige Verhaftungen nach ſich gezogen. Luiſa wird allgemein, ebenſo ſehr wegen ihres ſittlichen Betragens als ihrer Schönheit (no menos por su virtud que su hermorura) gerühmt. — Ihr Vater gehörte zur Dienerſchaft des Infanten Don Carlos und blieb dieſem ergeben. Obgleich alt und kränklich, war er vor Kurzem aus Madrid verſchwunden. Ein Brief hatte Luiſen gemeldet, daß ihr Vater ſchwer erkrankt ſei, ein anderer ihr die nahe Ankunft des Geliebten verkündet. Morgen ſchon iſt der Begräbnißtag der ſo früh Dahingeſchiedenen. Kein Verwandter wird an ihrem Sarge weinen — ſo will ich das Amt ihrer Lieben übernehmen und aus dankbarem Herzen auf ihrem Grabe Blumen pflanzen.

¡Dicha infiel è inconstante
Cual del abril los dias,
Engannosa cual sombra,
Cual viento fugitivo!

Viertes Kapitel.

Artilleriesaal; Gleichheit; Beschwörung der Constitucion; Gemäldesaal des Herzogs von Berwick und Alba; der Johannistag.

Aus dem Tagebuche.

Madrid, 12. Juni.

Auf Veranlassung des Herrn.., führte mich heute ein Artillerie-Officier der Garde in die Museen der Artillerie und des Genieweſens. El museo de Artilleria, nicht zu verwechseln mit den Zeughäusern, den depositos de las armas, die sich zumeist in den Festungen und in den befestigten Häfen befinden, enthält eine reiche Modellsammlung von der gesammten Pulverfabrikation, von Instrumenten zur Prüfung der Stärke des Pulvers, von der Verfertigung der Gewehre, Kanonen und anderer Waffen, dann von den verschiedenen Geschützen für Feld und Festungsdienst mit Protzen und Laffetten der mannigfachsten Art, von Flinten, Säbeln, Lanzen ꝛc., ferner Modelle von den verschiedenen Kriegsschiffen, Seegeschützen und andern einschlägigen Dingen. Das Museum bietet dem Militär vieles Anziehende.

Sämmtliche Feuerwaffen und Pulverfabriken Spaniens stehen mit der ausübenden Artillerie unter derselben Oberleitung, ungefähr wie in Preußen, Frankreich und andern Staaten. Die Spanier bilden sich ein, die ausgezeichnetste Artillerie zu besitzen, — zumal in Bezug auf Uebung der

Kanoniere, gutes Schießen und die trefflichen Eigenſchaften des Metalls, das allerdings einer großen Berühmtheit genießt. Die ſpaniſchen Kanonen haben in der Regel weder Viſir, noch Korn, noch Aufſatz. Bei manchen Nachtheilen hat dieſes ohne Zweifel in dem Gebirgslande große Vortheile: in der Ebene dürften wir den Spaniern, in den Bergen aber dieſe uns im Schießen überlegen ſein. Daß die ſpaniſchen Artilleriſten, ohne unſere Beihülfe zum Zielen, ihr Auge weit mehr üben müſſen als die unſrigen, verſteht ſich von ſelbſt. — Die hauptſächlichſten Pulver- und Waffenfabriken Spaniens befinden ſich in den baskiſchen Provinzen, in Aſturien und in Catalonien; doch ſind die Klingenfabriken in Toledo hoch berühmt. Große Artilleriewerkſtätten und Parks giebt es an mehren Orten. Zu bemerken iſt, daß die Spanier nicht blos Berghaubitzen, ſondern ſogar 24pfündige Kanonen zum Auseinandernehmen beim Transport durch Gebirgsland beſitzen. Ihre Artillerie-Abtheilungen haben 4 Batterien, worunter 3 fahrende — in Wirklichkeit aber laufen die Kanoniere meiſt zu Fuß, und 1 reitende.

Als die Rede auf die reitende Artillerie kam, die ſchnell wirken und überraſchen ſoll, machte ein Aufſeher, der uns führte, die Bemerkung: „ſie ſei eine ruſſiſche Erfindung.“ Ich entgegnete, darüber ſei man noch nicht recht einig. Schweden mache Rußland den Ruhm, die ſchönſte der Waffen eingeführt zu haben, ſtreitig; übrigens habe Friedrich II. von Preußen ſie zuerſt mit Geſchick angewendet und bedeutend vervollkommt. „Nun ja, meinte der Gardelieutenant, **Rusia** oder **Prusia**, das iſt ja doch einerlei.“ Das ſollte keine Beleidigung ſein, denn ſonſt iſt dieſer Edelmann, ein Joven aus Andaluſien, von niedlicher Geſtalt, mit großen braunen Augen und kaſtaniendunkelm Haare, die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt.

Das Muſeo de ingenieros hat auch für einen Laien

ein noch größeres Intereſſe. Dort befinden ſich Modelle, wovon eines oftmals ein geräumiges Zimmer ausfüllt, von den Feſtungen Spaniens, unter andern das durch Forts und Waſſer ſehr ſtarke Gerona und die rein militäriſche Feſtung ohne Bürgerbevölkerung Figuera, beide in Catalonien; ferner das Fort von Veracruz und andere amerikaniſche und weſtindiſche feſte Punkte; mehre ſtarke Schlöſſer auf Majorca und andern baleariſchen Inſeln, die ſpaniſchen Preſidios, befeſtigte Städte, Schlöſſer, Riffe, Felſen in Afrika, gegenüber der ſpaniſchen Küſte. Vor allem ſchön gemacht ſind die Modelle von Gibraltar und von Cadiz, der aus den grünen Wellen auftauchend weißen Marmorſtadt. Gibraltar iſt auf einer, mit dem Continent nur an einer ſchmalen Stelle zuſammenhangenden Landzunge gelegen, am Fuße eines ſteilen Felſens, deſſen äußerſte Spitze la punta de Europa genannt wird. Es iſt ſehr gut vertheidigt ſowohl gegen eine Landung als gegen die ſchmale, eingekehrte Landſeite. Das Modell zeigt zugleich den berühmten Angriff auf die Veſte, den die Spanier von der Landſeite her in Verbindung mit den Franzoſen zur See darauf machten und der ſcheiterte. Die Spanier verfluchen mit Recht noch immer den Gouverneur, der es an England übergab. Das andere Modell zeigt das ebendachige Cadiz mit allen umliegenden Feſtungswerken vollſtändig; es nimmt einen großen Saal ein und förmliche Tribunen mit Treppen ſind errichtet, um es von allen Seiten beſchauen zu können.

Die meiſten ſpaniſchen Feſtungen ſind alt und mangelhaft, doch feſt durch Lage und tapfere Vertheidigung. Gewöhnlich kann man ſchon aus großer Entfernung in die überragenden Wallmauern Breſche legen und ſelten iſt das Ravelin groß genug, um die Curtine oder gar noch etwas von den Facen der Baſtions zu decken. Die Montalembertſchen Ideen, die mehr auf die Befeſtigungsgrundſätze unſers

Albrecht Dürers als Vaubans zurückgehen, ſind hier wohlbekannt, und die Befeſtigung durch einzelne Forts um ein Vieleck findet hier vorübergehend täglich Anwendung, wenn auch weniger aus Theorie als aus Erfahrung. Das Muſeum beſitzt eine große Menge von Modellen nach Montalemberts Angaben, die ein gelehrter Spaniſcher Ingenieurgeneral geſammelt hat und die nach deſſen Tode angekauft worden ſind. Auch haben bekanntlich ſowohl die ſpaniſche Bauart als ihre tapfere Vertheidigungsweiſe jenen Ideen mit die Bahn eröffnet. Es kommt indeß nicht eben ſelten vor, daß ein Land, das eine Idee längſt praktiſch ausgeübt hat, ſie aus der Fremde als noch etwas ganz Neues empfängt.

Außerdem ſieht man im Muſeum Modelle der verſchiedenſten Art, von Brücken, oft ſehr ſinnreichen Baues, von Sappen, Schanzen, Blockhäuſern, Kriegsſchiffen und dergleichen mehr. Aus Allem läßt ſich entnehmen, daß das Spaniſche Heerweſen auch in dieſen wichtigen Dingen große Fortſchritte gemacht hat.

Den 13. Juni.

Dieſer Tage hat die Regierung den Cortes eine verbeſſerte Ordnung in Bezug auf die Prüfungen an den Univerſitäten, Gymnaſien und andern Lehranſtalten vorgelegt. Man bezweckt dabei vorzüglich Unparteilichkeit. Die Profeſſoren ſollen 100 Fragen aus dem während des Curſus gehaltenen Vortrage aufſtellen und in eine Urne legen; daraus ſollen die zu Prüfenden 10 Fragen ziehen und dieſe in einer Stunde beantworten. Dieß ſoll ſich jedoch nur auf die mathematiſchen, naturhiſtoriſchen und mediziniſchen Wiſſenſchaften anwenden. Von mündlicher Prüfung iſt nicht viel die Rede. Ueberhaupt, wenn bei uns zu viel examinirt und dadurch nur zu häufig dem Aufkommen des Genies geſchadet wird, ſo gilt der umgekehrte Fall in Spanien.

Ich zweifle, ob die Spaniſche Geſchichte ſchon ſo geſchrieben worden, wie ſie ſollte. Immer hört man das Thema von dem verbrüderten Despotismus der Kirche und des Thrones abhandeln, der allein die glänzende Epoche Spaniens wieder verdunkelt haben ſoll; als ſei der Verfall nicht eigentlicher in Amerika und in einer ſchlechten Handelspolitik zu ſuchen, die — man fühlt es in Deutſchland noch zu wenig — von ungeheurem, alle Lebenskreiſe durchdringenden Einfluß iſt. Am ſeltſamſten aber klingt die Behauptung der Franzoſen, Spanien habe ſich im 18. Jahrhundert durch den wohlthätigen Einfluß der neuen bourboniſchen Dynaſtie nach dem Abſterben des öſterreichiſchen Hauſes wieder emporgehoben, da doch die Geſchichte niemals eine ſchlechtere Reihe von Regenten aufgezeichnet hat als die Bourbons, die über Spanien herrſchten, und der Grund jener Erſcheinung darin zu ſuchen iſt, daß das ſpaniſche Amerika nicht mehr ſo nachtheilig wie früher auf das Mutterland zurückwirkte. Freilich verſchafften die Bourbons dem franzöſiſchen Einfluß einen größeren Eingang in Spanien; aber dieſes hat auf Literatur, auf Kunſt, auf Leben mehr nachtheilig als vortheilhaft eingewirkt. Auch die Prinzipien der franzöſiſchen Revolution wurden von dem größten Theil der ſpaniſchen Jugend mit Begeiſterung aufgenommen, ja dieſe verſchwiſterte ſich mit den Siegen des Kaiſers, bis der „Rieſe des Jahrhunderts“ auch an ihrer Ehre und ihrer Unabhängigkeit reißen wollte. Da fielen dem Volke die Schuppen von den Augen und alle ſtunden auf wie ein Mann gegen das fremde Joch, denn alle fühlten, mit Verluſt der Nationalehre beſtehe keine Freiheit, kein Glück. Seit dem Erwachen dieſes Nationalgefühls, das nicht mehr vom Ausland, ſondern nur durch ſich ſelbſt alles Heil erwartete, zieht Spanien wieder ununterbrochen die Augen der Welt auf ſich, erhebt es ſich in deren Achtung und ungeachtet

aller bürgerlichen Unruhen, die zugleich auftobten, auch an Macht und Anſehen.

Da Spanien ſeine Nullität auf der politiſchen Bühne mit der abſoluten Regierungsform verbunden und von deren Abſchüttelung ſeine Zukunft abhangen ſieht, ſo wird begreiflich der Despotismus hier als die Quelle alles Uebels und Verfalls betrachtet und gehaßt und ſind die letzten Jahrhunderte Gegenſtand des bitterſten Tadels. Die Wunden, ſo jene dem Lande ſchlug, liegen nackt den Augen der Welt vor. Aber dennoch dünkt mich, ſei es zum Verſtändniß der Geſchichte zweckmäßig zu erforſchen, ob ſie denn nicht auch ihr Gutes gehabt habe. Die Zukunft Spaniens wird darüber den wahren Aufſchluß geben: an gegenwärtiges läſtiges Uebel ſpinnt die dunkle Hand der Geſchichte oftmals den Faden des Glücks. Nur eins ſei hier bemerkt. Nach Jahrhunderte langem Gleichmachen und Nivelliren liefern die Spaniſchen Provinzen noch große Verſchiedenheiten in Sitten, Gebräuchen, Rechten, Sprache, Karakter und Leben dar; natürlich waren vor der einigen Monarchie die Verſchiedenheiten unendlich greller bei dem bunten Gemiſche von Ureinwohnern, Einwanderern aus Arabien wie von der Oſtſee und dem ſchwarzen Meer, aus Italien, aus Syrien, aus Afrika. Zugleich ſtürzte eine mächtige Ariſtokratie das Land in ſtete Verwirrung. Das Volk verband ſich der königlichen Gewalt, deren unumſchränkte Hoheit von den „Brüdern“ ſo heftig gepredigt wurde, wie ſpäter die demokratiſche Gleichheit von den franzöſiſchen Jakobinern. Den Mangel einer gemeinſamen Volkswurzel konnte nur die feſte politiſche Einheit erſetzen, welche die Vorgänger Iſabellens und Ferdinands, dann dieſe ſelbſt, Carl V. und Philipp II. noch mit aller Macht zu begründen ſuchten. War ſie aber möglich ohne das, was man den geiſtigen und weltlichen Despotismus genannt hat? Je verſchiedener, zahlreicher, mächtiger die

der innern Einheit widerſtrebenden Elemente waren, deſto kräftiger und einſeitiger mußte auch die Centralgewalt werden. War dieſe ein Uebel, ſo vielleicht doch das geringere und ein ſolches, das zum Heil beitrug. Frankreich, das Früchte von ſeiner frühzeitig ausgebildeten Einheit erntete, die die civiliſirte Welt preist, hatte weniger grelle innere Gegenſätze zu bekämpfen und ſpäter nicht ſo viele Kräfte an die neue Welt abzugeben als Spanien; ſonſt würde es vielleicht keinen höhern Rang als europäiſche Macht behaupten.

Ein Bekannter von mir aus dem Norden meint, die politiſche Freiheit beſtehe in Gleichheit und da Spanien das klaſſiſche Land der Gleichheit ſei, ſo müßte es auch das freieſte genannt werden. Aber die Beduinen und ſelbſt die Hottentotten ſind dann noch freier, weil ſie unter ſich noch gleicher ſind. Der Sultan Abdel-Kader ißt mit dem gemeinſten ſeiner Zeltbewohner daſſelbe einfache Gericht, die Gleichheit ſuchenden Franzoſen könnten alſo bei dieſem Barbaren, wie ſie ihn nennen, in die Lehre gehen. Wenn **A** = **B** iſt, ſo können **A** und **B** noch Alles ſein, alſo auch nichts. Nicht darauf kömmt es an, daß Einer gleich dem Andern ſei, denn ſie können alle nicht viel ſein; ſondern darauf, daß Jeder etwas Tüchtiges ſei und wirke. Denn jenes an ſich gibt nichts Weſentliches, nichts Wünſchenswerthes, bezeichnet weder eine Qualität noch eine Quantität, ſondern nur eine Formel, ein äußerliches Verhältniß. Der Begriff Freiheit hat aber ſtets einen poſitiven Inhalt, worauf man ihn auch beziehen möge. Nur hüte man ſich, daß die Freiheit eines Volkes nicht bloß auf dem Papiere, in der Karte ſtehe und nicht im Geiſte deſſelben lebe und wirke. Es gibt Völker, die die Gleichheit vergöttert haben, während doch die ſchmählichſte Ungleichheit bei ihnen beſtand. Der ehrenwerthe und gelehrte Hr. v. Tocqueville ſtellt in ſeinem Werke über die Demokratie als Grundgedanken hin,

daß die Entwickelung der Menſchheit ſeit Jahrhunderten der Gleichheit als ihrem unveränderten Ziel entgegenſtrebe; weshalb dieſer Drang durch Zügelung zu mäßigen ſei. Wie kann ein geiſtreicher Mann doch oft in Einſeitigkeit befangen ſein! Was, Gleichheit das Ziel unſeres Strebens und nicht Anderes? Gleichheit, die nicht einmal das wahre Prinzip der Demokratie, ja gar kein Prinzip, ſondern das abſtrakte Verhältniß a = b iſt.

Gleichheit hat nur einen moraliſchen Sinn und politiſchen Werth, ſofern man darunter verſteht: daß jeder Menſch in ſeinem Stande, in ſeiner Stellung möglichſt frei und glücklich ſein könne. Das Egaliſiren führt nicht zu dieſer Gleichheit, ſondern nur Rechtsſinn, Bildung, Freiheit. Mich empören unterdrückte Volksklaſſen gegen die Unterdrücker, ich will keinen immenſen Reichthum neben verächtlicher Armuth, keine Alleinherrſcher und keine Alleindiener, ich will Bürger, die ſich als ſolche und als Menſchen und von möglichſt hohem Werthe fühlbar, Bürger, die von dem Bewußtſein der Würde, die dem Menſchen und dem Bürger eines freien Staats geziemt, durchdrungen ſind. Die Gleichheit an Tugend und Adel aller Menſchen, als Sieg und Ziel der Freiheit aller — wer ſollte ſie nicht wollen, nicht herbeiwünſchen? Aber die Erde ſoll ein Kampfplatz ſein und jenes Ziel iſt der Frieden des Himmels! Freilich war in manchen Republiken des Alterthums der Grund und Boden zu gleichen Theilen an die Bürger vertheilt, auch herrſchte Gleichheit unter ihnen durch Sitten und Geſetze; ſie zeigen Gemeinſinn und Kraft, die unſere höchſte Bewunderung erregt, nichts kann den Bürger eifriger für das gemeine Weſen machen als gleiche Pflichten, Rechte und Vortheile; und mit der Gleichheit unter den Bürgern ſchwand auch ihre Kraft. Aber verbargen ſich hinter jener gerühmten Gleichheit der alten Staaten nicht unterdrückte Klaſſen und uns unerträglich

ſcheinende Beſchränkungen des Einzelnen? Ungleichheit wird immer vorhanden ſein, und iſt vielleicht jetzt größer als im Mittelalter, weil eben damals alle Verhältniſſe weit einfacher waren. Nicht an Gleichheit haben wir gewonnen, aber an Freiheit, Bildung und Reichthum. Und daß wir in dieſen Dingen Gleichheit erringen mögen, wer ſollte das nicht wünſchen?

Trotz Gleichheit zwiſchen Groß und Klein, Jung und Alt, Grob und Fein, beſtehen in Spanien noch viele Pietätsverhältniſſe. Vater und Mutter werden verehrt, die Gatten lieben ſich, und das Geſinde iſt anhänglich der Herrſchaft; ebenſo genießt die Obrigkeit einer hohen Achtung und daſſelbe iſt mit der Geiſtlichkeit der Fall. Ueberhaupt ruft die Ehrerbietung, die Jedermann angeſehenen und verdienten Perſonen erweist, immer einen großen Unterſchied in der Art des Umgangs hervor. Jede Achtungsbezeugung wird dadurch aber geadelt, daß ſie frei und ungezwungen erſcheint, und es thut einem die wirklich große Gleichheit in den Formen, die Ungezwungenheit im Umgange des Spaniers wohl. Jeder fühlt ſich und keiner maßt ſich an, dem andern vorzuſtehen. Ekelhafte Complimentir- und Titulaturwuth kennt man hier nicht. Im gewöhnlichen Leben behandeln ſich Alle als ihresgleichen, und ſelbſt die faſt nur noch conventionellen Vorrechte des Adels und der Grandeza kommen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Tage und kränken Niemandes Ehrgefühl.

Es gibt in Spanien durchaus keine an Rechten zurückſtehende oder gar unterdrückte Klaſſe in der Bevölkerung, und dieß macht den angenehmſten Eindruck. Nicht Leibeigene, nicht Gutshörige, nicht rechtloſes Geſindel, nicht Packjuden ſieht man hier. Man kann durch Vergleichung hier die Ueberzeugung gewinnen, daß das Schlimmſte, ſo in einem Lande ſich finde, eine unterdrückte Klaſſe ſei. Die Juden

bilden ein Uebel, ein Gift mancher Länder, das geben die entſchiedenſten Freunde ihrer Emancipation zu. Nicht ob die Chriſten ſie dazu gemacht, iſt die Frage, ſondern: wie dem Uebel am beſten abzuhelfen? Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade die Majorität der Minorität Geſetze vorſchreiben dürfe; ob der Staat einem die Rechte, die man weder von der Regierung noch von der gegenwärtigen Geſellſchaft hat, entreißen könne; ob ein chriſtlicher Staat den Juden vorſchreiben dürfe: entweder ihr laßt euch taufen oder verlaßt das Land. Aber das weiß ich, das Schlimmſte iſt, ſie in Unterdrückung und bürgerlicher Verachtung zu belaſſen. Beſſer noch, man vertreibe ſie, wie's in Spanien geſchehen. Eine unterdrückte Klaſſe in der chriſtlichen Nation bildet eine Peſt für ſie, und wer will die Peſt in ſeinem Hauſe verewigen? Wer aus Patriotismus den Einfluß der Juden im Lande haßt, ſollte nicht jubeln, wenn die Geſetze ihre Erniedrigung vermehren; denn dadurch wird das Entgegengeſetzte von dem bewirkt, was er will, und das Uebel frißt nur noch tiefer und verderblicher ins Volk ein. Durch Spanien kann man reiſen, ohne dem traurigen Bilde des Druckes, des Schmutzes und Elends rechtloſer Menſchen zu begegnen: man nennt Spanien das katholiſche Land; in der That, es verdiente das chriſtliche zu heißen.

Gibt's hier keine Juden, ſo fehlt es doch nicht an Schacher und Feilſcher. Faſt in keinem Laden findet man fixe Preiſe und in vielen Buden käuft man ſo gut alte Sachen ein, als man neue verkauft. Die Routine herrſcht in den Gewerben und im Handel, wie in der Verwaltung vor, und lange Zeit war die Gewohnheit die wahre Königin Spaniens. Das hat die lange Stagnation im Innern gemacht. Doch viele Zeichen künden einen völligen Umſchwung zum Beſſern an.

Die Spanier ſind nicht Muſter der Reinlichkeit. Die

reine, gesunde Luft, der heitere Himmel ersetzen Manches. In den dicken Lehmhäusern Madrids nisten gern Ungeziefer, die ich in Navarra und auf der Reise hierher nie gespürt habe. Dahingegen habe ich in keinem Lande eine solche Zierde in saubern, weißen linnenen Hemden durchgängig gefunden als hier. Nicht bald findet man den gemeinsten Arbeiter, in der Stadt oder auf dem Lande, im schmutzigen Hemde; der reinste Hemdkragen kommt an dem bloßen Halse zum Vorschein. Auch mit Strümpfen, die gewöhnlich unten abgeschnitten sind und nur die Wade eng bedecken, treibt der gemeine Mann Schmuck, wie in Tirol. Der schöne bloße Fuß ruht auf Sandalen; doch in den Städten sind Schuhe gewöhnlich. Man sieht mitunter Leute in zerlumpten Jacken, zerrissenen Mänteln und geflickten Beinkleidern; aber das Hemde und die Strümpfe sind in gutem Stande, weiß und rein.

Den 14. Juni.

Ich habe sie wieder gesehen, auf dem Prado, die schöne Marquesa. Der Strahl ihres Auges leuchtete wie die Sonne, man mußte sie erblicken: wenn der Tag kömmt, erbleichen die Sterne. Sie begrüßte mich herzlich. Ihrem noch jungen, und, wie's scheint, liebenswürdigen Gemahl stellte sie mich als jenen guten Freund aus Zaragoza vor, von dem sie ihm gesprochen. Sie befinden sich erst seit einigen Tagen zu Madrid, da der Marquis besonderer Umstände wegen vier Wochen später in Zaragoza eingetroffen ist, als er beabsichtigte, und werden in einem Monat etwa von hier nach Cadiz abreisen. Ich aber habe gesagt, ich wolle schon in den nächsten Tagen, spätestens mit Ende dieses Monats dahin abgehen.

Nicht daß ich sie fürchtete; aber mir ist bange, zuviel gestört zu werden. Ich glaube, mein Herz schlug in Zaragoza warm für sie; eine lange Zeit, trübe Erfahrungen, mannigfache

Ereigniſſe liegen zwiſchen damals und jetzt. Iſt ſie nicht verheirathet? Warum ſtund das nicht auf ihre Stirn gezeichnet, da ich ſie zum erſtenmal ſah? Wie jugendlich verſchämt, wie mädchenhaft, wie kindlich — hätte eher an alles gedacht! Sie iſt ſanft, ſtolz, ohne Falſch, der Himmel ſtrahlt aus ihren Augen und nur Engel lachen in deren Tiefe. Ich muß ihr morgen Beſuch machen, das ſchickt ſich, auch wenn ſie weniger liebenswürdig wäre.

Den 15. Juni.

Sie iſt zu ſchön, um nicht geliebt zu werden, aber zu edel, um nicht jeder aufkeimenden Leidenſchaft den Zügel zu halten. Welch eine Wärme, eine Flamme, eine Gluth in ihrer Erſcheinung! Und doch ſo ganz ohne Arg! Die glücklichſte Natur, an der nichts verkümmert, weil ſie von der Tugend beherrſcht wird. In ihrer Nähe lebt man hundertfach.

Den 18. Juni.

Heute iſt die ganze Stadt feſtlich geſchmückt. Dieß im eigentlichen Sinn und nicht blos bildlich genommen, wie oft bei uns. Doch keine hohen Bäume mit Kronen ſind aufgepflanzt, keine grünen Pforten und Schwibbögen ſind errichtet und nur wenig Blumenguirlanden ſchmücken Kirchen und Paläſte. Dafür wallen von den Balkonen aller Häuſer bis zum vierten Stock mehr oder minder prächtige, gold- und ſilbergeſtickte Draperien maleriſch herab, und hier und dort ſieht man Fahnen, Wimpel und Trophäen. Auf dem Platz vor dem Corteshauſe neben der Statue des Cervantes, auf dem Conſtitucionsplatz,* vor dem königlichen Schloſſe und auf dem Prado ſind Tribünen errichtet; von dem einen zum

* Ein Spaßvogel erzählte mir neulich, in den Gemeindehäuſern vieler Ortſchaften würden Schilder aufbewahrt, worauf ſich die politiſchen Namen der Straßen und Plätze befinden, um dieſe je nach den Umſtänden und dem Wechſel der politiſchen Herrſchaft ſchnell umzutaufen.

andern ſind zum Schutz gegen die brennende Sonne quer über die Straßen breite Decken ausgeſpannt. Die Stadt hat ſich aufgeputzt, als wolle ſie Hochzeit feiern, alle Bewohner glänzen im Staat. Doch der Zweck iſt ein anderer, ein höherer. Die unter dem Kriegsgetümmel in den Provinzen, unter ungeheuern Kämpfen und Anſtrengung, Schweiß, Noth, Nachtwachen in der Hauptſtadt durch die Bevollmächtigten der Nation hervorgegangene, durch die Königin Regentin ſanctionirte Conſtitucion ſoll beſchworen und verkündigt werden. Und doch iſt es, wenn man will, eine große Hochzeit und eine Kindtaufe zugleich; die Nation ſchließt jene mit dem Thron und ſie geloben ſich unwandelbare Treue; die erſte Frucht der Ehe iſt die Verfaſſung, ein noch junges Kind, deſſen Namen man auf den Tribünen verkündet, die Nation zum Zeugen, und das iſt die Kindtaufe. Aber das arme Würmchen, wie wird es noch zu kämpfen, was wird es noch zu erfahren haben, ehe es groß und ſtark geworden, und mit mannbarer Kraft Früchte trägt.

Auf dem langen Wege vom Palaſte des Königs bis zu dem des Volkes drängt ſich ſchon früh morgens eine unüberſehbare Menſchenmenge aneinander vorüber, Männer und Weiber, Vornehm und Gering. Die Bürgerwehr Madrids in ihrer glänzendſten Uniform bildet Spaliere, durch die jedoch die Menge ungehemmt fluthet, bis im Augenblick des königlichen Zuges. Der gute Sinn oder, wo man will, Takt der Menge, oder ſpaniſche Ernſt und die ſpaniſche Nüchternheit machen alle Gensdarmerie überflüſſig, man ſieht keinen einzigen Mann von der Polizei, kein Kolbenſtoß, kein unfreundliches Wort braucht ausgetheilt zu werden, um ein Volk in Ordnung zu erhalten, das in formeller Hinſicht das gebildetſte der Welt iſt.

Das Haus der Cortes prangt in geſchmackvollem und erinnerungsreichem Schmuck. Schon um Mittag hatten die

Mitglieder der conſtituirenden Cortes ihren Platz eingenommen. Viel früher waren die öffentlichen und reſervirten Tribünen mit Neugierigen oder Patrioten dicht angefüllt; Damen, von Juwelen blitzend, bildeten ringsum die vordere Einfaſſung, hinter dem Uniformenglanz in zweiter Reihe folgte in der dritten das ſchwarze bürgerliche Kleid. Unter denen befand ſich auch die Marqueſa, ich ſtand hinten weit von ihr ab.

Gegen 3 Uhr ſetzte ſich die königliche Familie mit ihren Hausbeamten in Bewegung, langſamen Schritts, mit ächt ſpaniſcher Hoheit. Bürgerreiterei vorauf; dann einige prachtvolle Wägen; noch glänzendere Reiterei der Bürgerwehr; dann die königlichen Wägen ꝛc., die Pferde davor alle auf das reichſte geſchmückt, die Mähnen geflochten, mit goldenen Ketten umhangen, prachtvolle weiße und rothe und andere Federſträuße auf dem Kopfe; andere Wägen und Reiterei ſchloſſen den Zug. Noch immer thun ſich die Spanier viel zu gut auf dieſen Pomp aus der Zeit königlicher Allgewalt. Meine Wirthin gerieth in Zorn, als ſie mich nicht entzückt darüber ſah, und als ich über ihren Eifer lachen mußte, ſagte ſie: „Die Franceſes lachen nur aus Neid, weil ſie ſelbſt einen ſo königlichen Glanz nicht beſitzen, ja, Herr, ich ſage Ihnen, die Spaniſche Grandeza findet ſich nirgend ſonſt in der ganzen Welt.“ Es gehört zu den Widerſprüchen im menſchlichen Herzen, daß ſelbſt das von ihm Verabſcheute auch wieder ſein Stolz ſein kann, wenn es ſeine Eitelkeit kitzelt.

Die große Menge ſchien mehr zum Schauen als zum Mitfeiern gekommen zu ſein, als läge das Feſt außer ihrem Bereiche. Die Königin Regentin und ihre Tochter Iſabel II. ſaßen nebeneinander im prächtigſten Staatswagen, beide mit Kronen auf ihrem Haupt. Jedermann nahm vor der königlichen Familie den Hut ab, und die Schönheit und Freundlichkeit der beiden Königinnen riefen überall einen

lebhaften Enthuſiasmus und donnernde Lebehochs hervor. In Spanien iſt Schönheit die erſte aller Eigenſchaften, und Reichthum die zweite, nur weil er häufig zum Genuſſe jener verhilft. Von einem Gegenſtand hat man Alles geſagt, wenn man ihn hermoso, ſchön, bezeichnet. Unter mehren geſchmackloſen Liedern an die Königin und auf den Tag bezüglich, die auf den Straßen verkauft und an die Bürgergarde auch vertheilt wurden, fing eines an: Esta hermosa. —

Eine Cortesdeputation empfing die vom Infanten Don Francisco de Paula, von Miniſtern, Palaſthäuptern, Obermajordomen begleiteten Königinnen, unter lebhaften Lebehochs auf die Conſtitucion und auf die beiden Königinnen. Dieſe nahmen auf der reichen Thronbank Platz, Iſabel zur Rechten. Hierauf nahten ſich der Präſident der Cortes, der ehrwürdige Arguelles, mit der Bibel in der Hand und die beiden älteſten Secretäre der Cortes mit der Eidesformel dem Throne. Die Königin erhob ſich und ſofort die ganze Verſammlung — ein feierlicher Augenblick. Die Königin legte die rechte Hand auf die Evangelien und ſprach mit klangreicher Stimme den Eid: „Ich ſchwöre bei Gott und ſeinen heiligen Evangelien, daß ich bewahren werde und bewahren laſſen werde die Verfaſſung der Spaniſchen Monarchie, welche die gegenwärtigen conſtituirenden Cortes eben mit Geſetzeskraft beſchloſſen haben und ich im Namen meiner Tochter der Königin Donna Iſabel II. angenommen habe: daß ich bewahren werde und bewahren laſſen werde die Geſetze; auf nichts Rückſicht nehmend in allem, was ich thun werde, als auf das Wohl und den Vortheil der Nation; und daß ich getreu ſein werde meiner erlauchten Tochter der Königin Donna Iſabel II. Wenn ich in dem, was ich geſchworen habe oder in einem Theil davon das Gegentheil thun würde, muß mir nicht gehorſamt werden, vielmehr das, worin ich entgegenhandle, ſei nichtig und von keiner Geltung. Alſo

Gott mir helfe und mich in ſeinen Schutz nehme, und ſo nicht, er mich zur Rechenſchaft fordere."

Hierauf leiſtete der Präſident den Eid auf die Evangelien in die Hände des älteſten Secretärs der Cortes. Dieſer frug: „Schwört Ihr, bewahren und wahren laſſen zu wollen die Verfaſſung der Spaniſchen Monarchie, welche die gegenwärtigen Cortes beſchloſſen und ſanctionirt haben? Schwört Ihr Treue und Gehorſam der legitimen Königin der Spaniſchen Reiche (de las Espannas), Donna Iſabel II.?" Nachdem der Präſident feierlich geantwortet hatte: „Ja, ich ſchwöre:" (si juro) ſagte die Regentin: „Wenn Ihr alſo thun werdet, belohn' es Gott Euch, und wenn nicht, fordere er es Euch zur Rechenſchaft." Nun verlas der Präſident die Eidesformel, und je 2 und 2 Deputirte nahten ſich dem Tiſche der Cortes, auf dem die Bibel lag, und leiſteten der Conſtitucion den Eid; wornach der Präſident mit lauter Stimme die Worte ſprach: „Wenn alſo Ihr thun werdet, belohne Gott es Euch, und wo nicht, fordere er es Euch zur Rechenſchaft."

Hierauf verlas die Reina Gobernadora Criſtina in athemloſer Stille der großen Verſammlung mit majeſtätiſcher Haltung eine Rede, der ich Folgendes entnehme: „Beſchworen iſt durch Mich, und beſchworen iſt auch durch Euch das neue Grundgeſetz, das Ihr der Monarchie gabet. Mit dieſem feierlichen Akt iſt das Werk vollendet, womit das Vertrauen der Nation Euch belud, und die Spanier gehen aus der zweifelhaften, unruhigen Lage heraus, in der ſich der Staat ſtets bei ſolchen Uebergängen aus einer in die andere politiſche Form befindet. Die Hoffnungen der Feinde, daß Anarchie über uns kommen und uns ſchwächen werde, ſind zu Schanden geworden vor dem guten Sinn des Spaniſchen Volks und Euerm, Herrn Deputirte, weiſen Benehmen. Ihr habt bei Verbeſſerung des politiſchen Geſetzes von Cadiz weder der

Einflüſterung des Geiſtes nach Privilegien gehorcht, noch den Täuſchungen einer gefährlichen Popularität. In der königlichen Prärogative der Sanctionirung der Geſetze und in dem Vermögen, die Cortes zuſammenzurufen und aufzulöſen, habt Ihr der Krone die Mittel verſtärkt, die Ordnung zu erhalten; doch immer den Mißbrauch dadurch verhindernd, daß Ihr die Verpflichtung auflegtet, jedes Jahr die Cortes zuſammenzurufen. Durch die Trennung des legislativen Körpers in zwei Abtheilungen bewirktet Ihr, daß die Würde und Umſicht in den Berathungen größer, die guten Erfolge, das Treffen des richtigen Ziels wahrſcheinlicher ſei. Endlich gabt Ihr in der Grundlage des Wahlgeſetzes der öffentlichen Meinung den nöthigen Einfluß in der Wahl der Geſetzgeber und es öffnet ſich ein weiteres Feld dem freien Ausdruck der Intereſſen und nationalen Bedürfniſſe in der parlamentariſchen Thätigkeit. Die übrigen Anordnungen entſprechen der Weisheit dieſer erſten. Bei Eröffnung dieſer Cortes, ſagte ich Euch, meine Herren, daß ich nichts vorſchlage oder rathe als Königin, nichts fordere als Mutter, von Eurer Klugheit und Euren Patriotismus Alles hoffend; meine ſchmeichleriſchen Hoffnungen ſind überflügelt, alle meine Wünſche gekrönt worden. Die Conſtitucion ſollte der ausſchließliche Ausdruck des Nationalwillens ſein. Darum hat ſich auch meine Regierung, wo es möglich war, enthalten, Theil an den Debatten und Arbeiten zu nehmen — die Entſcheidung iſt immer frei und die Curige geweſen." — — —

„Hier mitten unter Euch, im Angeſicht des Himmels und der Erde, erkläre ich noch einmal meine freiwillige Zuſtimmung und freie und vollſtändige Annahme der politiſchen Inſtitutionen, die ich ſo eben im Namen und in Gegenwart meiner erhabenen Tochter beſchworen habe, deren Gefühle, ich hege die Hoffnung, niemals von den meinigen verſchieden ſein werden. Die Königin der ſpaniſchen Reiche (de las

Espannas), obſchon noch jung, mußte dem feierlichen Akte beiwohnen. Die Erinnerung darin wird ihr bleiben, und ihre Unſchuld und Kindlichkeit wird das Intereſſe vermehren und unſeren gegenſeitigen Eiden, wo es möglich iſt, größere Kraft geben." — „Schwierig ſind ohne Zweifel die Umſtände, die uns umringen; aber während dieſe glückliche Uebereinſtimmung zwiſchen den Cortes und der Krone unveränderlich beſteht, wird weder die Aufregung der Leidenſchaften, noch die geheimen Umtriebe, noch die Entgegenſetzung der Meinungen und Intereſſen, noch der Wechſel ſelbſt des Glücks den Sieg über uns davon tragen, und mit Hülfe des Allmächtigen die Legitimität triumphiren und Spanien ſich frei erhalten und an Macht und Glück anwachſen."

Der Präſident Arguelles erwiederte unter andern: „Sennora, mit dieſem großen Akt, ſo königlich und erhaben als volksthümlich, beginnt wieder die bedeutſame Aera, nach welcher ſo viele Jahre lang alle guten Spanier lechzen. In ihm erneuert ſich das enge Bündniß wieder zwiſchen dem Spaniſchen Volke und dem Thron ſeiner Könige, der 1812, wir hoffen für alle Zeit, erlöst wurde aus der Macht eines ſtolzen Eroberers. Der glorreiche Titel, mit welchem Eure erhabene Tochter regiert, damals proklamirt trotz der Treuloſigkeit und der Uſurpation, iſt heute triumphirend wiedergeboren mit aller Legitimität und Geltung, die ihm ein rebelliſcher Fürſt ſtreitig machen wollte — ein Fürſt, in dem ſie hätte ihre feſteſte Stütze finden ſollen, nach dem Beiſpiel des edlen Infanten Don Fernando während der Minorität des Don Juan II. de Castilla." — „Ein ſo majeſtätiſcher Anblick wird einen tiefen Eindruck in der engelreinen Seele Eurer erlauchten Tochter hervorrufen, in ihrer Gegenwart erkennen die Cortes die mütterliche Sorgfalt Eurer Majeſtät, in ihrem unſchuldigen Herzen die großen Tugenden anzubauen, um welche bis heute gefeiert ward die berühmte

Königin Donna Isabel la Cathòlica, nicht weniger bekämpft durch die Ehrgeizigen ihrer Zeit, durch alle Arten von Widerwärtigkeiten und Verfolgungen." — „Blos die gerechten und wohlthätigen Könige besitzen das Herz ihrer Unterthanen, und leben ewig im Gedächtniß ihrer Völker." — „Endlich, Sennora, für alle, die erfüllt sind mit solchen patriotischen Hoffnungen und Wünschen, beginnt mit diesem Tage ein glückliches Vorspiel, der berühmte Sieg, welchen eben die Nationalwaffen davon getragen haben, getreu der Freiheit und dem Throne Eurer erlauchten Tochter, auf den Feldern von Grà in Catalonien."

Der lebhafteste Enthusiasmus begleitete den Schluß dieser Rede und noch lauter den Weggang der königlichen Familie. Der königliche Zug ging wieder, in derselben Weise wie er gekommen, in den Palast zurück. Die Straßen waren sämmtlich noch wie zuvor mit Menschenmassen bedeckt und neue Lebehochs erschallten bei der Annäherung der königlichen Wägen, namentlich desjenigen, auf dem eine brillante Krone, Scepter und die übrigen Insignien der königlichen Gewalt aufgestellt waren.

Eine Stunde später wurde die Constitucion durch die Stadtbehörde in alterthümlichem Costüme feierlichst mit Herolden ꝛc. verkündigt. Es geschah an drei Orten nacheinander. Zuerst vor dem königlichen Palaste, während sich die ganze königliche Familie auf dem Hauptbalkone befand. Die Bürgergarden defilirten hierauf vor der Königin unter dreifachen Lebehochs der Freiheit, der Verfassung, — der Reina Gobernadora und der Isabel segunda. Sodann ging der städtische Zug nach dem Constitucionsplatz und endlich nach dem Hause der Cortes. Der Magistrat las den Haupttheil der Verfassung mit lauter Stimme vor und endigte jedesmal damit, der Freiheit, Verfassung und den Königinnen ein Lebehoch auszubringen, das vom Volke mit Jubel beantwortet wurde.

Das Feſt dauert drei Tage. Drei Nächte hindurch wird illuminirt und auf den öffentlichen Plätzen getanzt.

Einſt wohnte ich in Dresden einem Volksfeſte bei, das zur Feier der Einſetzung des neuen nach der octroyirten Verfaſſung gewählten Magiſtrats ſtatt hatte. Eine Kirchenfeier, die Aufführung von ſchönen Muſikſtücken und die Abweſenheit aller königlichen Pracht zeichneten es aus. Solche Einfachheit würde dem Süden weniger behagen. Dem Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika iſt die Anweſenheit im Congreß ganz unterſagt, ein Geſetz, das ſich wie weiſe dort, für Europa nicht eignet.

Den 21. Juni.

Das Feſt iſt vorüber, kein Unfall, keine Unordnung dabei vorgekommen. Es war mir ein heiterer Traum. Prächtig nahm ſich die Beleuchtung der Stadt, namentlich der großen Plätze aus. Auf jedem Balkone der vielſtöckigen Häuſer brannten Fackeln gleich mannhohe Wachslichter. Unter dem Schein derſelben begann nach zehn Uhr der öffentliche Tanz, faſt die ganze Nacht hindurch. Mitten auf dem Conſtitucionsplatze war eine Tribune errichtet für eine zahlreiche Muſikbande, nach deren Weiſen das Volk umher, und nicht blos die niedrigſten Stände, tanzte und jubelte. Am dritten Tage legten nach einer glänzenden Heerſchau ſämmtliche Bataillone der Bürgermiliz der Conſtitucion den Eid der Treue ab.

Den 22ſten.

In den Spaniſchen Cortes wird nach der neuen Verfaſſung wie nach der von 1812 der Kammerpräſident jeden Monat von neuem gewählt. Dieß hat keine Inconvenienzen. In jeder Magiſtratur eines freien Staates muß ſich gewiſſermaßen die Größe der Stellung durch die Kürze ihrer Dauer kompenſiren. Ein Jahr iſt gewöhnlich beſtimmt, längere Zeit könnte bei den hervorragenden Aemtern gefährlich werden,

kürzere im Allgemeinen ſchädlich; jedoch iſt dieſe in kleinern Staaten nützlich, die von großen ehrgeizigen Mächten umgeben ſind, um jede Beſtechung der Magiſtratsperſonen zu vereiteln. Der Einfluß eines für lange gewählten Präſidenten kann in gährenden Zeiten ſchädlich wirken, nicht der der Secretäre, die daher auch nicht ſo oft wechſeln.

Den 23ſten.

Die Marqueſa liebt hübſche Bilder. Ihr Gemahl, ſie und ich wir waren ſchon einigemal zuſammen im Muſeum. Sie iſt ſchöner als alle die ſchönen weiblichen Geſtalten, woran die Gallerie ſo reich iſt. Ihr gegenüber will mir vieles nur noch Sudelei dünken. Und welche Lebensgluth athmet aus dieſem Weibe! Sie iſt ein Feuerbrand, und wenn man neben ihr im Wagen ſitzt, wenn der Zufall eine Berührung bewirkt, ſo iſt als wenn man einen elektriſchen Schlag empfing, ein Flammenſprühen durch Herz und Glieder ſpürte. Aber dieſer milde Blick, dieſes beſänftigende ſelige Lächeln macht alles wieder gut.

Heute beſuchten wir drei eines der ſchönſten Schlöſſer bei Madrid, das des Herzogs von Berwick und Alba. Von den koſtbaren chineſiſchen Dingen will ich nicht reden, nur etwas von den herzoglichen Gemälden, Statuen und hetruskiſchen Gefäßen. Herrliche Familiengemälde vom großen Herzog von Alba an bis heute, Herzoge und Herzoginnen von Alba und Liria, Maria Stuart und viele Berwicks, zum Theil von ausgezeichneten Meiſtern. Von Rubens befinden ſich dort eine reiche Landſchaft, dann eine Schlacht der Amazonen, mehre Porträts und anderes. Von Teniers einige liebe Genreſtücke. Von Rembrandt (Samuel die Schatten rufend), von Simon Vlingker (ein Seeſturm), van der Straten (zwei trefflich ausgedrückte Seeſtürme), van Dyck (mehre herrliche Porträts, namentlich zwei zu Pferde, vom Marques de

Moncada und von einem Erzherzog von Oeſterreich), von Berghim, Menys und aus der neuern franzöſiſchen Schule ſieht man manche ausgezeichnete Sachen. Von Salvator Roſa einige Landſchaften. Die drei Frauen Rubens' als die drei Grazien dargeſtellt, aus der italieniſchen Schule. Von Tizian eine Venus mit Pſyche und Cupido, ein herrliches Colorit, — mehre ſchöne Porträts, worunter ſein eignes, auch Johannes der Täufer in der Wüſte. Von Caravaggio ſelbſt und in ſeinem Styl manches werthvolle Werk. Mehre gute Copien Rafaels und Guido Reni's. Eine heilige Familie von Juan Bellino. Die Jungfrau mit ihrem Sohn, eines der beſten Gemälde von Carl Maratti. Eine glänzende Landſchaft von Poſſino. Die Erſchaffung Eva's von Turino; Guercino, ein Chriſtuskopf; Benvenuto, die Jungfrau mit ihrem ſchlafenden Sohn; Paolo Verones, Mars und Venus. Von Velasquez ausgezeichnete Porträts, Manches auch von Murillo und aus ſeiner Schule. Außerdem viele Landſchaften, Porträts, Genreſtücke ꝛc.

Auch ſind die Fragmente einiger Antiquitäten ausgezeichnet, römiſcher und griechiſcher Skulptur. Eine antike Vaſe von beſonders edler Form, noch mehre andere. Viele Copien von Bartolini und andern.

Im Ganzen eine ſehr reiche Privatſammlung, der indeß in Madrid noch mehre andere nicht nur gleichkommen, ſondern noch übertreffen.* Bei den Antiquaren findet man viele Gemälde feil, aber wenig gute Sachen; die Privatſammlung des Directors Madrazo aber würde einem Königsſchloß Ehre machen — Van Dyks, Tizians, da Vinci's, Zereſi, Caxes, Murillo, Rubens, Snyders, Correggio's. Sodann die Gallerie der Hauptſäle D. Fernando's und des Grafen Altamira.

* Die Kunſtſchätze der aufgehobenen Klöſter floſſen in Nationalſammlungen, deren jede größere Stadt anlegt; außer dem Muſeum iſt in Madrid das Kloſter S. Trinidad mit den koſtbarſten Bildern angefüllt.

Den 24. Juni, Johannistag.

Die verfloſſene Nacht, herkömmlich eine von denen, die dem Tanze und der Freude gewidmet ſind, war die halbe Stadt auf den Beinen. Alle Welt bewegt ſich gern in der friſchen, dufterfüllten Abendluft. Der Prado und ſelbſt noch die angränzenden Baumgänge waren mit Menſchenmaſſen bedeckt und gewiß hundert Quadrillen; die meiſten tanzten den caſtilianiſchen Tanz **Manzega**, woran beliebig viele Paare Theil nehmen können, die einen großen Kreis um die Muſikanten bilden; immer tanzen Mann und Frau gegeneinander, doch wechſeln ſie ſich ab bis Jeder wieder an ſeinem Platze iſt; auch ſah man häufig den andaluſiſchen Bolero; — ſtets ſind alle Tanzende in Bewegung und die Caſtagnetten fehlen nie. Die Muſik, meiſt die Guitarre, die man auch auf allen Straßen hörte, iſt freiwillig und koſtet kein Geld. Exceſſe fallen nicht vor; kleine Buden auf dem Prado umher verkaufen nur Waſſer, Obſt, Limonaden und andere Erfriſchungen, kleine Bücher und Lieder. Um eilf Uhr geht das rechte Leben an und gegen Mitternacht mengt ſich auch gern die vornehmſte Welt eine Stunde hinein. Gewiß, die Spanier ſind ein poetiſches Volk.

28. Juni.

Der Marques iſt Afranceſado (ſein Vater war Anhänger Joſefs) und ſeine Gemahlin vergöttert Napoleon in der Manier Heine's, deſſen Reiſebilder ſie in franzöſiſcher Ueberſetzung geleſen. „Sehen Sie, ſagte der Marques, nach 30 Jahren des Kriegs und der Unordnung ringt Spanien noch im Blute und in Thränen, um das zu erlangen, was die Uebereinkunft von Bayonne ihm ſchon zuſicherte, wie ſchlechte Mittel dabei auch gewirkt haben mochten. Gleichheit der bürgerlichen Rechte, Reform der Klöſter, Unterdrückung der Inquiſition, ein gutes (das franzöſiſche) Civilgeſetzbuch, ein [illegible]trales Verwaltungsweſen, Reform des Unterrichts und

der Wiſſenſchaften — alles das lag im Geſetze von Bayonne und war anerkannt durch die Conſulta eines gerechten und aufgeklärten Königs. Mancher Spaniſche Staatsmann hat fern vom Vaterlande es bitter beklagt, daß der Thron Joſefs ſich nicht befeſtigt habe."

„„Ich kann ihre Meinung nicht theilen, wiewohl ich die Größe des Mannes anſtaune, deſſen Geiſt ſo gewaltig über dem Geſchick der Völker ſchwebte,"" antwortete die Marqueſa: „„Die Freiheit ſelbſt, auf der Spitze des fremden Schwerts gebracht, wird haſſenswerth, und unſer Volk hat groß gehandelt, Napoleon zu bekämpfen."" Gewiß, Sennora, ſagte ich, die Freiheit kann einem Volke nicht von außen her wie eine Waare ins Land gebracht werden; auch unſerm Rheine haben die Franzoſen die Herrſchaft der Vernunft und der Freiheit gebracht, d. h., ſie haben Weibsbilder wie Göttinnen der Vernunft und Freiheit umhergefahren und unterdeſſen unſere Nationalgüter verſchleudert, unſere Kaſſen geleert und uns durch ihre Präfekten regiert; die Worte des Bayonner Geſetzes ſind Nebel und Dunſt, oder Waſſer an der Oberfläche, das die nächſte Tagsſonne aufzieht; daß ſich aber Spanien für ſeine Nationalehre empfindlich gezeigt, das rettet ihm ſeine Zukunft. „Allein der Strom der Invaſion hätte ſich zurückgezogen, meinte der Marques, und der fruchtbare Schlamm, von ſeinen Fluthen abgeſetzt, würde die Halbinſel ſeit zwanzig Jahren befruchtet haben." Nein, er würde ſich durch alle Regeln machiavelliſtiſcher Kunſt feſtzuſetzen und in ſeinem Schlamm jedes Aufkommen des Guten zu erſticken geſucht haben. Napoleon hat einen Cultus nicht um die Menſchheit verdient, am wenigſten um Spanien und Deutſchland. „„Doch war er kein Tyrann, rief die Marqueſe; dem widerſpricht, daß Frankreich die Bildſäule des Kaiſers inaugurirt hat. Könnte eine Nation, ohne ſinnlos zu ſein, einem Despoten fünfzehn Jahre nach deſſen Tode ein Denkmal des

Triumphs errichten? Frankreich verwechſelt nicht eine volksthümliche Dictatur mit dem Despotismns. Der Konſul auf Lebenszeit, der Kaiſer, dreimal ernannt durch allgemeine Abſtimmung, war der legitimſte Fürſt aller Zeiten.“ Aber die Abſtimmung?

Fünftes Kapitel.

Die Cortes und ihre hervorragenden Redner.

Aus dem Tagebuche.

Madrid, 1. Juli.

Die Spanische Verfassung von 1812 stimmte mit der französischen vom Brumaire darin überein, daß sie die allgemeine Abstimmung, aber nach verschiedenen Abstufungen, feststellte. Der Grundgedanke dieser Anordnung besteht darin, daß, da die Abgeordneten einer bevorrechteten Wählerklasse nur ihre Committenten vertreten, eine wahre Volksvertretung also auch nur aus der allgemeinen Wahl hervorgehen könne. Neben diesem demokratischen Prinzipe, dem Palladium der Emanzipation der Besitzlosen, neben dieser eigentlichen Volkskammer fehlte für das Gleichgewicht des Ganzen die erhaltende Kammer. Allgemeines Stimmrecht und eine wahrhaft nationale Wahlkammer kann sich nur neben einer erhaltenden ausbilden, die feststehend ist, wie die vollziehende Gewalt. Ohne Erblichkeit der Monarchie ist eine erbliche Pairie nicht nöthig, mit ihr aber ist sie unumgänglich. Die erbliche Monarchie wird, wie in England, beschränkt durch eine erbliche Pairie, nicht aber durch eine nichterbliche wie in Frankreich, und beide durch eine wahre Wahlkammer. Einen erblichen Thron mit republikanischen Einrichtungen umgeben heißt in den romanischen Ländern — wo man keine Stände wie in

Deutſchland hat, die Herſtellung einer ächten ſtändigen Verfaſſung alſo unmöglich iſt — eine volkvertretende Verſammlung ſchaffen und zwiſchen dieſe und den Thron einen patriotiſch organiſirten erblichen Körper in die Mitte ſetzen. Eben ſo ſehr es der Natur der Wahlkammer widerſtreitet, ſie zum Vorrecht einer Bürgerklaſſe zu machen, eben ſo ſehr iſt es der Natur der Pairskammer zuwider, ſie in Abhängigkeit von der Regierung oder von der Volkswahl zu bringen. Die franzöſiſche Pairie iſt innerhalb der Monarchie eine Null, ein Werkzeug der Regierung; wäre ſie aber erblich, würde ſie eine hohe Garantie der Dauer und der Freiheit bieten. Aber wie die Pairie unvollkommen, ſo iſt es noch mehr die Wahlkammer, die ſelbſt nur eine andere Art ariſtokratiſcher Gewalt iſt. Die engliſche Wahlkammer, das Unterhaus, von beinahe einer Million Wähler auf 27 Millionen Seelen ernannt, nähert ſich dem allgemeinen Stimmrecht fünfmal mehr als die franzöſiſche, die nur von etwas über 200,000 Wählern ernannt wird. Und ungeachtet der höhern und edlern Stellung der Kammer der Lords gegen die der franzöſiſchen Pairs, übt das engliſche Unterhaus einen weit größern Einfluß über die Regierung und eine weit größere Macht im Lande aus, als die franzöſiſche Wahlkammer. Innerhalb der Monarchie arbeitet nur die Verblendung an Untergrabung einer der drei gleich unabhängigen Gewalten, denn das iſt der ſicherſte Weg, eine der beiden andern zur Allmacht zu erheben.

Die neue Spaniſche Verfaſſung hat in dieſem Geiſte vor der von 1812 bedeutende Verbeſſerungen erhalten. Der Senat, ein erhaltender Körper, kann nie ganz, wie die eigentliche Wahlkammer, ſondern nur zu ein Drittel aufgelöst und nicht abhängig vom Throne werden, inſofern er zum Theil aus Wahl hervorgeht und eben ſo ergänzt wird; eine erbliche Pairie zu ſchaffen, lag den ſpaniſchen Gewohnheiten,

Vorurtheilen, dem Spaniſchen Gleichheitsſinn zu fern. Sodann ſind die Wahlen unmittelbar geworden und nach Verhältniß haben in Spanien noch mehr Wähler Theil daran als ſelbſt in England. Auch der vollziehenden Gewalt iſt in der neuen Verfaſſung eine größere Macht und kräftigere Stellung verliehen worden.

Den 3. Juli.

Ich ſoll aus meinem Incognito heraustreten? Wahrhaftig, ich kann es nicht, ſonſt wollt' ich's gern. Wenn der König als Cavalier und der Kronprinz als Kaufmann reist, ſo können ſie's; ich aber treibe keine Verſtellung und bin die Perſon, die ich vorſtelle, und nicht die Perſon, die ich nicht vorſtelle. Wer ich bin? Der Marques kennt meinen Namen und frägt doch, als wolle er mich einer Nichte vermählen. Ich weiß nur, daß ich bin, und wenn ich wüßte, wer ich bin, ſo würde ich ſicher ſehr viel ſein, das ich nicht bin; aber wenn ich auch viel wäre, ſo wüßte ich vielleicht doch nicht, wer ich bin. Die Frage, mein edler Marques, ſollte eigentlich heißen: wer ich nicht bin? Darauf wüßte Einer auch noch eine Antwort, der nicht in Athen geboren wäre. Ich könnte ſagen: **homo sum** und keine Taſche, weil der Menſch keine Taſche iſt, ſonſt würde ich ſie auch umdrehen, auf die Gefahr, daß weder Grütze noch Korn darin wäre. Ach, ich habe auch nur ſehr wenig zu verbergen und faſt dünkt mich erröthen zu müſſen, davon zu ſprechen. Aber nur weil ich Beſſeres thun könnte; denn ich ſchäme mich meiner Armuth nicht. Sonſt müßte die Armuth ja ein Pinſel ſein, der auf die Geſichter Schaamröthe malte, und doch beſingen ſie der Millionair Seneca und der weit edlere Fox in Oden als das höchſte menſchliche Gut. Ich bin ohne Glücksgüter, was man in der gemeinen Sprache ohne Vermögen ſein heißt. Im Unglück, wie man's nennt, bin ich groß gezogen; aber mein Glück bildet das Unglück, denn

dieſes hat mich ernſt gemacht und meinen Geiſt gebildet. An Verwandten bin ich aber der reichſten Sterblichen einer, nur nicht an Amtsonkeln. Mein Großvater väterlicher Seits hatte 9, mein Großvater mütterlicher Seits 10, meine Eltern 11 Kinder; ich habe bereits eine Legion Nichten und Neffen, und ich erinnere mich aus meinem Knabenalter, daß am heiligen Chriſtabend, wo alle Kinder, Enkel und Urenkel ſich um meinen ehrwürdigen Großvater väterlicher Seits zu Geſang und Gebet verſammelten, er wohl an hundert große und kleine Kinder ſein Chriſtgeſchenk, „einen Preußen“, wie man das Geldſtück nannte, zu geben hatte.

Morgen werde ich dem Marques und ſeiner Frau Lebewohl ſagen, acht Tage ſpäter Madrid. Da die meiſten Poſtwägen, von den mehr als je durch des Prätendenten Zug in Bewegung gebrachten carliſtiſchen Banden verbrannt worden ſind, ſo reiſe ich mit den Galeras nach Andaluſien. Die letzten Tage will ich meinen Arbeiten ganz widmen; der Nachmittag morgen gehört dem Marques und ſeiner Frau, die meinen, ich reiſe ſchon übermorgen ab; daß es nicht geſchieht, daran iſt lediglich nur das Schuld, daß die Galeras wegen der beunruhigenden Banden gegen ihr Verſprechen ihre Abreiſe noch um acht Tage hinausgeſchoben haben.

Den 4. Juli.

Wir machten eine lange Spazierfahrt. Ich ſaß dicht neben der Marqueſa, wie ein Feuerſtrom goß es hinüber und herüber; ihre Augen, ihre Blicke verriethen die Lohe des Bluts. Auf dem Rückwege äußerte die Marqueſa Verlangen nach Zuckerwerk (dulces). Der Wagen hielt bei einem Zuckerbäcker an, ich wollte hinausſpringen das Gewünſchte zu holen, aber ſie meinte, der Marques kenne am beſten ihren Geſchmack in den Confitures. „Alſo, ſagte ſie, ſobald wir allein waren, Sie wollen morgen wirklich abreiſen?“ „Ich muß — Sennora!“ „Warum müſſen Sie?“

Die Nothwendigkeit gebietet es. „Wo iſt die Nothwendigkeit?“ Sie liegt in allen Umſtänden. „Ach, Sie gehen im Kreiſe umher, Ihr letzter Grund iſt immer der, ich muß.“ Und geht denn über das Müſſen noch ein anderer Grund? „Ja doch, wenn das Müſſen in der Einbildung beſteht.“ Laſſen Sie mich von Ihrer Hand die ſchönſte Erinnerung pflücken, die ich aus Spanien mitnehme, aber — lebe wohl! „Ich werde das nicht ertragen können, rief die Marqueſe, indem Thränen ihre ſchönen Augen füllten.“ Sennora, ſagte ich, ihre Hand ergreifend, indem ich meinte, die Bruſt wolle mir zerſpringen, Sennora, ich bin untröſtlich, Ihnen einen ſolchen Schmerz zu bereiten — — „Mitleid fühlen Sie, aber — —“ Lebt denn wohl, Sennora, und tröſtet Euch — ich leide nicht minder als Ihr — ſeid ſtark, wenn wir Abſchied nehmen. Lebt wohl! Ich preßte ſie heftig in meine Arme, und unſere Lippen berührten ſich — — Der Marques kam mit großen Tuten Zuckerwerk und ſchüttete die in den Schooß ſeiner Frau; und als dieſe nicht das mindeſte davon in den Mund nahm, ſagte er etwas ärgerlich, er ſcheine ja doch ihren Geſchmack nicht errathen zu haben; was ſie bejahte. Beim Abſchied flüſterte ſie mir etwas wie von Wiederſehen zu — — —

Dulce hechizo idolatrado
Je he de querer mientras viva
Hasta gozar tu albedrio
Prenda del alma querida.

Den 8. Juli.

— — — — Spanien beſitzt eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Redner. Es ſcheint, es liege im Geiſt der Romanen, die Kunſt der ſchönen Rede vor allen übrigen zu pflegen und zu lieben. Kein Menſch aber iſt von Natur mehr Redner als der pathetiſche Spanier. Keine Sprache

eignet ſich auch zur Beredſamkeit mehr als die ſeinige, die, rein und volltönend, begriff- und bildervolle, klangreiche Sprache eines großen Gebirgsvolkes, denn ein ſolches ſind die Bewohner der iberiſchen Halbinſel. Die ſchöne Sprache beſticht den Fremden und in den Cortes verbirgt ſich oft ein ſchwaches Talent hinter Prunk ſeinen Augen.

Die franzöſiſche Revolution hatte die Geiſter in Spanien in Gährung gebracht, man folgte mit Begeiſterung ihren Fortſchritten, man hoffte von ihr eine Zeit des Glückes und der Freiheit. Der Verſuch zur Fremdherrſchaft gab dieſer Stimmung eine engere, nationalere, aus der Allgemeinheit in ſich zurückkehrende, daher aber auch eine um ſo kräftigere Richtung. Der Spaniſche Geiſt, nicht erſtorben unter den Feſſeln vergangener Jahrhunderte, ſprudelte wie mit Jugendfriſche auf, mit freudiger Kraft, doch voll tragiſchen Ernſtes über das Unglück des Vaterlandes. In den Cortes bildeten ſich gewiſſermaßen die klaſſiſchen Orakeln der Halbinſel. Sie umſchloſſen, mit Ausnahme einiger für die fremde Dynaſtie compromittirten Männer, alle aufſtrebende Talente; in ihnen kämpften damals dieſelben Parteien, die heute das Schwert in der blutigen Fauſt einander gegenüberſtehen; aber den Conſtitutionellen ward faſt in jeder Sitzung ein Triumph. In den Cortes von 1820 bis 23 fehlte das rein royaliſtiſche Element faſt ganz, ſonſt waren ſie ein Abdruck der erſtern, nur freudiger, beſtimmter; es war eine glänzende Rednerepoche, man ſprach aus, was man ſeit ſechs Jahren gehofft, gefürchtet, gedacht hatte; aber der politiſche Rednerſchwung und die patriotiſche Begeiſterung der Cortes allein vermochten nicht über Gegner zu ſiegen, welche nur die Klugheit zu Rathe zogen und alle Mittel benutzten, die ſich ihnen darboten In den dritten Cortes nach dem Eſtatuto real fanden ſich wenig neue Menſchen; die Veteranen ſchienen abgemattet in den frühern Feldzügen, die Leere der Jugend

machte ſich bemerklich; ſie waren nur eine dritte Ausgabe der erſten und zweiten Cortes, im allgemeinen der Ausdruck der Doctrinen des vergangenen Jahrhunderts, mit weniger Wärme und Feuer. Jetzt offenbarte ſich auch außerhalb derſelben ein durchgreifendes Gefühl für Fortſchritt, eine tiefere Einſicht in die ſocialen Beſtrebungen und Bedürfniſſe, eine größere Kenntniß der Uebel der Monarchie und der möglichen Mittel zu deren Abhülfe, dabei aber weniger Aufwand für fremde, auf das Land unanwendbare Theorien. Vier Fünftheile der Seſſion, die 10 Monate dauerte, verloren ſich in müßigen epiſodiſchen Debatten. Lebendige Ueberzeugung, der Muth, ſie auszuſprechen, und Geiſtesgegenwart im Kampfe, dieſe den Redner machenden Eigenſchaften, ſtumpfen ſich bei langen Leiden nur zu häufig ab. In andern Ländern erſetzt große Gelehrſamkeit und beſtändige Uebung mitunter das Feuer der Jugend. Neuer Wein aber wird übel bewahrt in alten Schläuchen. Der Miniſter des Eſtatuto hat ſeinem Werk Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da er beſorgte, es werde beim erſten Eindruck der friſchen Morgenluft in Staub zerfallen.

Martinez de la Roſa ſelbſt war der erſte Degen der Kammer. Er iſt ganz Mann der Tribüne, die Leidenſchaft des Redners überragt in ihm jedes andere Intereſſe, und daraus entſprang ſein Fehler, das Wort für die That genommen zu haben. Eine öffentliche Rede iſt für ihn eine Thatſache, und wie ein wahrer Staatsmann über alle Einzelnheiten einer wichtigen Regierungsmaaßregel wacht, ſo leiht er ſeinen Reden die genaueſte Aufmerkſamkeit bis zum Kleinſten herab. Die Staatsgeſchäfte blieben gelähmt, aber war der Redner zufrieden, konnte der Miniſter nicht anders. Er iſt kein Mann von großer hiſtoriſcher Leidenſchaft, politiſche Mäßigung iſt ſein Beſtreben; wodurch er ſich ſehr vom Grafen Toreno unterſcheidet. Er würde eben ſo gut

der revidirten Verfaſſung von 1837 anhangen, als dem Eſtatuto, wäre ſeine Eitelkeit dabei nicht intereſſirt. Der Aufwand iſt der Charakter ſeiner Beredſamkeit. Um ſich zu entwickeln, hat er des Reizmittels der Tribüne nöthig; in der Geſellſchaft, in einem Salon ſcheint Mißtrauen ſeine Zunge zu lähmen, er ſchützt ſich oft durch Einſilbigkeit. Uebrigens iſt er übermäßig arbeitſam; in Folge ſeines eingewurzelten Mißtrauens verlor er koſtbare Zeit in untergeordneter Beſchäftigung: ihm fehlt der raſche Ueberblick, eine Eigenſchaft, eben ſo nöthig für den Staatsmann als für den Militär. Er beherrſchte nicht die Begebenheiten, ſondern dieſe ihn. Er neigt ſich wie Thiers zum Optimismus, der in freimüthiger Aeußerung oft einen komiſchen Anſtrich gewinnt; beide halten ſtets eine Apotheoſe für jede ihrer Niederlagen bereit. Ein glänzender Redner, ein ausgezeichneter Dichter, iſt er eben ſo wenig wie Thiers geſchickt, weder zum Haupte des Cabinets, noch zu dem der Oppoſition.

Alcalà Galiano, Mitglied der alten Cortes, erſchien auf der Rednerbühne als Nebenbuhler Martinez'. Er verlebte ſeine Verbannung in England, und ſtets zeichnete ihn eine entſchiedene Abneigung gegen Frankreich aus. Zurückgeführt auf den Schauplatz ſeiner erſten Erfolge, übernahm er die Rolle eines Tribünen. Er iſt der Mann in Spanien, der am meiſten ſpricht, und ihn hörend, wünſcht man, daß er noch mehr rede, was jedoch ſchwierig ſein würde. Eine unerſchöpfliche Quelle, die in ihrem Laufe nirgends ſtille ſteht, bis zum Meer, ſtrömt die Rede aus ſeinem Munde. Aber Alcalà Galiano bedarf nicht wie Martinez des belebenden Scheins der Tribüne; zu Hauſe, in der Geſellſchaft, öffentlich, iſt er ein immer gleich fertiger Redner. Das Wort iſt ſein Element. Adel kann daher auch nicht der Karakter einer ſo beweglichen Beredſamkeit ſein, und in

dieſem Sinne ſteht der Gaditano (er iſt aus Cadiz) zu dem Granadino (Martinez iſt aus Granada) wie Scheidemünze zur Schaumünze. Seine Rede iſt oft zu vertraut, nichts hemmt ihn, und darum verwundet er nur um ſo tödtlicher. Einmal Herr ſeines Gegners, iſt er unbarmherzig und läßt ihn nicht eher los, bis er niedergequält iſt: er giebt ihm nicht den Garaus mit einem Schlage, ſondern quält ihn mit Stichen, die einen Rieſen in denſelben Zuſtand ſetzen würden, wie den Bär, den die Fabel von Bienen verfolgen läßt. Niemals iſt er unſicher, nie ſucht, wühlt er nach Phraſen; unermüdlicher Improviſator, übertreffen ſeine Leichtigkeit und Biegſamkeit noch ſeine Redſeligkeit. Es iſt zweifelhaft, ob er zu regieren wiſſen würde, wie er gut und volksthümlich zu ſprechen weiß.

Der Graf Toreno, ein bedeutendes Talent, auch aus den ältern konſtitutionellen Epochen, bereits als Mann von großer Fähigkeit bekannt, entſprach als Miniſter nicht den gehegten Hoffnungen. Es ſcheinen ihm der höhere Ehrgeiz, der dem Willen Kraft und Schwung leiht, und, was noch ſchlimmer iſt, jede ſtarke Ueberzeugung, abzugehen, die erſte Quelle der bürgerlichen Tugenden und wahrer Größe. Die Bedürfniſſe des Lebemannes vermögen mehr über ihn, als politiſche Intereſſen, und bald verſchmerzt er den Verluſt der Theilnahme an der Regierung, kann er nur die Bequemlichkeiten des Lebens aus dem Schiffbruch retten und ſybaritiſchen Neigungen folgen. Ein beſſerer Hiſtoriker und fähiger in Staatsgeſchäften, iſt er kein beſſerer Miniſter als Martinez; Gleichgültigkeit, faſt Leichtſinn, ſchadeten ſeiner Regierung. Mehr Dialektiker als Redner, in vollem Wortſinn, erörtert, prüft er mehr, als er überzeugt, und überzeugt, wenn er fortreißt; er iſt elegant, kurz, doch voll Metaphern, geiſtvoll, reich. Er beſitzt ſich und ſagt kein Wort mehr als er ſagen will. Herausgefordert, entgegnet er ſcharf und

beißend; erbittert, iſt ſeine Sprache ein Dolch. Keiner wußte beſſer als er, wie weit man auf die Geduld eines ungünſtig geſtimmten Auditoriums rechnen kann, und wo es nöthig, ſeinen ſarkaſtiſchen Trieb mit einer äußern Demuth und Kleinmüthigkeit zu verbinden, die geeignet waren, ſeine entſchiedenſten Gegner zu entwaffnen.

Der hervorragendſte Mann der Oppoſition war Arguelles, der ſpaniſche Lafayette, und noch immer einer der glänzendſten Redner. Edel, ernſt, voll Anſtand und Wahl ſtimmt ſeine Beredſamkeit in manchem überein mit der Martinez'; aber er iſt lebendiger, feuriger, patriotiſcher und dabei voll Beſcheidenheit. Seinen ungeſtümen Freunden genügte er nicht mehr ganz in jüngſter Zeit und ſie nannten ſeine Mäßigung Unentſchloſſenheit. Allerdings eine gewiſſe Beſorglichkeit und Umſtändlichkeit herrſcht in ſeinen Reden, das zeigt ſich in den vielen Einſchränkungen, die er macht und die ihn ſchwer zum Schluß kommen laſſen, und in ſeinem großen Vorrathe an klugen Adverbien. Er iſt ein redlicher Spanier und den Franzoſen von ganzer Seele abgeneigt; vom erſten Augenblick ſeiner politiſchen Thätigkeit an, in den Cortes zu Cadiz, hat er den franzöſiſchen Einfluß auf der Halbinſel bekämpft, weshalb ihn auch franzöſiſcher Haß allerwegen verfolgt hat. Dennoch huldigt er ausdauernd den Ideen von 1789, er verharrt mit einigen Freunden feſt bei ihnen, als vergingen für ihn die Tage nicht. In dieſem Stück iſt er durchaus Theoretiker, Doctrinär. In den Mauern von Cadiz muß er wohl ein göttlicher Redner geweſen ſein (die Kunſt kanoniſirt noch andere Regeln als die Religion); die Verbannungen, Verfolgungen, Enttäuſchungen mögen ihm vieles von ſeinem Glanze entriſſen haben. Aber ehrwürdig erſchien mir der Mann, wenn ſich ſeine lange, hagere, doch ungebeugte und noch kräftige Geſtalt in den Cortes vom Sitze erhob, ein neuer Glanz ſeine tiefen Augen

belebte und aus ſeinem beredten Munde Worte einer unerſchütterlichen Ueberzeugung floſſen, auf Augenblicke noch mit dem Feuer und der Begeiſterung eines Jünglings. Das Anſehen eines Lebens ohne Flecken, der Ruhm der Unbeſtechlichkeit weder durch Freund noch Feind, eines reinen Wandels und Rufes, die edelſte Conſequenz durch ein ganzes, reiches, bewegtes, mit Unglück und Noth vielgetrübtes Leben, das ſind Eigenſchaften, die, konnten ſie ihm auch ſeinen Olymp nicht zurückgeben, doch ſtets mit dem Glanze der Ehrwürdigkeit ſein Haupt umſtrahlen werden.

Obwohl der Graf de las Navas Berühmtheit erlangt hat, kann man nicht ſagen, er ſei ein ausgezeichneter Redner. Weder beſitzt er die Gabe der Sprache, noch die Haltung des Redners. Dafür aber iſt er mit einer ſeltenen Geradheit, Derbheit und mit einem unermüdlichen Geiſte der Kritik begabt. Man kann von ihm ſagen, daß er ſich an allem reibe und doch ungeſchliffen bleibe, was eine ſehr harte Maſſe vorausſetzt. Er iſt der vollkommene Ausdruck einer ſyſtematiſchen Oppoſition: ſeine Streitſucht und Quälerei könnten der Geduld ſelbſt die Geduld rauben und, mit ihm discutirend, würden Engel auf den miniſteriellen Bänken Blößen zeigen. Trotz dieſer Art von Don Quixotismus-Oppoſition, iſt die Rolle, die las Navas ſpielt, nicht ohne Nutzen. Menſchen ſeiner Natur ſind oft nöthig, natürliche Fuchsaugen, wie die ſeinigen, die Alles durchſchauen und erforſchen, indiscrete Zungen, die keine Rückſicht anerkennen und ſich durch keine Bedingung feſſeln laſſen, beſtändige Wächter der Geſetzlichkeit, vorgeſchobene Schildwachen, die immer den Hahn geſpannt haben, auch dieſe Plänkler der Vorhut gehören zur feſten Bruſtwehr der öffentlichen Freiheiten. Welche Meinung man ſich auch außerhalb der Kammer vom Grafen de las Navas mache, innerhalb derſelben hört man ihn gern, weil er niemals ermüdet, gewöhnlich ergötzt: er macht die

glücklichſten Ausfälle, in jedem Augenblicke überfluthen ſeine Lippen von Epigrammen und ſcharfen witzigen Einfällen. Gegner des akademiſchen Styls und ſprechend, ſo wie es ihm einfällt, ohne Zögern, hat ſeine Improviſation das ganze Intereſſe der Neuheit und des Ueberraſchenden. Er bringt häufig ſeine Kollegen, wie die Zuhörer auf den Tribünen, in gleiche Luſtigkeit und zwingt oft alle Welt zum Lachen.

Wiewohl auch einige neue Männer von Talent Eingang in die Kammer der Procuradores gefunden hatten, ſo konnten ſie den ältern doch die Rednerkrone nicht rauben. Lopez zeigte ſich bei ſeiner Antrittsrede in großem Glanz und ſeine Stimme hat Gewicht erlangt. Trunba entſprach weniger den von ihm gehegten Hoffnungen. Caballero und Gonzales, rüſtige Talente, würden vielleicht doch eher auf die Palme des Patriotismus, als auf die der Beredſamkeit Anſpruch machen können.

Einige Procuradores zeichneten ſich noch durch ſolide Kenntniſſe, ſowie durch eine reine, genaue, oft auch ſchöne Diction aus, wie der Marquis Torremeſca. Andere ſprachen wenig, obſchon ihr großes ſpecielles Wiſſen in einigen Zweigen anerkannt iſt. So Florez Eſtrada, ein Staatswirth von Ruf, Montevivyan, Rivaherrera. Iſturiz, der Präſident der zweiten Kammer, entwickelte Takt und Unpartheilichkeit in ſeinem Amte; ſeine Beredſamkeit iſt feſt und entſchieden.

Von der hohen Kammer, dem Eſtamento der Proceres, dieſer gemiſchten Ariſtokratie, die in Medinaceli anfing und in dem Dichter Quintana aufhörte, iſt leider nicht viel zu ſagen. Mit wenigen Ausnahmen vollzog der hohe Körper feierlich und mit faſt religiöſer Genauigkeit jede der Bewegungen und Akte, die es dem Miniſterium gefiel, ihm anzuzeigen. Dieſe gelehrige Kammer hatte keine eigene Lebenskraft, kein Anſehen, keinen Einfluß: eine abortirte Schöpfung, ein unnützes Rad am Staatswagen, das weder Kraft hatte,

eine Bewegung aufzuhalten als Hemmſchuh, noch, im Fall die Maſchine in Stillſtand gerieth, ſie wieder in Gang zu bringen, untauglich zum Erhalten, zum Läutern, zum Fortführen, ganz ohne politiſch-conſervative Macht. Spanien, ungeachtet ſeiner Grandeza mit Magnaten u. ſ. w., iſt ein durchaus demokratiſches Land; das Dogma von chriſtlicher Gleichheit iſt aus der Kirche in die Sitten übergegangen und einmal hier, muß es ſich auch nothwendig in die Geſetzgebung einführen. Nicht ein nennenswerther Redner ſtieg aus jenen ehrenwerthen Gräbern hervor, nicht eine freie Stimme hat ſich erhoben, das Schweigen der Katakomben zu ſtören. Eine mehre Jahrhunderte hindurch vom Throne ſyſtematiſch verfolgte und politiſch vernichtete Ariſtokratie, die in Spanien ſchon zertrümmert war, als die Städte noch wichtige politiſche Rechte ausübten und ihre Communalfreiheiten nach wie vor behaupteten, läßt ſich nicht durch eine Pergamentrolle wieder aus dem Grabe herauf beſchwören, einem früheren Phantome geben Papierſchnitzel nicht Fleiſch und Blut und friſches Leben wieder. Unſere Zeit hat eine andere Ariſtokratie als die vermoderte, und um ſie zu ſtärken, denn ſie iſt für die geſunde Entwickelung jedes freien Staates eben ſo wünſchenswerth als nöthig, muß man nicht den Moder aufrühren und das geſunde Leben damit beſtäuben und behängen, ſondern ſie aus dem Körper und dem Geiſt der Zeit ſelbſt hervorſprießen und großziehen laſſen. Mindeſtens müßten, ſollten die Proceres einiges Gewicht erlangen, auch die plebejiſchen Berühmtheiten Eintritt bei ihnen erhalten können. Dafür iſt denn auch in der neuen Verfaſſung Sorge getragen, die man die revidirte von 1812 nennt, und die das Gute von dieſer mit dem des Eſtatuto zu verbinden, das Ueble und Schadhafte aber aus beiden auszuſchneiden oder zu verringern geſucht hat. Dieſes Werk geſchah durch die vierten, die noch ſitzenden conſtituirenden Cortes, die nur

aus einem Körper beſtehen, da ſie nach der Verfaſſung von 1812 verſammelt wurden, nachdem das Eſtatuto real dem vereinigten Aufſtande der Juntas erlegen war.

Dieſe Cortes ſchließen große Talente in ſich, alte und neue Männer, wovon letztere mit außerordentlicher Schnelligkeit Bedeutung erlangt haben. Sie ſind die merkwürdigſten, ausgezeichnetſten und thätigſten Cortes, die je verſammelt geweſen. Mit unermüdlichem Eifer haben ſie unter den ſchwierigſten, aufregendſten Verhältniſſen einen rieſenhaften Kampf zur Vermittlung der entgegenſtehenden Meinungen und Syſteme glücklich durchgefochten: ſie haben das erſte wahrhaft conſtitutionelle Werk Spaniens aufgeſtellt, ein Werk des Vertrags im edelſten Sinne des Wortes. Die alte glänzende Oppoſition wechſelte ihre Rolle, aber nicht ihren liberalen Geiſt, indem ſie gewöhnlich mit der Meinung des aus ihnen hervorgegangenen Miniſteriums Calatrava-Mendizabal übereinſtimmten; und ein junger parlamentariſcher Anwuchs ward bald der Mittelpunkt der freiſinnigen nazionalen Oppoſition. In einigen Punkten ſiegreich, ſtimmte dieſe in andern mit den Gemäßigten der andern Seite überein; denn von ihr wurden manche Schwächen der Verfaſſung von 12 eben ſo gut eingeſehen, als andrerſeits auch die Urheber des Eſtatuto ſelbſt begriffen, daß dieſes nicht ausreiche.

Den 9. Juli.

Die Sitzungen der Cortes dauern gewöhnlich von halb eilf Uhr Morgens an bis drei oder vier Uhr Nachmittags, ungeachtet dann gerade die Tagshitze am größeſten iſt. In dem Innern eines alten Kloſters kämpfen und arbeiten die Volksvertreter. Auf dem Platze vor demſelben ſteht die ſchöne erzene Bildſäule des Cervantes, die einzige in Madrid, gewiß eine große Ehre in dem an neuen Monumenten ſonſt kargen Lande; nicht weit ab liegt auch die nach jenem Dichter

benannte Straße und das wohlbehaltene Haus, in welchem er in einem Zimmer zur Erde, unaufhörlich kämpfend mit Menſchen, Noth und Elend, ſeinen unſterblichen Don Quixote ſchrieb. Man kann das Gemach nicht ohne Rührung anſehen, aber auch nicht ohne Freude über die Kraft des menſchlichen Geiſtes, die ihn befähigte, alles Unglück ohne Verzweiflung zu ertragen und ſeinen Unmuth in die ewigen Züge, den Witz und Humor des Don Quixote auszugießen, einen Humor, der nicht tödtet, wie Haß und Menſchenfeindlichkeit, ſondern der wärmt und leuchtet, aufweckt, erheitert, ergötzt, lachen macht über die Schwächen der Menſchheit, die er geißelt, aber auch beſeeligt über die innerſte Menſchlichkeit und Unſchuld, über die unauslöſchliche Göttlichkeit im Menſchen.

Das Haus der Cortes betritt man mit klopfendem Herzen, mit einer heiligen Scheu. Die Schrecken eines ſich in die Länge ziehenden Bürgerkriegs, der Ernſt der Zeit, der Gedanke, welche ungeheuern Schwierigkeiten zu überwinden waren, ehe das Volk zu einer Vertretung gelangte, von welcher Wichtigkeit die Beſchlüſſe ſind, die aus dieſer Verſammlung hervorgehen — das alles erfüllt, ſpannt, hebt unſer Gemüth. Der Sitzungsſaal iſt länglich rund, hoch und macht weniger einen impoſanten als ernſten Eindruck. In der Mitte einer ſeiner längern Seiten ſteht der Thron von einem Vorhang bedeckt; unter demſelben ſitzt der Präſident der Cortes, umgeben von den Secretären, vor einem Tiſch auf einer geringen Erhöhung, ſo daß er die ganze Verſammlung überſieht; zwei Rednerſtühle ſtoßen mehr in die Mitte des Saals hinein: drum herum laufen die etwas übereinander erhöhten Bänke für die Abgeordneten. Dieß iſt die untere Region des Saales, die höhere beſteht rings aus geräumigen Tribünen für die Zuhörer, die amphitheatraliſch in die Höhe ſteigen; die größte davon, die öffentliche,

iſt faſt immer mit aufmerkſamen Zuhörern dicht angefüllt; am leerſten iſt gewöhnlich die Tribüne für die Diplomaten; die erſten Reihen der reſervirten Plätze zieren häufig auch Mädchen und Frauen, die ſich in die Debatten tief zu verſenken ſcheinen. Die Namen in goldener Schrift von Helden aus dem Unabhängigkeitskriege, von Daviz, Velrode und andern, ſowie von Opfern ihrer Ueberzeugung durch die Reſtauration hingewürgt, bilden der weißen Wände einzigen Schmuck. Das Licht iſt gedämpft und die Redner verſteht man überall ſehr gut.

Der erſte Beſuch in den Cortes gab mir einen unauslöſchlichen Eindruck. Das Haus war zum Erdrücken voll, alle Deputirte auf ihren Sitzen, alle Tribünen dicht beſetzt, und doch herrſchte die größte Stille, athemloſe Aufmerkſamkeit. Auf dem Präſidentenſtuhle ſaß der ehrwürdige Arguelles, unverrückt das Auge auf den Redenden hingewandt, der hier wie in London, an den Vorſitzenden das Wort richtet. Von den Miniſtern waren allein der ehrenfeſte, greiſe Calatrava und Mendizabal, das vorzüglichſte Organ des Miniſteriums, anweſend; letzterer ſaß zur Rechten des Präſidenten in deſſen Nähe und richtete mitunter eine Frage an dieſen.

Bei meinem Eintreten in die Cortes redete zuerſt ein noch junger Mann, der zwar nicht wie gewöhnlich eine Militäruniform trug, ſondern einen ſchwarzen Frack, den ich aber doch ſogleich wieder erkannte. Es war der Artilleriecapitän Luyan, den ich als Commiſſarius der Cortes bei der Armee geſehen hatte, ein Mann mit einnehmenden Sitten, freiſinnig und freimüthig, nicht ohne Rednergabe und gute Kenntniſſe. Er hielt einem tapfern verdienten Officier, der kürzlich im Treffen gefallen, eine Gedächtnißrede, die Gunſt der Nazion für die hinterlaſſene in Noth befindliche Familie deſſelben in Anſpruch nehmend, und feſſelte über eine halbe Stunde in einer feurigen Rede die Aufmerkſamkeit der

Verſammlung. Die beantragte Penſion ward unter Wrtoen zuerkannt, die den Nachkommen des Gefallenen für alle Zeiten ehren müſſen — wahrlich, auch ein Segen einer freien Verfaſſung!

Hierauf erhob ſich der Miniſter Mendizabal — man ſpricht gewöhnlich von ſeinem Sitze aus und auf die Rednerbühne treten nur die Secretäre, ſelten ein Redner — und machte einige Mittheilungen. Er hat eine hohe, kräftige imponirende Geſtalt, ausdrucksvolle Züge und ein ſehr ſtarkes Haar, das urſprünglich blond (von jüdiſchem Ausſehen keinen Zug) durch das vorrückende Alter fahl gebleicht iſt. Seine Sprache iſt kräftig, doch mitunter ſtotternd, unſicher, dann verſpricht und wiederholt er ſich leicht. Schwerfällig wie er ausſieht, iſt auch ſeine Rede; die leichten Manieren des Hof- und Weltmannes gehen ihm ab. Bei ſeiner überaus reichen und kräftigen Natur gleicht er einem Rieſen, den aber ein noch koloſſaleres Schickſal niederdrückt.

An der nun folgenden Debatte nehmen viele Mitglieder Theil. Die Geſichtsbildungen der Individuen fremder Nazionen ſcheinen uns im allgemeinen von einander weit weniger verſchieden zu ſein, als die unſrer eigenen, weil das Uebereinſtimmende darin uns eindringlich entgegentritt. Jedoch nirgends ſah ich ſo auffallend verſchiedene Geſichter neben einander, als in den Cortes, keiner gleicht dem andern, jeder trägt ein beſonderes Gepräge, einen beſonderen Charakter in ſeinen Zügen. Natürlich, der große Haufen ſieht ſich ähnlicher als der Kern durchgebildeter Männer. Die meiſten Mitglieder ſind von mittlern Jahren; einem höheren Alter gehören beinahe ſo viele an als einer größeren Jugend. Ernſt und Würde herrſcht in der Verſammlung, wie in der Haltung der Einzelnen. Faſt alle tragen ſich ſchwarz, doch ſieht man hier und dort auch eine Uniform, Geiſtliche im langen Prieſterrock. Neben tiefen Furchen, die das Alter oder die

Leidenſchaft gezogen, ſieht man die ſchwellenden Formen der Kraft und Jugend, neben einem ſonneverbrannten Antlitze ein blaſſes, nach der mitternächtlichen Studierlampe ausſehend; einige Köpfe mit dem Gepräge geiſtiger Größe und Würde, andere von edler Schönheit, die meiſten intereſſant, ſüdlich, flammend. Gewöhnlich ernſt und gehalten, wie die Spanier überhaupt, zeigt die Verſammlung nur ſelten die ganze Leidenſchaftlichkeit des Südens, die dann aber auch mit der Gewalt und Heftigkeit eines Orkans hereinbricht und die noch vor kurzem ruhigen Tonwellen brauſend aufrührt: jetzt flammen die Augen umher, dem Donner gleich rollt das Wort erſchütternd durch die Räume, brennt's wie Feuer.

Begierig ſuchten meine Augen die berühmten Namen heraus zu leſen. Ein Redner feſſelte am meiſten die allgemeine Aufmerkſamkeit in der Verſammlung wie auf den Schaubänken. Er war von mittlerer Größe, ziemlich kräftigem Körperbau, jugendlichen Alters; ſein dichtes glänzend ſchwarzes Haar hing unordentlich, doch anmuthig, um einen vollen, ſchönen Kopf und beſchattete mit einigen Locken eine edle, reine, gedrungene Stirn; große ſchwarze Augen, voll Leben und Geiſt, ſchauten hell und blank durch lange Wimpern unter etwas buſchigen Brauen hervor; ein ſtarkes Kinn deutete auf Muth, ohne Furcht zu ſprechen und auf Uebung dieſer Gaben, ſein Sprachzeug war das kräftigſte, aus ſtarkgewölbter Bruſt drangen die Worte voll hervor, büßten im Munde, der ſich öffnend zwei Reihen glänzend weißer Zähne zeigte, nichts an Klang und Fülle ein, und empfingen von den ſchwellenden Lippen noch jenen muſikaliſchen Wohllaut, der das Ohr des Zuhörers an die Stelle aller übrigen Sinne ſetzt. Der Mann iſt in ſeiner ſchönſten Blüthe. Ich glaubte ihn ſchon anderswo geſehen zu haben, nur ſchien er mir jetzt jünger, kräftiger, freier als damals — er hatte in

Haltung und Weſen Aehnlichkeit mit Eduard Gans zu Berlin. Ich frug meinen Nachbar nach dem Namen dieſes Redners. „Olozaga“, lautete die Antwort.

Olozaga, noch vor wenigen Jahren unbekannt, ward als junger Advokat der Hauptſtadt von einigem Rufe in die Cortes gewählt und entwickelte im Schooße derſelben ein glänzendes Talent. In voller Entwickelung begriffen, wächſt ſein Ruhm wie ſeine Kunſt. Schon wiederholt bot man ihm ein Miniſterium an, um ſeinen Einfluß in der Kammer zu gewinnen; aber er iſt zu unabhängig und beharrlich, um ſich ſobald abnutzen zu laſſen. Was die Natur einem Redner ſchenken kann, hat ſie über ihn ausgeſchüttet. Muth und Geiſtesgegenwart, dem Redner ſo nöthig als dem Kriegsmann, beſitzt er in hohem Grade. Eine tiefe politiſche Ueberzeugung, glühender Patriotismus, feſter Glaube an die Zukunft ſeines Vaterlandes beſeelen ihn und ſeine ſchöne Sprache. Bereits hat er in dieſen Cortes die Palme der Beredſamkeit errungen und ſein Geſtirn ſcheint ſelbſt über das der alten Klaſſiker aufzuleuchten. Seine Haltung iſt immer edel; indeß kühn, weil immer nach Ueberzeugung handelnd, weiß er anzugreifen, wie ſich zu vertheidigen. In ſeinen Stegreifreden iſt er mitunter noch glänzender als in ſeinen ſtudirten. Alle ſeine Repliken ſind gewürzt, einige davon haben nazionale Berühmtheit erlangt und gehen von Mund zu Mund. Er verſteht es meiſterhaft, einen großen Gedanken kurz und ſchlagend hinzuwerfen. Dadurch weiß er den Debatten oft eine günſtige Wendung, oft einen neuen Schwung zu geben. Mächtig wirkende Erinnerungen aus der Geſchichte ſtehen ihm ſtets zu Gebote und ſelbſt die goldnen Schriftzüge an den Wänden des Saales, ſcheinen mitunter, durch ſein Wort angefacht, zu brennen und Flammen auszugießen über die Häupter der Cortes. Die Gegner fürchten ihn und mancher zittert, wenn er ſich erhebt.

Angeregt, ſchleudert er in paſſenden Augenblicken mit Blitzesſchnelle den Pfeil, und ehe der Feind ihn am Abſchnellen verhindern kann, iſt alles geſchehen. Im Uebrigen anſpruchlos, offen, redlich, verdankt er ſeinen Namen weder der Geburt, noch dem Reichthum, noch der Auswanderung, oder einem ſonſtigen Zufalle, ſondern allein ſeinen Meinungen und der Wahrhaftigkeit, der Umſicht und dem Talent, womit er ſie vertheidigt.

Höchſt anziehend iſt es, ihn eine lange Rede halten zu hören, auch abgeſehen von deren Gegenſtand. Zuerſt — und dieß unterläßt er nie — faßt er, den Präſidenten anblickend, mit einfachen, ſchlichten Worten den Stoff, um den es ſich handelt, überſichtlich zuſammen und ſtellt den Fragepunkt Allen klar und deutlich hin. Sodann den Blick vom Präſidenten abwendend, theilt er nach allen Seiten Lob aus, ſchenkt er Freund und Feind Anerkennung und macht ſich gleichſam Alle geneigt für das, was er zu ſagen hat, ſo wie für ſeine Perſon. Nach dieſer Einleitung geht er ſtreng und ſcharf in die Sache ein, zergliedert ſie, zeigt ſeine Meinung, die Gründe, beweiſt, bringt zum Wanken, erſchüttert, überzeugt. Selbſt tief ergriffen von der Wahrheit ſeiner Darſtellung, aber auch wie von der großen Anſtrengung überwältigt, ſenkt er ſeine Stimme, und mit einem Tone, der geiſterhaft durch die Stille des Saales zittert und alle Nerven erſchüttert, ſchneidet er die Gegner durch Mark und Herz. Er trifft die verwundlichen Stellen ohne Schonung und die Geängſteten, die früher unaufhörlich das Wort forderten, wobei er oft im Voraus antwortete und dem Gegner durch überraſchende Wendung den Mund ſchloß, empfangen jetzt ſtumm, athemlos, die tödtlichen Geſchoſſe, den Muth in ſich nicht findend, den Redner, die feierliche Stille, zu unterbrechen. Nun kömmt der Rede letzter Theil; eine Pauſe verkündigt es. Stolz ſchweift ſein Blick in der

Verſammlung umher, als wolle er ſehen, ob ihm noch etwas zu thun übrig bleibe, ob ein Feind noch ſeinen Blick ertrage. Seine ganze Kraft noch einmal zuſammennehmend, ſtürmt er nun auf dem feurigen Roſſe eines Schlachtengottes in die Reihen der Gegner und ſtürzt vollends nieder, was davon etwa noch aufrecht geblieben war. Auf dieſe zermalmenden Worte, die das donnernde Aufſchlagen mit der Hand auf den Tiſch, das dieſe letzte Phraſe begleitet, übertönen und oft bis zu einer faſt mehr als tragiſchen, bis zu einer Grauſen erregenden Höhe aufſteigen, folgt der verſöhnende Schlußſatz, deſſen auch die Rednerkunſt wie jede andere nicht entbehren kann. Er wendet ſich an ſeine Freunde, an die Ueberzeugten, an die Gewonnenen, an die Nazion, und ſpricht ihnen Muth und Hoffnung ein, Vertrauen auf die Leitung der höchſten Gerechtigkeit, auf die Wahrheit, der ewig der Sieg bleibe, und dieß mit einer Begeiſterung, die nur aus tiefer Ueberzeugung flammen kann und die auf die ganze Verſammlung wohlthuend einwirkt.

Die neue Verfaſſung, ziemlich Olozaga's politiſcher Meinung entſprechend, iſt ihrem Weſen nach, was man dagegen auch einwenden mag, gemäßigt. Als die conſtituirenden Cortes eröffnet wurden, befürchtete man die heftigſte Ueberſpannung, weil man ſehr viele Exaltados in ihnen ſitzen ſah: das Gegentheil iſt erfolgt und die Cortes überraſchten durch Beſonnenheit. Dieß macht ihnen um ſo mehr Ehre, als die Umſtände wirklich außerordentlich und geartet waren, auch die ruhigſten Männer in Aufregung zu ſetzen. Die Ereigniſſe überſtürzen ſich, faſt jeder Tag bringt neue Thatſachen, neue aufſchüttelnde Szenen, neues Unglück, neue Stürme. Die glänzenden Debatten hier ſind nicht wie große Paraden auf gewiſſe Tage feſtgeſetzt, wozu Jedermann ſich herausputzt, — es iſt kein Spiel und kein Feſt, wobei dieſer und jener ſein Paradepferd reitet. Die Noth, der Hülferuf,

der Gedanke, kommt augenblicklich, und dringt um ſo tiefer in die Buſen ein. Es ſind Männer, die mit einem Schickſal ringen, das auch Rieſen erdrücken könnte; ihr Streben iſt tragiſcher Natur, ſie kämpfen im feurigen Ofen. Ihre Mäßigung iſt nicht ihr geringſter Ruhm, weil ſolche allein eine ſpätere Reaction dem Lande erſparen konnte. — Die ſpaniſchen Deputirten leſen, ſtudiren vielleicht weniger als andere; aber deſto unverwandter hält er den Blick auf den einen Gegenſtand gerichtet, den er verfolgt, deſto inniger lebt er in ihm. Auch werden keine lange Reden in den Cortes abgeleſen, und eine zweiſtündige gehört ſchon zu den Seltenheiten (Arguelles hält noch immer die längſten, ohne zu ermüden); gewöhnlich ſpricht man aus dem Stegreif oder nach kurzen Bemerkungen, die vorher niedergeſchrieben ſind. Auch mögen andere Verſammlungen von Volksvertretern gelehrtere und erfahrenere Mitglieder in ſich ſchließen. Keine aber dürfte mehr Intereſſe, ein belebteres Bild auf dem trüben Hintergrunde des Kriegs und des Unglückes darbieten, keine mehr Talente, mehr Vaterlandsliebe, mehr Ernſt und Würde aufzuweiſen haben, als die gegenwärtigen Cortes.

Sechstes Kapitel.

Das Museum.

Da der Gemäldeschatz im Madrider Museum noch nicht so bekannt ist, wie er es verdient, so will ich davon eine schwache Skizze zu geben versuchen. Die Malerschule von Sevilla hat in Spanien das bei weitem bedeutendste und herrlichste hervorgebracht, ihr gehören die beiden ausgezeichnetsten spanischen Meister an, Velasquez und Murillo; doch verdienen Ribera und Juanes, die Koryphäen der valencianischen Schule, neben ihnen genannt zu werden.

Als das schöne Sevilla den Auszug von 400,000 Mauren nach der Eroberung durch San Fernando verschmerzt hatte und unter den christlichen Königen von neuem an Handel, Reichthum und Glanz vor allen spanischen Städten zu prangen begann, da blühte auch, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, die Kunst viel versprechend innerhalb seiner Mauern auf. Spanische, italienische, flamändische Meister, durch das damals mächtige Reich herbeigezogen, vereinigten sich bald in Sevilla und fruchteten den dortigen Kunstsinn. Als die eigentlichen Gründer der Malerschule von Sevilla kann man Pedro de Villegas, den berühmten Luis de Vargas, den flamändischen Pedro de Campanno und den Italiener Torregiani bezeichnen. Sie alle machten in Italien in dem den Künsten günstigen Zeitalter Leo's X. ihre Studien. Noch einige andere Italiener folgten. Luis Fernandez

de Pacheco war der Lehrer von Velasquez, Fr. Herrera el viejo und Alonso Cano, anderer nicht zu erwähnen, die aber alle drei in der praktischen Kunst den Meister überboten. Alonso Cano (geboren in Granada 1601, gest. 1667) war zugleich Baumeister, trefflicher Bildhauer, in der Malerei der spanische Guido Reni; in Sevilla befinden sich herrliche Werke von ihm, in Madrid, unter mehren schönen Bildern „die Jungfrau, ihren göttlichen Sohn anbetend". Ferner bildete auch Juan del Castillo eine Schule zu Sevilla, aus der der unübertroffene Murillo, Pedro de Mura und andere hervorgingen. Ein Weib, Luisa Roldan, beschließt, scheint es, die lange Reihe vortrefflicher Künstler.

Der tugendhafte Velasquez (Don Diego, gemeinhin de Silva genannt, in Sevilla 1599 geboren, 1660 gestorben, sehr geschätzt von Philipp IV., dessen wohlgelungenes Portrait in verschiedenem Alter von ihm da ist) war ein hohes, fruchtbares, universales Genie. Er verband die lebendigste Einbildungskraft mit tiefster Einsicht und Fertigkeit. Sein Colorit ist wahr, verführerisch, voll Harmonie; die Täuschung bei einiger Entfernung von den Gemälden — denn sein Pinsel malt dick — erreicht die Wirklichkeit. Die Wirkung des Lichts und der Luftperspektive ist in seinen Gemälden bewundernswürdig, und in Anwendung der Farben ist er Tizian. Ein tiefes Studium hatte seine großen Anlagen entwickelt, und er kannte nicht bloß alle Theile seiner Kunst, sondern war auch Meister in ihnen allen. Die Kühnheit, mit der er malt, erscheint schon in San Antonio, der Abt, und San. Pablo, der erste Eremit. Seine Kenntniß der Lichtwirkung, der Lineal- und Luftperspective, strahlt überraschend aus dem reichen Gemälde hervor: **La Infanta Donna Marg. Maria de Austria**, Tochter Philipp's IV., mit ihren Damen, welches auch den Künstler selbst mit der Paleta beschäftigt zeigt. Seine Kraft für die Bewegung

geht ſchon aus einem Bilde hervor, auf dem der famoſe Herzog de Olivares, Philipps IV. erſter Miniſter und Günſtling, zu Pferd erſcheint. Ein großes Kriegsſtück iſt die Uebergabe von Breda; der Marques Spinola in Begleitung des Marques von Leganès empfängt vor der Front ſeiner Armee, mit zarter Schonung, vom Gouverneur die Schlüſſel von Breda; die ſpaniſche Armee iſt karakteriſch verſchieden gehalten von der flamändiſchen Escorte des Gouverneurs und im ſchönſten Licht; im Hintergrunde zieht ſich eine weite liebliche Ebene bis in den Horizont hin, auf der jedoch brennende Schlöſſer und Dörfer die Schrecken des Kriegs andeuten. Auch hat Velasquez ſchöne Madonnen gemalt; ferner ausgezeichnete Landſchaften; und in einem großen kühnen Genreſtück, una fabrica de tapices, bekannt unter dem Namen: la pintura de las Hilanderas (das Bild von den Spinnerinnen), thut er ſeine Meiſterſchaft auch in dieſem Zweige kund; vorne ſind mehre Weiber mit Spinnen, Weben oder ſonſt beſchäftigt, worunter ein überraſchend frei und ſchön gezeichnetes Mädchen, im Hintergrund betrachten einige Damen fertige Teppiche. Dieſes Gemälde, wie viele andere von Velasquez, iſt nicht übermalt, ſondern, wie der Spanier ſich ausdrückt: al primer golpe. Ein anderes großes Genreſtück ſtellt eine Geſellſchaft von Trinkern dar, man glaubt ſie eben ſprechen, ſcherzen, lachen und jubeln zu hören; auch hier läßt ſich der Künſtler von dem Gegenſtand in keinem Striche zu dem Gemeinen und Fratzenhaften herunterziehen. In der „Fragua (Schmiede) de Vulcano“ wird Vulcan wie verſteinert ob der Erzählung Apolls über den verbrecheriſchen Umgang ſeiner Gemahlin mit Mars; die Figur ſo wie der Ausdruck der Cyklopen iſt trefflich. Unter andern Werken ſind auch noch herrliche Portraits von ſeiner Hand da, Philipp III., Philipp IV., mehrmals mit ihren Gemahlinnen, Infanten und Infantinnen

beſonders ſchön Don Baltaſar Carlos zu Fuß und zu Pferde. Das ſind wahre Portraits. Auch hat er ſtets einen Hintergrund von großer Wirkung dabei, Himmel in der verſchiedenſten Färbung, ſo daß er auch hier, wie in allen Zweigen der Kunſt, ſeine große Meiſterſchaft in der Lichtbehandlung bethätigt.

Aber der Rafael, nur mit mehr Humor und Kraft begabt als der Italieniſche, der Maler des wahrhaft Schönen, der Herzentzücker unter den Spaniern iſt Murillo. (Bartolomé Eſteban, 1618 in Sevilla geboren, geſt. 1682, Schüler von Juan del Caſtillo und ſpäter in Madrid unter Velasquez ſtudirend). Anmuth und Schönheit iſt der Karakter ſeiner Werke, nicht Gewaltiges in der Compoſition und Muskulatur, Uebermaß von Kraft und Natur, wie bei Ribera. Edel und rein in der Zeichnung, der Ausdruck voll Leben und Anmuth, geiſtreiche Compoſition, die mannigfaltigſten und ſtets correcteſten Verhältniſſe; das Brillante des flamändiſchen Kolorits vereinigt er mit der Wahrheit im venetianiſchen, und ſchon in dieſer Hinſicht gefallen uns ſeine Werke durch vollkommene Harmonie der Töne. Wir bewundern die Leichtigkeit, die Anmuth, die Freiheit ſeines Pinſels. Geiſt und Phantaſie in ſeinen Erfindungen, Zartheit und Kraft und etwas Primitives in der Ausführung, Liebenswürdigkeit im Ausdruck, Gedankenfülle und unerſchöpflichen Humor — das läßt uns ihn um ſo inniger verehren und lieben, je näher wir ihn kennen lernen. Er vereint den Geiſt Shakeſpears mit dem Calderons. Die ſchönſten reichſten Perlen in die Krone Madrids hat er geliefert. Ich kann nicht von allen reden, von der **Anunciacion de nuestra Sennora**, von dem kleinen Johannes, von dem lieben Gemälde, die **Anunciacion** durch die ſchönſten Cherubim, von der Empfängniß, von ſeinen reuigen Magdalenen, von der edlen, lebendigen Compoſition el **Martirio de San Andrès**,

Apoſtel in Patràs, vom Apoſtel Santiago, wo er mit Rubens um den Rang ſtreitet in Kraft und Hoheit der Figur wie im Kolorit, auch nicht von dem göttlichen Hirtenknaben. Nur ſeiner sacra familia und ſeiner Adoracion de los Pastores will ich beſonders erwähnen. Beider Werth iſt unermeßlich, keiner iſt größer. Wäre das erſtere Gemälde nicht die heilige Familie genannt, ſo könnte man es die Veranſchaulichung des häuslichen Glückes heißen. Auch ohne Heiligenſtreifen, die Murillo verbannt, iſt in der Familie zugleich Menſch und Gott. Jede Figur auf dem Bilde, jeder Strich, iſt von wunderbarer Wirkung, und das Ganze ſo vollkommen geſchloſſen und innerlich eins, daß es wahrhaft befriedigt und beſeligt. Der kleine, unbeſchreiblich ſchöne Jeſus ſteht vor ſeiner Mutter, ein Vögelein in der Hand haltend, das er lächelnd ſo hoch wie möglich hebt, um es vor einem niedlichen Mops zu bewahren, der es gern weghaſchen möchte. Die Hausfrau Maria, weder mit dem Kopfe eines Engels, noch eines vierzehnjährigen Mädchens gezeichnet, aber ein gar ſchönes, tugendhaftes Weib und eine liebende Mutter, eben mit Garnaufhaſpeln beſchäftigt, hält einen Augenblick von der Arbeit an, um mit innig mütterlicher Freude die kindliche Anmuth und das liebevolle Spiel ihres Sohnes zu betrachten. Joſeph, der Vater, ſteht etwas weiter zurück, blickt mit herziger Freude und im holden Einverſtändniß mit der Mutter, auf den lieben Sohn, den er liebkoſend an ſeine Knies ziehen möchte. Dieſes koſtbare Gemälde war zur Napoleoniſchen Zeit durch die Franzoſen aus dem Muſeum geriſſen und nach Paris entführt worden; die Spanier holten es ſich zwar wieder, aber es hat auf der Reiſe doch an einer Stelle gelitten.

In Bezug auf das andere Gemälde, die Anbetung der Hirten, haben die Spanier mit großer Beſcheidenheit Murillo den verſchönerten Caravaggio genannt. Eine großgedachte,

geiſtvolle Compoſition, lebendiger inniger Ausdruck, das ſchönſte Kolorit. Die Gruppe des kleinen göttlichen Kindes und deſſen Mutter, die es den Herbeigekommenen mit dem edlen, ſanften Gefühle glücklicher, elterlicher Befriedigung zeigt, iſt ausnehmlich ſchön; nichts Studirtes, nichts Abgezogenes vom Alterthum an den Köpfen, die aber von hoher, chriſtlich-idealer, in's Gemüth tief eindringender Schönheit ſind. Das holdſelige Lächeln des Kindes verkündet der Menſchheit Liebe und Freude. Mit frommer, holder Miene ſchaut Maria auf ihren Sohn; Liebe zu ihm, die Hoffnung, welche ſie auf ihn gründet, leuchten aus ihrem Geſicht; ſie iſt eine würdige Mutter des Gottmenſchen; ihr Anzug iſt keuſch und rein. Das ſchönſte, klarſte Licht umfließt dieſe Gruppe. Reichgeſtaltig iſt die gehaltvolle Gruppe der Anbetenden. Nie ſah ich eine paſſendere Haltung bei den Hirten; nicht knechtiſch devot, nicht niederknieend und ſich kreuzend wie Bigotte vor dem Heiligenbilde oder Höflinge vor dem Fürſten; frei, zuthulich, glücklich, iſt ihre Verehrung. Man findet es natürlich, daß man auf ein ſolches Kind, auf eine ſolche holdſelige Mutter, nur mit Verehrung blicken kann und daß man unwillkührlich große Hoffnungen darauf baut. Das Gefühl liegt darin, daß der Welt ein großes Heil widerfahren iſt, und das die gemeinen ſchlichten Leute am tiefſten ergreift. Alles Andere, ihre Geſtalten, Trachten, Bewegungen, kömmt hinzu, um die Harmonie des Ganzen zu vollenden und es zu einem der größten Kunſtwerke zu erheben. Auch dieſes Gemälde hatte Napoleon nach Paris ſchleppen laſſen.

Je mehr man von Murillo ſieht, deſto mehr liebt und bewundert man ihn. In vier kleinern Rahmen zeigt er uns den **Hijo Pródigo** (verlornen Sohn); wie er ſein Erbtheil (**su legitima**) vom Vater erhält; wie er das elterliche Haus verläßt; wie er das Seinige wild vergeudet,

und wie er zum Hirtenleben zurückkehrt, seine Sünden bereuend. Noch mehre Concepcion's, verschieden aufgefaßt, Madonnen mit dem Kinde, San Ildefonso, das Meßgewand empfangend aus der Hand der Jungfrau, die purissima concepcion, wo Unschuld, Schönheit, Hoheit in der Jungfrau sich vereinen, alle diese Gemälde, alle diese Madonnen, die keinen Hauch des Antiken, Frivolen haben und durchaus innerlich und christlich gefühlt sind, erscheinen von seltener Vollendung. Seine Schüler und Nachahmer läßt Murillo sämmtlich weit hinter sich zurück; wenn auch z. B. la divina Pastora von Tobar, mit lieblichen Gruppen von Cherubimen und Engeln, von großem Werthe ist.

Auch einige Landschaften hat Murillo der Gallerie gegeben, und außerdem noch zahlreiche Meisterwerke. Ich führe noch die Santa Ana y la Virgen an: die würdige Mutter Ana giebt der jungen Maria Unterricht im Lesen; zwei schöne Seraphinen krönen Letztere. Sodann noch ein Asunto mistico: Maria nemlich, im linken Arm den kleinen Jesus haltend, zwischen zwei Fingern der rechten Hand eine der schönsten, keuschesten Brüste zart anfassend, die züchtig zwischen dem Kleid hervortritt, als wolle sie eben das süßeste Geschäft einer Mutter vollziehen. Die reine Maria, herrlich von Gestalt, mit dem reichsten Gewande umhüllt, getragen von einem Wolkenthron, der über himmlischen Engelschören schwebt, leuchtend und Ruhm ausstrahlend, erscheint dem heiligen Bernard. Der Glanz, die Majestät, die Göttlichkeit der Jungfrau kann nicht höher dargestellt werden; der Ausdruck im Gesicht des Heiligen scheint mir aber etwas Verfehltes zu haben, er sieht geistig zu nüchtern, und sinnlich zu berauscht aus. — Eine gar liebe Erfindung ist der kleine Jesus und Sanct Johannes; der erstere giebt dem andern Wasser in einer Muschel zu trinken; man wird bewegt durch das Holde, die Unschuld und Liebe dieser beiden

Knaben. Gar verſprechend auch iſt **Rebeca** und **Eliecer**. Aus der Anmuth, womit jene am Brunnen, bei dem mehre Mädchen ſtehen, dieſem Waſſer anbietet und darreicht, erkennt er, daß Gott ſie Iſaak zum Weibe beſtimmt habe, das zu ſuchen, er von Abraham beauftragt worden. In der That, Eliecer konnte keine ſchönere Braut finden.

Wie Velasquez zu Murillo in der Schule von Sevilla, ſo etwa ſteht Ribera zu Juanes in der Schule von Valencia; nur ſind die letzteren untereinander noch weit verſchiedener als die erſtere. Ribera (Joſè genannt lo Spagnoletto, geboren bei Valencia 1589, in Neapel geſtorben 1656, Schüler von Ribalta und Caravaggio) zeichnet ſich durch genaue und ſtrenge Zeichnung aus, durch Feuer, Leidenſchaft, Kraft, oft bis zum Fürchterlichen aufſteigend. Mit dem Gewaltigen und Energiſchen ſetzen ſeine Werke mehr die Einbildungskraft in Bewegung, als daß ſie künſtleriſche Befriedigung gäben. Er beſitzt dabei ein grandioſes Kolorit und die ganze Kraft des Helldunkel von Caravaggio. Dieß zeigt ſich beſonders im **Martirio de san Bartolomè**, im Prometheus und andern. Zu einer wahrhaft ſchönen Compoſition erhebt er ſich in der Leiter Jacob's, da dieſem Patriarchen, mit dem Kopfe auf einem Steine ruhend, von der Himmelsleiter träumte. **La santisima Trinidad**, ein Gemälde von großer Wirkung im Helldunkel. Eine Sammlung von 14 Gemälden, die 12 Apoſtel, den heiligen Jeronimus und den Erlöſer darſtellend. Eine ſchöne Maria Magdalena in der Wüſte und andere Bilder mehr. Von Ribera's Vorgänger, Juan de Ribalta, geb. 1577, geſt. 1628, beſitzt die Gallerie unter anderem einen tief gedachten heiligen Francisco de Aris. Von Juanes Vicente oder Juan de, geb. 1523, geſt. 1579 (?), finden ſich unter vielen ausgezeichneten Werken ſechs Bilder vor, betreffend die Geſchichte des heiligen Stephan, des Protomärtyrers. Das Kolorit in allen iſt

brillant, der Kopf Stephans zeichnet ſich immer aus; wo ſeine Schüler, ihn beweinend, um ſeine Leiche dargeſtellt ſind, bildet die ſchönſte Compoſition und könnte dem Stil nach Rafael angehören; den meiſten Werth jedoch dürfte das Bild haben, wo der heilige Stephanus in der Synagoge die Gelehrten aller Welt durch die ſchlichte Weisheit ſeiner Worte verwirrt, welcher Gegenſtand zweimal da iſt. — Das vortrefflichſte Gemälde von Juanes, das auch die Ehre getheilt hat, durch die räuberiſche Hand der Franzoſen nach Paris entführt zu werden, iſt la cena de nuestro Sennor (das Abendmahl des Herrn). Der Ausdruck des Meiſters iſt göttlich erhaben; die Jünger ſind ſehr charakteriſtiſch aufgefaßt und alle von der Bedeutung der Handlung tief ergriffen, bis auf den gelben Judas Iſchariot, deſſen Züge, Gebehrden und Haltung hinlänglich ſein böſes Trachten verrathen, wenn er auch nicht in einer Hand die Bezahlung ſeiner Schande hielt. Ein brillantes Kolorit, die genaueſte Ausführung, ſo daß man die Haare am Barte und Kopfe zählen zu können meint, wie überhaupt die zarteſte Behandlung, zeichnen das Gemälde aus. — Auch findet ſich noch ein erhabener Kopf des Gottmenſchen von Juanes vor, der ſeinesgleichen ſucht.

Die übrigen Werke aus den ſpaniſchen Schulen können ſich im allgemeinen mit den genannten nicht meſſen, ſo vortreffliche ſich auch darunter befinden und obwohl die Meiſter Morales, Rizi, Ribalta, Zurbaran und mehre andere ſich den obigen auf das würdigſte anreihen. Ich führe noch einige an. Felix Caſtello (geb. in Madrid 1602, geſt. 1656): ein Angriff zwiſchen Spaniern und Holländern; der ſpaniſche General, Don Baltaſar Alfaro, die Ausſchiffung von Truppen bewerkſtelligend, bemächtigt ſich eines feſten Schloſſes der Holländer; der General an der Küſte im Vordergrund Befehle gebend, Schlachtgetümmel, fliehende Holländer; in der Ferne eine niederländiſche Landſchaft, brennende Häuſer

u. ſ. w.; angenehmes Kolorit, das Meer vortrefflich und das Licht zur Heraushebung der Ufer und die Landſchaft von der effektvollſten Wahrheit. — Coello (Sanchez, Maler Philipps II.): eine myſtiſche Handlung, Maria mit ihrem Sohne empfängt die Huldigung mehrer Heiligen, unter andern des heiligen Ludwig von Frankreich. — Pereda (geb. 1599, geſt. 1669 zu Madrid): der heilige Jeronimus in Schrecken vor dem letzten Gerichte, ein Bild von außerordentlichem Ausdruck. — Von Magno (1569—1649) eine große Allegorie voller Schönheiten. — Leonardo (Joſé, von 1616—1656, Schüler von Pedro de las Cuevas): **marcha de soldados**, ſtellt den Herzog von Feria dar, wie er, ſein Heer führend, einem Capitain Befehle ertheilt, um den Platz, den man in einiger Entfernung ſieht, anzugreifen; eine Compoſition, groß in ihren Verhältniſſen, voll Feuer, Energie, Bewegung, die mit Recht bedauern läßt, daß, wie man ſagt, der Neid eine große Zahl gleich ſchöner Gemälde deſſelben Meiſters geraubt hat. — Caxes (Eugenio, geb. zu Madrid 1577, geſt. 1642): die feindliche Landung der Engländer in der Nähe von Cadiz 1625 unter dem Befehle des Grafen Leſt; eine ausgezeichnete, ächt ſpaniſche Compoſition, voll Leben auf dem Meere und dem Lande. — Cerezo (Mateo, geb. 1635, geſt. 1685, aus Caſtilien): ein heiliger Franziscus von Aſſiſi.

Aus der Schule von Sevilla nenn' ich noch den trefflichen Meiſter Zurbaran (Franzisco, geb. 1596, geſt. 1662), der mehre ſchöne beſonders bibliſchmyſtiſche Gegenſtände in der Gallerie hat. Am beſten von ihm hat mir Jeſus als Knabe gefallen, der auf einem Teppich ausgebreitet ſchläft; ein herrliches Stück, der ſchöne Kopf athmet die heiligſte Ruhe, die Figur iſt ſehr gefällig, das Licht trefflich behandelt; man kann den ſchlafenden Knaben nicht genug betrachten. Sodann den Meiſter Mazo, (geb. 1630, geſt. 1687), den

geſchickteſten Schüler Velasquez', der manches Bild, beſonders einige ſchöne Landſchaften beigeſteuert hat.

Die altſpaniſchen Schulen füllen die großen Säle gleich zu beiden Seiten des Eingangs. Die moderne Schule, wenn man ſie ſo nennen will, die erſte Seite der mittleren Gallerie, die ihre vortreffliche Beleuchtung, wie die Räume der Münchener Pinakothek, von oben erhält. Hinter jenen ohne Vergleich zurückſtehend, iſt dieſe nur anziehend und lobenswerth in Bezug auf die Wahl der Gegenſtände aus der Nazionalgeſchichte. Die bedeutendſten Namen ſind folgende: Francisco Goya (geb. 1746, vor wenigen Jahren geſtorben, erſter königlicher Kammermaler): 3 große Porträts zu Pferde, 2 von Karl IV. und ein Stierfechter. Bayen y Subias (Francisco, geb. 1734): eine Mahlzeit an den Ufern des Manzanareskanal, ein hübſches, lebendiges, nazionales Genreſtück; eine sacra familia; einen Paſeo, genannt de la delicias. — Maella (geb. 1739): el verano, der kleine Sommer, gefällig; eine asuncion der Jungfrau; eine cena del Seunor; ein kleines Marienſtück. — In jüngſter Zeit hat auch in Spanien die Malerei wieder Aufſchwung genommen. Von Rafael Tejeo (geb. 1799 in Murcia, Schüler des Aparicio), beſitzt die Gallerie eine ſchöne Magdalena, korrecte Zeichnung, gut ausgeführt; von Joſé Aparicio (in Valencia 1773 geb., unter David ausgebildet, Kammermaler), die Loskaufung von 1700 Sklaven zu Algier im J. 1768 auf Befehl Karls III. und „las glorias de Espanna," beide großartig und gut gedacht, aber nicht ohne Steifheit. In der Mitte des letztern Gemäldes befindet ſich auf einem Piedeſtal die Büſte Ferdinands VII. (weil er nicht in eigener Perſon Theil am Unabhängigkeitskriege nahm); auf der einen Seite dieſer Büſte ſteht der Genius der Religion mit einem Kreuz in der Hand, auf der andern eine kriegeriſche

Jungfrau, das Symbol Spaniens; links dieſer Gruppe eilt das ſpaniſche Volk in ſeinen maleriſchen, jeder Provinz eigenen Nationaltrachten, voll Begeiſterung zur Erkämpfung der Unabhängigkeit herbei auf das am 2. Mai 1808, wo die Artillerie unter Anführung von Daviz und Velarde die erſten Opfer auf dem Altare des Vaterlandes darbrachte, in Madrid gegebene Zeichen; dieß wird im Vordergrunde durch einen Artilleriecapitän angedeutet, der neben einer Kanone ſeine tödtlich getroffene Bruſt Spanien darreicht; rechts jener mittleren Gruppe befindet ſich die ſpaniſche Armee mit den über den Feind errungenen Trophäen. Ein drittes großes Gemälde ſtellt die furchtbare Hungersnoth in Madrid von 1811 und 12 dar, und wie das erbitterte Volk den Hungertod doch jeder Hülfe, die von dem gehaßten Feinde kömmt, vorzieht. Die Madrider haben ſich ohne Zweifel glorreich benommen; aber das Gemälde iſt mehr ſchrecklich als ſchön. — Endlich Joſé Madrazo (geb. 1781 in Santander, auch ein Schüler Davids und ein noch ſehr wackerer und unternehmender Meiſter): „der Tod des Viriatus, Haupts der Luſitanier," den die Römer nur durch Meuchelmord beſiegen konnten; „Ferdinand VII. zu Pferde," ein kalter, fetter Tyrann; „el Amor divino und el Amor profano," der Genius der Tugend dankt den Himmel für den Sieg über die weltliche Liebe und hält unter ſeinen Füßen die Waffen Amors, deſſen Hände an einen Baum gefeſſelt ſind.

Man kann nicht läugnen, hier und da ſieht man ein neues, tüchtiges Talent durchbrechen, und wir wünſchen den jungen Künſtlern ein ernſtes Streben nach Erreichung der großen vaterländiſchen Muſter, die ihnen vorleuchten. Außer den genannten müſſen wir noch die Maler Esquival, Villaamil, Alenza und vor allen Carderara hervorheben, welcher letztere vielleicht der vorzüglichſte unter den lebenden ſpaniſchen Meiſtern iſt. Auch ſind mehre Kunſtvereine im Aufblühen, und

der Dilettanten giebt es eine große Menge unter beiden Geſchlechtern und in allen Künſten. Der Director Madrazo und Carderera ſind die beiden Hauptleiter der Kunſtvereine des Conſervatoriums und des Lyceums. Den weit größten Theil der langen mittleren Gallerie füllen zumeiſt auserleſene Gemälde von italieniſchen Meiſtern. Einige der vorzüglichſten will ich anführen. Von Rafael (geb. 1483 in Urbino, geſt. 1520 zu Rom): das große berühmte Bild, „Chriſtus mit dem Kreuze beladen nach Golgatha gehend.“ Der Herr iſt zu Boden geſunken unter der ſchweren Bürde, Simon, der Cirenier, eilt ihm zu helfen; er blickt ſchmerzhaft auf die Marien und auf Johannes, in deren Zügen, Haltung, Bewegung ſich zugleich Schmerz und Verehrung ausprägen. Dieſes herrliche Gemälde, bekannt unter dem Namen el Pasmo de Sicilia, wird für das zweite Meiſterwerk Rafaels gehalten, indem das erſte die in Rom befindliche Transfiguration ſein ſoll. Es iſt natürlich auch in Paris geweſen. — Ein anderes koſtbares Gemälde Rafaels iſt eine heilige Familie: in der Mitte ſitzt die Jungfrau auf Ruinen, den Arm mit der höchſten Anmuth auf einen alten Altarſtein ſtützend; ihr Sohn auf ihren Knieen, unbeſchreiblich liebreich lächelnd, neigt ſich, den jungen Johannes zu umarmen; Joſeph blickt mit zärtlichen Augen auf den Sohn. Auch dieſes Gemälde erweckte der Franzoſen Raubgier und hat mit dem berühmten Rafaelſchen Bild im Kloſter von San Lorenzo (Escurial), bekannt unter dem Namen „die Madonna de la Perla,“ das Schickſal getheilt den Weg über die Pyrenäen hin und zurück machen zu müſſen. Wie unerſchöpflich reich iſt doch Rafael an Erfindungen und Formen, an ihm allein ſchon könnte man lernen, daß die Schönheit nicht eine Eine ſei, ſich nicht in Einem Ideale zuſammenfaſſen laſſe. Ueberhaupt wird der Theorie des einen Schönheitsideals von der unendlichen Verſchiedenheit und Fülle der Natur

widerſprochen. Iſt nicht alle Malerei gegen die bildende Hand des Schöpfers Stümperei? Wahrlich, wer ſchöne Weiber ſehen will, der gehe nicht auf die Gallerie, wie ausgezeichnet dieſe ſei, ſondern bleibe auf dem Prado, dort umgeben ihn die reizendſten Gebilde, wie ſie der Hand der Natur entſprungen und auf keine Leinwand zu hauchen ſind. Wahrhaft Schönes ſieht man in den Gemäldeſälen ſelten, und dennoch ſtrebt der Künſtler nach dem Ideal. Die Natur aber, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bildet faſt immer ſchön. Die griechiſche Schönheit iſt eine andere als die römiſche, die germaniſche eine ganz andere als die romaniſche, die ſpaniſche ganz anders als die franzöſiſche; heißt es nicht Natur und Geiſt zerſtören, von jenen allen Einzelnes zu entnehmen, und dieß Abſtract ohne Fleiſch und Blut das Ideal menſchlicher Schönheit zu nennen?

Sehr viele Werke Tizians finden ſich vor (Tiziano Vecellio, 1477 in Cadora geb., 1570 geſt.), unter andern eine heilige Margaretha, Jungfrau und Märtyrin unter der Regierung des Kaiſers Aurelian; ein Kreuz in ihrer linken Hand ſchützt ſie vor einem Drachen; ihre Geſtalt iſt reizend, durch den Schwung des Beins kömmt ein niedlicher Fuß bis zum Knie zum Vorſchein; die Färbung entſpricht dem Ruhme der Venetianer. Die italieniſchen Heiligen ſind überhaupt oftmals gar weltſelige Kinder, und ſind ſie auch in ihren Geſichtern fromm genug, ſo ſpuckt die Sinnlichkeit anderswo und die Fromme wird nur um ſo weltlich reizender. Auch für Marien reicht der zärtlichſte Ausdruck einer Mutter nicht hin; denn welche Mutter liebt ihr Kind nicht?

Ein anderes Meiſterwerk Tizians, Venus und Adonis, hat ein herrliches Fleiſch. Amors Mutter ſucht vergeblich den jungen leidenſchaftlichen, von ſeinen Jagdhunden begleiteten Adonis in ihren Armen zurückzuhalten, ſo viel Anmuth und Reizungen ſie auch anwendet, da ſeine Beſtimmung

entgegenſteht; es iſt nicht übel, daß Amor unterdeſſen ruhig ſchläft unter einem roſigen Bosket; am Himmel entdeckt man den zürnenden Mars, der, um ſich an der wollüſtigen Venus zu rächen, ihrem Geliebten den Tod bereitet, ihm ein Ungeheuer entgegenſendend; der Grund iſt eine ſchöne Landſchaft. — Carl V. und Philipp II. ſind in ganzer Figur von Tizian da, vorzügliche Porträts. Die große Familienähnlichkeit aller nachfolgenden Geſchlechter fällt in die Augen. Hohe Stirn, ſtarkes Kinn und hervorquillende Lippen finden wir durchgehends. Carl V. erſcheint der kräftigſte, gewaltigſte; Philipp II. iſt im Porträt ein ſchöner junger Mann, findet man auch ſtolze Züge, nirgends den Tyrannen. In einem ſpäteren Porträt von Paula iſt der Ausdruck ſeines Geſichts düſterer, ſein Kinn gewaltig hervorgedrängt, die Augen tiefliegend, aber doch kein häßlicher, widerwärtiger Zug. Bezeichnend hat er im letzten Porträt einen Roſenkranz in der Hand, nicht in den frühern. Filipe III. gleicht ihm ſehr; immer weniger ſchön aber wird das Geſicht, immer mehr alterirt und gleichgültiger, ſtumpfſinniger der Ausdruck. Jene drei Kennzeichen nur bleiben mehr oder minder, und finden ſich auch in allen Porträts von öſterreichiſch-ſpaniſchen Prinzeſſinnen wieder; bloß die Naſe ſcheint mit jedem Geſchlechte größer zu werden.

Außer Tizian hat die venetianiſche Schule noch vortreffliche Repräſentanten, ſie gibt der italieniſchen Abtheilung den Glanz, den Reiz, den Reichthum. Verones (Pablo Caliari, geſt. 1588) hat auch eine „Venus und Adonis“ geliefert; jene überwacht im Schatten einer Baumgruppe, faſt ohne aufzuathmen, den ſüßen Schlaf ihres Geliebten, der in den Armen und den Kopf auf den Knien der Göttin von Kythäron ruht, ein vortreffliches Gemälde. Der Senat Venedigs, Doge und Senatoren ausdrucksvoll; ſchöne Marienſtücke. Von Baſſano (Leandro da Ponte, Sohn von Jacobo und Bruder von Franzisco, geſt. 1623) eine reiche Anſicht von

Venedig am Himmelfahrtstage, der Doge naht ſich an der Spitze des Senats dem Bucintoro.

Von Tizian iſt noch zu bemerken das „Opfer an die Fruchtbarkeit", ein herrliches farbenglänzendes Gemälde, das ſich früher in Rom im Pallaſt des Fürſten Ludoviſi befand, und der Sieg von Lepanto, eine Allegorie, von Tizian in einem Alter von 94 Jahren ausgeführt.

Auch mangelt es nicht an Gemälden florentiniſcher Meiſter. Andres del Sarto (genannt And. Vannucchi, 1488 zu Florenz geb.) das Porträt ſeiner Gemahlin, der ſchönen Lucrecia Fede; ein myſtiſches Bild mit einer ſchönen Maria in herrlichen Gewändern, edle Erfindung. Furini (Francisco, geſt. 1649). — Von der bologniſchen Schule die Meiſter Guido (Reni, geſt. 1642), unter andern eine ſchöne h. Magdalena; Guercino (geb. 1590, geſt. 1666), Suſanna im Bad bei einem Quell, hinter ihr betrachten ſie heimlich die alten Richter voll verbrecheriſcher Wünſche, ein reizendes Gemälde; auch eine büßende Magdalena. Die Schule von Caravaggio findet ſich häufig vor.

Von Vaccari eine Cleopatra, ſich durch die Natter den Tod gebend (iſt noch einmal da von Guido Reni), ſodann der durch ſeine Töchter berauſchte Lot, voll Wolluſt der Vater auf dem Boden neben der einen Tochter ſitzend, die ſich an ihn ſchmiegt, hat den aufgeregten Blick dieſer zugewandt, einen Arm auf den Schooß derſelben geſtützt, und ihr mit der Hand das Kleid über die ſchlanke Wade bis an das Knie aufgehoben, während er mit der andern einen Becher hält, in dem die zweite Tochter Wein ein und über gießt, weil beide ihre Gedanken anderswo haben, alles vor Begierde und Leidenſchaft flammt auf dem Gemälde. Derſelbe Gegenſtand iſt noch einmal da von Furini, mit mehr Nacktheit aber mit weniger Frivolität und Ueppigkeit. Häufig findet man auf italieniſchen Bildern ohne Grund die eine

Bruſt des Weibes nackt, die andere bekleidet; Abgeſchmackteres kann ich mir nicht denken. Ohne Zweifel haben die ſpaniſchen Meiſter durchgehends keuſcher und frommer gemalt, als die italiſchen.

Von dem Mailänder Meiſter Daniel Crespi (geb. 1590, geſt. 1630) iſt noch ein ausgezeichnetes Gemälde anzuführen: der Körper Chriſti ruht in den Armen ſeiner leidenden, zum Himmel aufblickenden Mutter, im Hintergrund ein weinender Engel, die Compoſition edel. Benito Crespi (in der Mitte des 17. Jahrh.) die charitas romana, einen zum Hungertode verurtheilten Greis ernährte ſeine Tochter mit der Milch der eigenen Bruſt; die Richter entdecken ihre Pietät, verzeihen dem Vater und erbauen der kindlichen Liebe einen Tempel; der Greis, deſſen Hände auf den Rücken geknebelt ſind, ſaugt begierig die Milch aus den vollen Brüſten der Tochter, in deren ſchönen Geſichte ſich der Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der Schaam miſcht, mit dem Wonnegefühl, den Vater zu ſpeiſen. Unglück verſchönert das edle Weib, den leidenſchaftlichen Mann macht es nicht blos oft häßlicher, ſondern unausſtehlich. Der widerliche Gegenſtand, Johannes' Kopf auf der Schüſſel und die Tochter Herodes finden ſich häufig vor, einigemal trefflich aufgefaßt und ausgeführt.

Da doch aus den italieniſchen Bildern die ſüdliche Gluth, die nur zu oft an Wolluſt ſtreift, am meiſten athmet, ſo will ich hier gleich einen Blick auf die pinturas reservadas werfen, die dem großen Publikum nicht offen ſtehen. In einem Saale befinden ſich Porträts aus der königlichen Familie, unter andern das des Prätendenten, da er etwa 12 Jahre alt und ein hübſcher, heiterer, blonder Knabe iſt;

ſodann auch einige hiſtoriſche Stücke, die das regierende Haus betreffen. In zwei andern Sälen ſieht man lauter nackte Gegenſtände, worunter die ausgezeichnetſten Sachen. Nur wenig davon ſind erwähnt. Die griechiſche Mythologie hat faſt allen Stoff dazu hergegeben. Tizian iſt dort am häufigſten, beſonders verewigt durch drei Gemälde: eine mit einem Hündchen ſpielende Venus; eine andere, die ihre Augen einem ſchönen Kinde zugewendet hat, und Danae mit den in Wolken gehüllten Jupiter, die Aufmerkſamkeit ihrer Wärterinnen durch einen Goldregen ablenkend, den ſie in ihrem aufgehobenen Schürzen auffangen. Die Geſtalten ſind ſchön, der Reiz groß. Es iſt aber thöricht, jene Nacktheiten den Augen des Publikums zu entziehen, und ihnen Frivolitäten der ſchnödeſten Art hinzuhalten. Das Nackte an ſich, wo es nur ſchön iſt, hat nichts Schlimmes. Finden ſich deſſen hier doch überall Kinder in bloßen Hemden oder auch ohne Hemd, in jedem Madrider Kaffeehaus eine nackte Venus von gröbſter Skulptur, und die Frauenzimmer ſitzen arglos neben an, an den Fontänen, auf den Straßen und Vaſeos fehlen nie nackte Figuren. Gemeine Nacktheiten werden nur den Blicktn Aller aufgerichtet und geduldet, und die ſchönen im Muſeum den Augen entzogen. Wo iſt da Logik?

In der letzten Abtheilung der langen mittleren Gallerie finden ſich die franzöſiſche und altdeutſche Schule vereinigt. Endlich in mehren großen Sälen zu beiden Seiten derſelben kömmt zuletzt die ungemein reichhaltige Sammlung von flammändiſchen und niederländiſchen Meiſtern. Hier weht ein eigenthümlicher und in dem ſüdlichen Land wunderbar ergreifender Geiſt, ganz verſchieden von dem, der uns aus den andern Räumen des Muſeums anhaucht. Nicht die klaren,

ruhigen Linien, nicht die antiken Töne und Striche, die aus aller romaniſchen Romantik immer noch hindurchſehen, nicht die formelle Schönheit, die lüſternen Gedanken, die brennende Begierde, die flammende Luſt, aber viel Dunkles, Räthſelhaftes, Phantaſtiſches, Bewegung, Gedankenreichthum, fleiſchige kräftige Sinnlichkeit und doch wieder überwältigende Geiſtigkeit, die oft in das Geſpenſtiſche ſich verirrt — kurz, hier begegnet man bei jedem Schritte dem träumeriſch tiefſen, romantiſch erhabenen Geiſte des Nordens.

Unter den Gemälden der erſtgenannten Abtheilung thun ſich einige ganz vorzügliche Landſchaften hervor. Claudius, der Lotharinger (Klaude Gele, in Lothringen 1600 geb., 1682 in Rom geſt.) bildet die Zierde derſelben; ſeine Landſchaften hier gehören zu ſeinen beſten und, wenn irgend welche, ſo können ſie uns über die Wirklichkeit täuſchen, ahmen ſie die Natur in ihrer Friſche, in ihren Tönen, in ihrem Geheimniſſe nach. Faſt immer iſt die Landſchaft mit einem Gegenſtande der Mythe, der Geſchichte, der Kunſt verknüpft; hier ſehen wir im Vordergrund das Amphitheater vom Flavius, Tempelruinen Roms oder andere Bauwerke, dort den Nil und den jungen Moſes aus dem Fluß gezogen, dort eine andächtige Einſiedlerin; im Hintergrunde die ſchönſte Fernſicht, herrliche Formen, den warmen Hauch der Natur, die Landſchaft im feurigen Glanze des Sonnenauf- oder Niedergangs, oder in der Mitte des Morgens das Licht und den Hauch des Tags darüber ausgegoſſen; hier eine heilige Magdalene vor einem Kreuze betend; dort befiehlt der Erzengel Rafael dem jungen Tobias mit dem Fiſche das Geſicht ſeines Vaters zu heilen, den er eben in dem ſich in mehren Windungen, von herrlichen Ufern begleitet, aus der Ferne immer wiederkehrende Strom gefangen hat; auf einem andern Bilde ſieht man Pilgerinnen, die ſich in dem

ſchiffwimmelnden, lebendigen, ſchöngezeichneten Seehafen eben nach dem heiligen Lande einſchiffen wollen; Hirten und Hirtinnen auf andern, auch komiſche Gegenſtände, wie z. B. ein junges Mädchen, das ſich unbelauſcht glaubend ihr Röcklein aufhebt, um durch einen Bach zu waten; und dieß alles ſtets in vollſter Harmonie mit der ganzen Landſchaft; immer neue Erfindungen, überraſchende Blicke und Fernſichten, und immer die ſchönſten Tinten, gefällig wiederſtrahlend die Dünſte, den Hauch oder die Wolken des Himmels. Wer hat unſern Gele in der Landſchaft übertroffen?

Auch Nicolas Pouſſin (aus der Normandie, geb. 1594, geſt. 1665 zu Rom, wo er faſt immer lebte) hat vortreffliche Landſchaften hier; ein Bachanal, Bachus mit tanzenden und ſchlafenden weintrunkenen Nymphen, die Landſchaft von einem reizenden Fluß durchzogen, voll Leben, ein prächtiger Himmel; David als Sieger über Goliath; — der Parnaſſus, eine ſchöne, reiche Allegorie, worin der Gott von Delphus mit den Muſen, die ausgezeichnetſten Dichter und die Nymphe Caſtalia, Symbol der Quelle, vorkommen; — die prächtige Jagd des Javali von Kaledonien, Meleagro und Atalanta an der Spitze des großen Zugs der Jäger zu Fuß und zu Pferd gegen das Ungethüm, das Diana zur Verheerung Kaledoniens geſchickt hatte, weil Meleagro den Göttern zu opfern vergeſſen. Pedro Mignard (in Troyes geb. 1610, geſt. in Paris 1695, genannt der Römiſche): den heiligen Johannes in der Einſamkeit eines ſchönen Landes. Noel Coypel (in Paris geboren 1628, geſtorben 1717): Suſanna, durch die alten Richter des Ehebruchs angeklagt. Von Claudio Joſeph Vernet (geb. in Avignon 1714, geſt. zu Paris 1789) mehre treffliche Landſchaften. Einige treffliche Porträts in halber und ganzer Figur, unter andern von Mengs (in Sachſen 1728 geb., in Rom 1779 geſt.), der außerdem eine heilige Magdalena, und eine Anbetung der Hirten mit

einem Engelschor, die Gloria in der Höhe und Frieden auf der Erden singend, der Gallerie gegeben hat.

Eine überaus große Freude machten mir einige Bilder aus der altdeutschen Schule. Ich weiß nicht, welche Anziehung sie auf mich ausüben, ich bewundere darin jene Einfalt und Innigkeit im Ausdruck, die das Herz im tiefsten Grunde bewegt. Selbst das Unvollkommene in Zeichnung und Ausführung hat Werth für mich. Von Kranach (Lucas Müller, geb. zu Kranach im Bambergischen 1472, gest. zu Weimar 1552) sind zwei merkwürdige Jagdstücke vorhanden, voll Porträts und genau ausgeführt; er malte das eine 1544, das andere 1545, auf jenem sieht man den Kurfürsten Johann Friedrich, auf dem andern Carl V., der Palast des Kurfürsten zeigt sich vollständig in der Ferne; beide haben einen herrlichen Farbenglanz bewahrt. Von Holbein besitzt die Gallerie nichts, wohl aber von seinem Schüler Hamberger aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein schönes Porträt in halber Figur, bewundernswürdig in der Farbe, Helldunkel, exakte Ausführung. Die Brüder aus Lübeck, Adrian und Isak van Ostade (geb. 1610 und 1612) haben der Gallerie einige humoristische Genrestücke gegeben, unter andern die bäurischen Musiker, die Verzehrer einer Suppe, der Trinker, die man ohne Lachen nicht betrachten kann. Noch sind aus der deutschen Schule merkwürdig: „eine fantastische Aussicht," ein mystischer Gegenstand; „die Jungfrau," und der „kleine Jesus und Johannes" voll Anmuth und schöner Färbung; ein heiliger Jeronimus, 1521 gemalt; eine Messe in gothischem Styl, merkwürdig in seiner Art; zwei Genrestücke, Chirurgen, mit einem Patienten beschäftigt; mehre Porträts.

Die herzigste Freude, und ich kann sagen, ein stolzes Gefühl gab es mir, daß ich auch unsern großen, die Künste des Friedens wie des Kriegs mit gleicher Wissenschaft

umfaſſenden Meiſter, Albrecht Dürer, fand, **Germaniae suae decus**, geb. 1471 in der ſchönen Reichsſtadt Nürnberg,* Schüler von Martin und Michel Wohlgemuth, beide weit überragend, zu früh, 1528, geſtorben. Im Madrider Muſeum ſieht man von ihm: „die Jungfrau, dem kleinen Jeſus die Bruſt gebend", ein gar lieblich Bild, deutſch gedacht, gut ausgeführt und wohlerhalten; ſodann Dürers Porträt, von ihm ſelbſt 1496, alſo 25 Jahr alt, gemalt, ein herrliches Stück, voll Wahrheit, ſchöne Fleiſchfarbe, die genaueſte Ausführung, die reichſten blonden Locken, die man meint zählen zu können, umwallen das ausdrucksvolle, edle, kräftige Haupt. Auch noch ein anderes Portrait im Style Dürers findet ſich vor, halbe Figur, rothes Haar, dunkle Kleidung von Fellen, ein Papier in der Hand, große Kraft im Helldunkel.

Hat man nun den ſchönen Abglanz der Natur und des Lebens von Spanien, Italien und Deutſchland leuchten geſehen, ſo bleiben noch die großen Säle zu durchwandern, die mit Werken niederländiſcher Meiſter angefüllt ſind, und aus dieſen tritt man in das untere Geſchoß, das ebenfalls noch zum Theil mit Gemälden behangen iſt. Ich käme in Verlegenheit, ſollte ich ſagen, welche Malerſchule die Zierde

* Er liegt auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg begraben, wo die Verſe ſein Grabmal ſchmücken:

„Hier ruhe, Künſtlerfürſt,
Du mehr als großer Mann!
In viel Kunſt hat es Dir
Noch Keiner gleich gethan.
Die Erd' war ausgemalt
Der Himmel jetzt Dich hat,
Du maleſt heilig nun
Dort an der Gottesſtadt.
Die Bau-, Bild-, Malerkunſt,
Die nennen Dich Patron
Und ſetzen Dir nun auf
In Gold die Ehrenkron."

des Museums bilde, welches Land zu seinen Schätzen am meisten beigesteuert habe, ob Spanien, Italien oder die Niederlande. Das wird kaum zu entscheiden sein, man müßte denn behaupten wollen, man habe nur in dem einen oder andern Lande schön zu malen verstanden; denn alle haben treffliche Werke gegeben, und die herrlichsten Raphaels und Correggios können den unsterblichen Ruhm der spanischen und niederländischen Meister nicht verdunkeln. Gewiß übrigens ist, die niederländische Abtheilung gehört zu der reichhaltigsten, sowohl was die Zahl, als was den Werth betrifft; und ich könnte noch einmal so viele Blätter füllen, wollte ich aus ihr die ausgezeichneten Gemälde anführen, was ich unterlasse, da ich den Reichthum nur habe andeuten, nicht beschreiben wollen. Das Museum enthält aber nicht bloß Gemälde, Werke der christlichen Kunst, sondern es erschließt uns auch das Alterthum, und wenn wir uns an jenen gesättigt haben, können wir nach Griechenland wandern, zu den hellenischen Göttern, auf das frische Gebiet der Skulptur, wo die Kunst am meisten noch Leben ist, der Gedanke, die Freiheit und Schönheit sich noch plastisch gestalten, zu der Kunst, die, obwohl am ältesten, doch immer am jüngsten erscheint. An den plastischen Gestalten jedoch, stumpft sich die Spitze auch der feinsten Feder ab, die sie zu zeichnen unternimmt.

Der Reichthum der flämischen Schulen im Museum ist leicht zu begreifen, wegen der Herrschaft der spanischen Könige über die Niederlande. Alle große Meister aus Flandern, Brabant und Holland haben sich hier verewigt. Rubens umfassendes, gewaltiges Genie glänzt in hoher Weise hervor. Ich will nur gedenken einer Anbetung der Könige, voll der herrlichsten Figuren, voll Kraft, Hoheit und großartiger Bewegung. Sodann eines seiner schönsten Gemälde, wie Jesus im Oelgarten gefangen genommen wird; woraus

hervorgeht, daß er auch ſchön zu malen wußte, in deutſchem Geiſte und ohne bloße Nachahmung italiſcher Muſter. Der Ausdruck in den Zügen und der Haltung des Dulders iſt göttlich erhaben; das Licht kömmt von einer Fackel, die einer der Knechte trägt und beſonders ſchön das Antlitz des Herrn beleuchtet; die ihn umgebenden Jünger ſind groß aufgefaßt; oben am Himmel zeigt ſich die Mondſichel, die ein mildes Silberlicht über die Landſchaft gießt und gar kunſtvoll zu dem Fackellicht gehalten iſt; ein Olivenbaum hinter der Hauptgruppe, Marcus liegt auf dem Boden. Van Dyk, eben ſo viele als ausgezeichnete Stücke, treffliche Porträts; ſein eigenes. Außer bibliſchen Bildern eine große Menge vortrefflicher Genreſtücke und herrlicher Landſchaften. Es lebt in dieſen Räumen ein eigener, kühner, phantaſtiſcher Geiſt, der nicht immer nach der ſchönen Form ringt und oft auch Fratzen umwirft, aber immer tief, gewaltig, bewegend iſt. Dem Farbenglanze aber, der in ihnen die Sonne verdunkelt, gleicht ſonſt nichts, und von ihnen gelten auch die ſchönen Verſe Arrioza's:

Y el mismo sol se asombra
De no poder dar luz al rasgo oscuro
Que condenò el pincel à eterna sombra.

Siebentes Buch.

Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten.

Nebst Anhang,

betreffend:

Die spanische Successionsfrage.

Erstes Kapitel.

Vorbemerkung; vorherrschende Richtung der spanischen Nazionalkräfte in den letzten Jahrhunderten.

Wie die Menschen in politischen, kirchlichen und selbst rein wissenschaftlichen Dingen oftmals weit auseinander und gegeneinander geführt werden, weil sie sich gegenseitig zu wenig kennen und verstehen: so ergeht es auch den Nazionen untereinander. Auch diese kennen sich einander so wenig, Gehalt und Begrenztheit, Mittel und Ziel, Werth und Bedeutung, daß der Reisende häufig vor Erstaunen nicht recht zu sehen und zu hören glaubt. Dieß gilt namentlich von wenig verwandten Völkern. Der Pole beurtheilt am besten den Russen, der Deutsche den Germanen, der Romane den Romanen. Napoleon, ungeachtet aller Welterfahrung, wußte im Grunde nur Franzosen und Italiener zu behandeln, verkannte aber die Spanier, die Deutschen, Polen, Russen: über den Rhein reichte wohl sein strategischer, aber nicht sein staatsmännischer Blick, und tausend ärgste Mißgriffe bezeichnen sein Schalten östlich unseres Stroms. Wenn so nazionelle Bornirtheit den Blick erfahrenster Weltleute verdüstert, wie viel mehr mag dieß der Fall mit der großen Masse sein! Bekannt ist es, welche lächerlichen Urtheile die Franzosen und andere Fremden über Deutschland fällen. Diesem ist es ein Land empfindsamer Schwärmerei, jenem die Heimath vierschrötiger Köpfe und schreiender Nachtwächter;

dem ein Thal des Friedens unter der Herrſchaft patriarchaliſcher Verhältniſſe, wo noch Tugend und Liebe die Fittige zu edlen Thaten bilden, dem hinwieder ein Land des Schnees und Nebels, der Raufereien, der in Rauchwolken eingehüllten Philoſophen, ein Land des Despotismus und der Soldatenherrſchaft, oder der Ketzer und Freigeiſter. Vermöge einer durch unſere politiſche Zerſplitterung bedingten cosmopolitiſchen Richtung, wo nicht Anlage, die unſere Aufmerkſamkeit oft mehr auf das Ausland als das Inland lenkt und uns alle fremde Literaturen gar zu eifrig und ungeſichtet in's Deutſche übertragen läßt, erreichen unſere Urtheile über fremde Völker im allgemeinen mehr die Wahrheit. Indeß iſt auch unter uns eine genaue Kenntniß fremder, ſelbſt der franzöſiſchen Zuſtände, ſelten, vielleicht gerade deshalb, weil man täglich hierüber zu viel und zu ſeichtes leſen muß; Spanien vollends erſcheint oft als wahre Terra incognita. Die meiſten Urtheile über dieß Land, in deutſchen Blättern ſind ungereimt und faſt ohne Ausnahme in franzöſiſchem Geiſte geſchrieben; die Körner-Wahrheit, dünn geſtreut, ſind in der Ferne faſt unmöglich einzeln aus der erſtickenden Spreumaſſe heraus zu finden. Die Franzoſen, Engländer, und andere, dann wieder die verſchiedenen Parteien in den einzelnen Ländern, ſuchen den Gang der Ereigniſſe auf der Halbinſel in ihrem Sonderintereſſe auszubeuten, ſie legen dieſe für ſich zurecht, und thun ihnen Gewalt an, wie die Ausleger der Orakelausſprüche, ſie ſpielen Blindekuh mit dem Publikum und wollen ſich nicht fangen laſſen. Auch wenn der Quell directer Mittheilung lauter iſt, entſpringt er doch immer mehr aus befangener Anſchauung eines Einzelnen, als aus dem Leben, dem Herzen des Volkes ſelbſt, das dem Fremden in ſeiner ganzen Bornirtheit, ihm ſtets neue Räthſel gebend, entgegenſteht. Viel verwirren in Spanien die abſtrakten Parteinamen. „Conſervativ“

und „deſtructiv“ ſind Prinzipien, in deren Gegenſatz ſich keine Partei will eingeſchloſſen ſehen. Wo eine ſolche Leben und Form gewinnt, bedarf ſie einer nähern Bezeichnung; aber dieſelben Namen, ſelbſt wo ſie aus Abſtractionen genommen ſind, bedeuten in den verſchiedenen Ländern etwas ganz Verſchiedenes. Welch ein Unterſchied z. B. zwiſchen einem polniſchen und franzöſiſchen Demokraten! Jenem ſteht die Ehre höher als die Gleichheit und er bleibt weſentlich Edelmann, deſſen grimmigſter Feind dieſer iſt. Und Wem wird es einfallen, etwa Whigs und Tories als deſtructiv und conſervativ, unabhängig und miniſteriell, ariſtokratiſch und demokratiſch einander entgegen zu ſetzen?* So verhält es ſich auch mit den Criſtinos und Carliſtas, die als eigentliche Parteinamen gar nicht einmal exiſtiren, und es erſchiene geradezu albern, hinter jenen leeren Bezeichnungen die entgegenſtehende Prinzipien, wie deſtructiv und conſervativ, zu ſuchen. Es wäre eben ſo ſchief, die Carliſtas die erhaltende, die ariſtokratiſche oder monarchiſche Partei in Spanien zu nennen, als den Criſtinos dieſelben oder die entgegengeſetzten Prädikate beizulegen; die eigentlichen Parteien ſtehen ganz anders zuſammengeſchaart und daß ſie dennoch auch auf zwei großen Seiten im Kampf gegenüber ſtunden, ging nicht aus ihrem innern Weſen, noch aus ihren Prinzipien hervor, ſondern aus mehr zufälligen Umſtänden, bei deren Verſchwinden auch ſofort das ſie äußerlich lange zuſammenhaltende Band auseinander fällt.

Wenn viel Unrichtiges im Einzelnen und hinſichtlich der Bedeutung der beiden großen Kriegstheile in das Urtheil des Auslandes eingedrungen, ſo iſt auch das über Spanien als Ganzes auf eine auffallende Weiſe getrübt. Die Angelegenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel — ſo haben ſich

* Dieſe Benennungen ſind eben nicht mehr bloße Abſtractionen an den Parteien, ſondern dieſe ſelbſt, concrete, lebendige Weſen.

gewichtvolle Stimmen in Deutſchland vernehmen laſſen — wiegen nicht ſchwer auf der europäiſchen Wagſchale; vom Standpunkte der großen Politik aus (sic!) ſeien ſie mit Recht nur als eine Nebenſache anzuſehen, wie wenig ſich dabei auch das menſchliche Intereſſe für die edle und unglückliche Bevölkerung der ſchönen Halbinſel befriedigt finde. Man will Spanien keine ſelbſtändige europäiſche Stellung mehr zugeſtehen, ihm, als unabhängigem Staat, kaum noch ein ſelbſtändiges Intereſſe bewilligen. Neben den fünf großen Mächten, d. h. den Staaten, welche in ihrer eigenen Macht die Berechtigung zu einer unabhängigen Politik finden und als die Hauptſchwerpunkte im Gleichgewicht Europas anerkannt werden, finde Spanien keinen unabhängigen Platz, keinen eigenen, einflußreichen und lebenskräftigen Intereſſenkreis, dem es zum Stützpunkt als erſter Pfeiler diene. Als Hülfsmacht auf zweiter Linie ſtehend, ſei höchſtens in Erwägung zu ziehen, von welcher Wichtigkeit es als ſolche für den einen oder den andern der Hauptkreiſe werden könne; ob ſein Aufſchwung, die Wiedergeburt ſeiner Macht etwa mehr im Intereſſe Rußlands liege, um ſie gegen England, oder mehr im Intereſſe Deutſchlands, um ſie gegen Frankreich als Bundesgenoſſen zu gebrauchen? England und Frankreich ſtritten ſich um den überwiegenden Einfluß auf der Halbinſel; ihren Aufſchwung zu behindern, liege aber im Intereſſe beider Staaten Frankreichs, um ſich eines läſtigen Nachbarn, Englands, um ſich einer läſtigen Seemacht auf dem Mittelmeer zu überheben. So erſcheine Spanien, der meiſten ſeiner auswärtigen Beſitzungen beraubt, im Innern durch Factionen zerriſſen, durch einen langjährigen blutigen Bürgerkrieg verheert, preisgegeben den feindſeligen Intriken fremder Mächte, — mit der ganzen ſüdlichen Hälfte von Europa in argem Verfall, in jeder Hinſicht untergeordnet und ſchwach, ohne Hoffnung, ohne Zukunft,

— ein zwar noch brennender, aber dem Auslöſchen naher Vulkan, (welches Schickſal Italien längſt erreicht haben ſoll), im letzten, traurigen Aufflackern eines hinſterbenden Brandes, in den erſchütternden Zuckungen eines auslöſchenden Lebens.

Wenn derartige Anſichten von Männern ausgeſprochen werden, deren Urtheil ſich in der Regel durch Anſicht und Schärfe auszeichnet, ſo muß es in der That für dringend nöthig erachtet werden, an die ebenbürtige, durch keine geſchichtliche Thatſache vernichtete, nicht einmal geſchwächte Selbſtändigkeit der ſpaniſchen Nation unter den europäiſchen zu erinnern, ihre Kraft und die Hülfsquellen ihrer Macht ſchärfer ins Auge zu faſſen und für die öffentliche Meinung einen richtigern Maaßſtab zur Beurtheilung der Zukunft der Halbinſel und ihrer Bedeutung für das europäiſche Staatenſyſtem zu gewinnen; wozu der gegenwärtige Augenblick um ſo geeigneter ſcheint, als die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich mehr und mehr von dem Bürgerkriege auf die innere Entwicklung Spaniens hinüberwendet. Auch iſt es an ſich ſchon wichtig, der öffentlichen Meinung neue und wichtigere Geſichtspunkte über die Zuſtände eines Volkes zu eröffnen und ſie für daſſelbe zu intereſſiren, welches der Freiheit Europas niemals gefährlich werden, ihr vielmehr nur eine in ſeinem Aufſchwung immer mächtigere Stütze gewähren kann. Denn die öffentliche Meinung iſt doch auch eine der Großmächte der Zeit, deren Einfluß ſich Niemand mehr, am wenigſten eine aufſtrebende Nation, entziehen kann; und daher muß ſie auch ihrerſeits, wie ſie ſich äußert, entweder liebend, theilnehmend und kräftigend, oder entmuthigend und ſchwächend auf das Schickſal und die Entwicklung der Völker zurückwirken, und nicht ohne Wahrheit wies ein Cortesdeputirter, nachdem er die zweifelhafte, unglückliche Lage ſeines Vaterlandes mit warmen Farben geſchildert hatte, auf die öffentliche Meinung

als die Macht hin, welche in letzter Instanz über die Zukunft Spaniens entscheiden werde. **Todavia**, sagt er, **la causa espannola pende del tribunal supremo de la opinion.**

Die Wirkungen eines bürgerlichen Krieges erstrecken sich weit über sein Ende hinaus und selbst die noch unmittelbar vor ihm angeschlagenen Schwingungen und Kreiseldrehungen der Massen verlaufen sich in dem erschütterten Lande erst durch eine lange Reihe von Jahren. Zudem werden neue Gährungen und Erschütterungen Spanien nicht erspart werden können, bis die Fieberkrise völlig überstanden, der Krankheitsstoff ausgeschieden ist und der Staat den festen, freien Gang ruhiger organischer Entwicklung wieder gewinnt und einhalten kann. Doch die Zeit gewaltthätiger Kämpfe, welche das schöne Land mit seinem eigenen Herzblut bespritzten, ist im Ablaufen: jene Szenen der Entfesselung, des Hasses und brudermörderischer Rache, welche uns so oft mit Entsetzen erfüllt haben, wird das erfreuliche Bild frischen, vollsaftigen Lebens und lebendig quellender Entwickelung folgen, — ein Schauspiel nicht minder gewaltig und bewegt als die Trauerzeit der vorhergegangenen Erschütterungen, aber unvergleichbar schöner, höher. Freilich werden auch dann die Bewegungen im Staat nicht aufhören, aber eben diese das Versinken in geistigen Marasm verhüten: der Hauptunterschied zwischen der vergangenen und neuen Epoche wird darin bestehen, daß in jener die kranken Staatssäfte bei äußerer Stille zu Pestbeulen aufschwellen und dann nur ein furchtbarer, den Staat bis in seine Grundvesten erschütternder kritischer Ausbruch Rettung bringen konnte, während sich jetzt die kritischen Anfälle zwar häufiger zeigen, aber auch ruhiger, bälder und weniger zerstörend vorübergehen werden. „In einem freien Staat," sagt Montesquieu: „im Kriege kühne und im Frieden furchtsame Leute fordern, das ist soviel als Unmögliches wollen; und es gilt als allgemeine Regel,

daß jedesmal, wo man Jedermann in einem Staat ruhig ſehen wird, der ſich den Namen eines freien gibt, man ſich verſichert halten kann, daß Freiheit nicht darin iſt. — Ein freies Gouvernement, nemlich ein immerfort agitirtes, würde ſich nicht zu erhalten vermögen, wenn es nicht durch ſeine eigenen Geſetze der Verbeſſerung fähig iſt."

So viel als Vorbemerkung zu dieſem Buch, das ſich mit Wirklichem beſchäftigen ſoll, und nicht mit Vorherſagungen, die über Spanien bisher wenig Glück gemacht haben. Napoleon betrog ſich gar ſchlimm in dieſer Nation, gleichwie Ludwig XIV., der, als er ſeinem Enkel die ſpaniſche Krone überantwortet, ausrief: **Il n'y a plus des Pyrénées!** Als vor 33 Jahren Niemand ſonſt, als die ſpaniſche Nation ſelbſt an ihrem unaufhaltſamen Verfall zweifelte, erhob ſie ſich plötzlich zum Erſtaunen der Welt wie in unüberwindlicher Naturkraft. Noch immer zwar folgten ſich die böſen Vorherkündigungen, aber ſie ſind alleſammt zu Schanden worden. Wenn Niemand mehr, die ſpaniſche Nation glaubt an ſich und aus dem vollen Nationalbewußtſein heraus ſpottet ſie auch jetzt der omenſüchtigen Welt: **Fuerza es ser sòbrio de profeciàs, porque gusta la Espanna de burlar los profetas y las profecias.**

Vor näherem Eingehen in die Elemente der ſpaniſchen Macht muß ich ein Vorurtheil, das ſich in der öffentlichen Meinung feſtgeſetzt hat, zu beſeitigen ſuchen, weil es nicht nur auf der Halbinſel ſchwer laſtet, ſondern auch die richtige Beurtheilung ihrer heutigen Zuſtände vorzüglich behindert. Daſſelbe beſteht darin, daß man wähnt, die gothiſch-iberiſchen Völker ſeien im Laufe der letzten Jahrhunderte in Trägheit, Dumpfheit, Lethargie verſunken, aus der zu neuer, geiſtig-friſcher Thatkräftigkeit wieder aufzuleben ſie in den

letzten Decennien vergebliche Anstrengungen gemacht hätten. Aus dieser Vorstellung allein entspringen die Redensarten vom Aufflackern und Verlöschen der letzten Lebenskraft, vom brennenden Vulkan, dem die Halbinsel gleiche, und dergleichen über Spanien und andere südliche Völker geläufige mehr. Angenommen, jene Meinung sei als völlig unbegründet zu erweisen, so muß damit auch dieses Gerede fallen. Man wird den neuern Gang der Entwicklung Spaniens dann naturgemäß folgerecht und — abgesehen von den stets mitlaufenden Ungehörigkeiten — im Ganzen der Ordnung gemäß finden; man wird Vertrauen zu den Bestrebungen der spanischen Nation fassen, — an ihrem Aufschwung nicht ferner verzweifeln, und anstatt vulkanische Ausbrüche und Todeszuckungen vielmehr hoffnungsreiche Lebenszeichen in ihren gegenwärtigen Anstrengungen erblicken.

Nun hat die Halbinsel allein in den Jahrhunderten, während welcher man sie der Versunkenheit beschuldigt, Länderstrecken, die an Quadratmeilen Europa übertreffen, bewältigt, bevölkert, cultivirt, dadurch die ganze Weltlage verändert, und neue große Verhältnisse geschaffen; sie hat Staaten von fester Consistenz und von größerem Umfang als irgend ein anderes Volk aus sich herausgeboren und sich lebendige Denkmale errichtet, welche ihren Namen, ihre Sprache und Nationalität der Unsterblichkeit in den weitesten Erdstrecken versichern. Und Angesichts solcher Kraftentwicklung darf man sie der Erschlaffung und Versunkenheit bezüchtigen? Man könnte füglich bloß England mit Nordamerika gegenüber Spanien mit Central- und Südamerika stellen und für ersteres den großen Vorzug in Anspruch nehmen, daß es nicht bloß den kräftigsten amerikanischen Staat in seinem Schooße getragen, sondern sich dabei zugleich auch der gediegensten Entwicklung im Innern erfreut und zu der ersten Macht der Welt erhoben habe. Gesetzt, dieß schein-

bare Verhältniß zwiſchen Spanien und England ſei das wahre, ſo würde daraus zwar folgen, daß der ſpaniſche dem engliſchen Mutterſtock, aber noch keineswegs, daß Spanien einem andern Lande nachſtehe. Ohne jedoch die großartige Entwicklung Englands irgend verkleinern zu wollen, ſo wird bei näherer Betrachtung jenes Mißverhältniß ſich verringern, wo nicht verſchwinden.

England nicht allein, ſondern auch Holland, Deutſchland, Dänemark, Norwegen, das ganze germaniſche Europa haben Mannſchaft mit Weibern und Kindern nach Nordamerika geſandt; ja ſelbſt romaniſche Völker, Franzoſen und Spanier haben zu deſſen Koloniſirung nicht unbeträchtlich beigetragen.

Das germaniſche Europa alſo hat als die eigentliche Mutter den Sir Jonathan groß geſäugt; wo hingegen das kleine Spanien ohne fremde Beihülfe, die es ſogar gewaltſam ausſchloß, alle ſpaniſch-amerikaniſchen Staaten dieſſeits und jenſeits der Cordilleren allein aus ſich herausgeſchaffen. England beſorgte gleichſam nur den Handel und Verkehr ſeiner aus aller Herren Länder her ſich bevölkernden Kolonien, das Mutterland gewann und kräftigte ſich dabei; Spanien hingegen gab die beſten Kräfte ſeiner eigenen Nation an die Kolonien ab, das Mutterland verlor und ſchwächte ſich alſo dabei. In England herrſchte die Richtung auf Koloniſation nur inſofern ſie die Geſundheit des ganzen Körpers, daher auch die innere Entwicklung förderte, bloß einiges Reiß vom kräftigen Baume bildete den engliſchen Sproß in der neuen Welt; auf der Halbinſel hingegen war die Richtung ein Neuſpanien zu ſchaffen, durchaus vorwaltend, man ſchlug große Aeſte vom Stamme in der Heimath ab und pflanzte ſie hinüber, ſo daß der innere Säfte- und Blutlauf dadurch geſtört ward.

Als Neuengland ſich vom Mutterſtaate ablöste, zählte Nordamerika an germaniſcher Bevölkerung kaum zwei

Millionen Seelen, die ſich dann in je fünf und zwanzig Jahren verdoppelte. Als hingegen das ſpaniſche Amerika ſich vom Mutterlande unabhängig machte, hatte es beinahe dieſelbe Bevölkerung wie gegenwärtig. Die engliſchen Kolonien regierten ſich ziemlich ſelbſtändig; die ſpaniſchen verwalteten nur Spanier, mit Zurückſetzung ſelbſt der Kreolen. Dieſer Umſtand ſchon erforderte einen unausgeſetzten Zufluß der beſten Kräfte aus dem Mutterlande, der jetzt natürlich aufgehört hat: während der germaniſche Zufluß nach Nordamerika unverändert geblieben iſt.

Das ſpaniſche Productionsvermögen in Amerika erſcheint um ſo erſtaunenswerther, als es mit einem heißen, ungewöhnten Klima zu kämpfen hatte, während die germaniſchen Anſiedelungen ein befreundetes fanden. Nordamerika gleicht in klimatiſcher, überhaupt in phyſiſcher Hinſicht Europa, dort fühlen ſich die Europäer am erſten einheimiſch, dort müſſen ſie am ſchnellſten gedeihen, dorthin hauptſächlich geht ihre Auswanderungsluſt. Die pyrenäiſche Halbinſel allein hat alſo dem ganzen übrigen Europa in Amerika gleichſam die Wagſchaale gehalten: Nordamerika iſt europäiſch, Central- und Südamerika aber portugieſiſch-ſpaniſch.

Hat folglich kein europäiſcher Staat ſo große Nationalkräfte auf die neue Welt als Spanien verwendet, ſo dürfte dieß in Europa immerhin weniger Kräfte als die übrigen entwickelt haben, ohne deswegen den Vorwurf lethargiſchen Verſunkenſeins zu verdienen. Doch man könnte noch die Einſeitigkeit der Richtung, welche die ſpaniſchen Kräfte zum Nachtheil der innern Fortbildung genommen haben, für das Reſultat eindringender Schwäche und geiſtiger Abmattung ausgeben. Allein forſcht man nach dem Grunde derſelben, ſo findet man dieſe in den geſchichtlichen Verhältniſſen letzter Jahrhunderte, im allgemeinen Gange der Entwicklung und keineswegs im Hinfall des ſpaniſchen

Volkes, im Erſterben ſeiner innerlich bildenden aus ſich ſchaffenden Lebenskraft.

Unſtreitig hat das Verhältniß zu Amerika nachtheilig auf die Entwicklung Spaniens eingewirkt; ebenſo wahr iſt es, daß die Kolonien weit entfernt, Holland und England in der heimiſchen Fortbildung aufzuhalten, dieſelbe vielmehr befördert haben. Das läßt ſich begreifen. Wie wenig die Entdeckung der neuen Welt auch dem Zufalle beizumeſſen iſt, an Spanien kam dieſe nur zufällig als etwas ganz Aeußerliches, Neues, Fremdes, nicht in der ſpaniſchen Entwicklung Bedingtes. Die innere Entwicklung ſelbſt aber führte Holland und England zu den Kolonien. Dieſe Verſchiedenheit erklärt Alles. Dort mußte der glücklich gewonnene Beſitz einer neuen Welt den Gang der heimiſchen Entwicklung ſtören; hier mußten die nur durch innern Aufſchwung errungenen Beſitzungen fördern und kräftigen. Man darf nicht vergeſſen, daß in demſelben Jahre, da Ferdinand, der Katholiſche, in Granada einzog und das letzte mauriſche Königreich auf ſpaniſchem Boden eroberte, Columbus die neue Welt entdeckte. Nirgends ſonſt reicht das romantiſche Mittelalter ſo tief wie hier in die neuere Zeit herein: lagen die beiden Ereigniſſe um vier Jahrhundert auseinander, ſo geſtaltete alles ſich anders; Spanien würde ſich innerlich weit kräftiger, für das damalige Gleichgewicht Europa's ungleich gefährlicher als es geſchah, entwickelt haben; aber alsdann würden wir auch heute nach einem ſpaniſchen Amerika vergeblich ſuchen.

Wie mannigfach ſich die innere Bildung, welche in die Tiefe geht, ſich auf Volksthümlichkeit, Glauben, auf die Friſche und Fülle des Geiſtes ſtützt, und die äußere Bildung, welche mehr auf die Elemente der Macht und Civiliſation ausgeht, ſich auch gegenſeitig unterſtützen und bedingen: in vielen Punkten laufen ſie getrennt, ja ſcheinen

ſie ſich einander aufzuheben. Faſt zu allen Zeiten herrſchte die eine oder die andere Richtung der Cultur vor; doch ſo, daß auf einer gewiſſen durch Einſeitigkeit gefährlichen Höhe der einen der Rückſchlag gegen die andere eintrat, und daß allgemeiner Rückgang niemals, vielmehr im Ganzen ſtets Fortſchritt bei ſcheinbarem Verkümmern einzelner Culturſeiten ſtattfand. Zeiten, in welchen die innere vorherrſcht, karakteriſiren ſich mehr als organiſche; die, in welchen die äußere vorherrſcht, als kritiſche Entwicklungsperioden. Wenn die eine Richtung die andere weit überhebt, erweckt häufig das Mißverhältniß ſelbſt, das ſtets krankhafte Erſcheinungen begleiten, durch Anfeuerung aller noch geſunden Geiſteskräfte zum Widerſtreben, den Gegenſchlag der andern. So findet ein beſtändiges Streben nach Gleichgewicht zwiſchen beiden ſtatt, das jedoch niemals vollkommen erreicht zu werden ſcheint. Je geſunder der Organismus eines Staats iſt, deſto weniger wird jenes Gleichgewicht in der Entwicklung geſtört, weil er die Gegenmittel in ſich ſelbſt hat; wo die Störung des Gleichgewichts aber dauernd wird, entſteht Gefahr. In Griechenland und in Deutſchland war im Allgemeinen die innere Richtung vorwiegend und dieß erzeugte Schwäche nach Außen: im römiſchen und ruſſiſchen Reiche hingegen die äußere Richtung; wie das römiſche Weltreich doch endlich in die innere Hohlheit unabwendbar zuſammenſinken mußte, ſo wird dieß Schickſal auch das ruſſiſche erreichen, verharrt dieß bei ſeinen einſeitig äußern Zwecken. In England erſcheint jenes Gleichgewicht am vollkommenſten, ſeine Entfaltung daher auch groß nach allen Richtungen; und dieß beſtätigt das Geſagte, in ſo fern ſich eben in ihm die römiſche Richtung nach Außen und die deutſche Richtung nach Innen vor allen andern Staaten am innigſten durchdringen.

Wenn im römiſchen Alterthum die äußere, formelle

Bildung der innern vorangeeilt war, so ist im Mittelalter bis zu den Kreuzzügen das Umgekehrte der Fall gewesen. Die einfachen, hohen christlichen Wahrheiten prägen sich auch den formell Ungebildeten tief ein und selbst das klassische Heidenthum reicht mit all seiner Schönheit nicht an die gotterfüllte Tiefe im Gemüthe und das todtüberwältigende Bewußtsein des gläubigen Christen. Gläubigkeit ist die Hauptmacht, die Ausbildung der Kirche das vorzüglichste Streben des Mittelalters bis zu den Kreuzzügen. Die äußere Cultur lag indessen völlig darnieder, Zustände der Sklaverei drohten wiederzukehren, Leibeigenschaft bei der Mehrheit, Arbeitsverachtung auf Seite der Herrn — die Gefahr der einseitigen Richtung, doch auch die Mittel der Abhülfe kamen zum Vorschein. Dieß in dem gläubigen Erglühen der ganzen Christenheit für die Befreiung des heiligen Grabes, wozu die erstarkte Kirche ihre Mitglieder aufrief. Die Kreuzzüge wurden die nächste Ursache eines allgemeinen Aufschwungs, es entstand für die äußere Culturentwicklung eine Periode mit so außerordentlichen Fortschritten, wie erst in der neuesten Zeit eine ähnliche begonnen hat: der Einzelnen eng gezogener Kreis des Wirkens und Leidens dehnte sich aus, in's Feld gemeinsamer Thätigkeit gerufen, wurden die Völker auf unzähligen Berührungspunkten unter sich und mit andern in Wechselwirkung gesetzt, ihr Gesichtskreis erweiterte sich: aus dem 200jährigen, lebendigen, auf vielen Wegen geführten Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande in Ideen, Meinungen, Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen quoll ein neuer Alles ergreifender und umgestaltender Zeitgeist hervor.

In Spanien blieb diese Richtung die längste Zeit vorherrschend, da es im eignen Lande den mahomedanischen und maurischen Gegensatz bis in das neuere Alter hinein zu bekämpfen hatte. Auch Deutschland blieb ein ähnlicher Gegensatz in den Preußen, Letten und später in den Türken nach

den Kreuzzügen übrig; nur mit dem mächtigen Unterschied, daß diese rohe Barbaren waren, während die spanischen Mauren vor allen damaligen Völkern reiche Culturblüthen getrieben und die Höhe der Entwicklung erreicht hatten, deren das arabische Mahomedanenthum fähig scheint. Aus diesem Zusammenstoße tiefer, christlicher Empfindung und maurischer Cultur entsprang die merkwürdige spanisch-romantische Literatur, deren Geist jenem entsprechend, mystisch-christlich ist, deren Formen aber lebhaft an die maurischen Einfassungen, Zierrathen, Arabesken, an die Säulenhallen, Moscheen und Alcasars, an die maurische Architektur und Kunst erinnern, deren prachtvolle Ueberreste noch heute das ganze südliche Spanien bedecken und schmücken.

Mit der Eroberung von Granada und der Entdeckung der neuen Welt hatte Spanien zu gleicher Zeit zwei große Aufgaben zu erfüllen, eine mehr innere und eine mehr äußere, von welcher jede für sich allein schon die größten Kräfte und Anstrengungen in Anspruch nahm und die es doch beide auf das glücklichste gelöst hat — ein Resultat, welches das europäische Vorurtheil gegen dieß Land von Grund aus zerstören sollte.

Zuerst hatte Spanien eine feste innere Consistenz, die Nationaleinheit zu gewinnen. Der innere Zusammenhang war nur noch ein loser, bewirkt durch Eroberung und Heirath, die verschiedenen Volkselemente gohren durcheinander und eine spanische Nazion existirte nicht. Alle diese Verschiedenheiten mußten innerlich verschmelzen und die fremdartigsten Stoffe entweder verdaut oder ausgeschieden werden (170,000 jüdische, 200,000 maurische Familien wurden aus dem Lande vertrieben); und bei dieser Ausscheidung alles Fremden, das sich zu Gunsten des ganzen Staatsorganismus der christlich-spanischen Richtung nicht anschließen mochte oder konnte, mußten noch weite, durch die langjährigen

Kriege verödete, ſonſt herrliche Länderſtrecken neu bevölkert und angebaut werden. Welche Kräfte erforderte ein ſolcher Bildungsprozeß, ein ſolcher Schöpfungsact! Die vorzüglichſten Triebfedern und Mittel dazu waren die caſtilianiſche Sprache und Literatur, die chriſtliche Kunſt, die Macht des Glaubens und der Kirche. Darum konnte auch die Reformation nicht die Oberhand auf der Halbinſel gewinnen; alſo nicht, weil deren Völker geiſtig abgeſtumpft, ſondern weil ſie eben in einer friſchen kräftigen Entwicklung begriffen waren, deren Gang reformatoriſche Zerwürfniſſe nur untergraben haben würden. Dieſer wichtige Umſtand, daß die Halbinſel von Reformationskriegen verſchont blieb, machte ſie vor allen andern Ländern geeignet, die äußere, durch die Kreuzzüge angeregte Richtung auf Verkehr und Ausbreitung aufzunehmen und bis auf ſpätere Zeiten fortzuſetzen, um ſie dann an andere Länder mit abzugeben; ſo daß ſie eines der wirkſamſten Glieder in der großen Kette von Ländern bildet, welche auf die äußere Weltgeſtaltung bedeutſamen Einfluß ausgeübt haben. — In Folge aber jener Durchführung des chriſtlichen Prinzips im ganzen Reiche und mit dieſem der ſpaniſchen Nationalität mußte nothwendig einerſeits die römiſche Kirche den feſteſten Boden im Lande gewinnen, andrerſeits die ſpaniſche Literatur und Kunſt einen hohen Aufſchwung nehmen. So trieb die caſtilianiſche Sprache und Poeſie jene Blüthen hervor, welche ſie zum ſpaniſchen Gemeingut machten, und bereicherte die Literatur mit Schätzen, welche Europa noch heute ſeinen größten Geiſteswerken beizählt; ſo ragten die gothiſchen Bauwerke über die Trümmer des mauriſchen Ruhms; ſo ſchlug die chriſtlich-ſpaniſche Malerei ihren Hauptſitz ſogar in Andaluſien ſelbſt auf, in den Hauptſtädten der altmauriſchen Herrſchaften, zumal in Sevilla und Cordova.

Der durch die Kreuzzüge aufgeweckte Verkehr, der

mächtige Aufschwung der Städte diesseits und jenseits des europäischen Mittelgebirges, die Fortschritte der Nautik, selbst der Verlust alter Handelsmärkte hatten zur Aufsuchung neuer Handelswege angereizt und endlich zur Entdeckung Amerika's geführt — der vielleicht folgenreichsten Begebenheit aller Zeiten, durch welche die Meere erst ihre Bedeutung als die großen Verbindungsmittel zwischen allen Völkern und Ländern der Erde erhielten, der Welthandel begründet und für die ganze menschliche Entwicklung eine überaus erweiterte, breitere Grundlage gewonnen ward. Allein diese gewichtigen Folgen der Entdeckung schwebten in Gefahr, um Jahrhunderte hinausgeschoben zu werden. Die rohen Türken hatten eben das griechische Kaiserthum über Haufen gestürzt und stürmten verheerend gegen Westen, die Levante war in Barbarei zurückgesunken, mit dem levantischen Handel zugleich die Blüthe und Macht der italischen Städte vernichtet, die germanischen Länder waren in Folge der heftigen Versuche zur Kirchenverbesserung gespalten oder zerrüttet. Da übernahm Spanien, das sich eben zu einem Ganzen consolidirt hatte, jenes wichtige Amt, den Völkerverkehr zu unterhalten, und belud sich mit der großen Mission, seiner zweiten Aufgabe, eine ganze neue Welt zu bevölkern und zu civilisiren.

Doch boten sich ihm für seine beiden Richtungen auch gewisse Punkte der Berührung und Vereinigung dar. Die Beseitigung des heimischen national-religiösen Gegensatzes führte nach Außen und die äußere Weltlage wirkte auf die einheimischen Tendenzen zurück. Spanien schritt über die Meerenge nach Afrika hinüber und verfolgte hier noch siegreich den eingedrungenen Feind des Christenthums. Schon früher hatte Portugal ähnliche Anstrengungen und große Fortschritte in Afrika gemacht. So stießen denn hier beide, die innere und die äußere Richtung zusammen, und gingen eine geraume Zeit mit einander fort, so daß, ward auch die

letztere die mächtigere, doch auch jene urſprünglich anti-mauriſche immerfort mitwirkte und ſich ſtets in der Ausbreitung des Chriſtenthums und der ſpaniſch-caſtiliſchen Nazionalität bekundete; was denn auch die Eigenthümlichkeit der ſpaniſch-portugieſiſchen Art zu koloniſiren, großentheils bedingt hat. Jener Beruf, das Hindringen der ſpaniſchen Nazionalkräfte nach der neuen Welt, mußte aber nothwendig Spanien von der alten allmählig entfernen, es verlor ſich gleichſam aus Europa nach Amerika; Europa aber rächte ſich für dieſe Entfremdung durch die Verachtung, welche es auf die Halbinſel als auf ein außereuropäiſches Land warf, indem es ſich mehr und mehr in der Anſicht beſtärkte, das, was nur die Folge der natürlichen Entwicklung war, ſei innere Schwäche und Erbärmlichkeit.

Während Spanien ſich faſt ausſchließlich mit der neuen Welt beſchäftigte, dahin ſeine Aufmerkſamkeit ging, ſeine Kräfte floſſen, mußte es nicht nur von der europäiſch-germaniſchen Bewegung ziemlich unberührt bleiben, ſondern auch ſeine innern Zuſtände mußten den Schein der Starrheit und Schwäche annehmen. Wie bemerkt, kann man England in dieſer Hinſicht mit Spanien nicht wohl vergleichen. Denn dort berührten und durchdrangen ſich die romaniſche und die deutſche Richtung jener Zeit — die eine in die Breite nach der neue Welt hin, die andere reformatoriſch in die Tiefe und auf den Geiſt wirkend — am erſten und innigſten, und bewirkten nach den heftigen Stürmen jenes ſchöne Gleichgewicht in der Entwicklung, das ganz Europa an England ſeit anderthalb Jahrhunderten zu beneiden und zu bewundern Urſache hat. Wenn die Römer Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo ſie von den Griechen überkamen, nicht in die Tiefe, ſondern in die Breite bearbeiteten, nicht in ſich erweiterten, ſondern nur ausbreiteten: ſo wird man noch weniger annehmen, die Spanier hätten in der neuen Welt eine höhere Anregung,

eine andere Aufgabe finden können, als ihre heimiſche Geſittung, wie ſie war, in dieſelbe zu verpflanzen. Das Vorhandene über die neuen weiten Länder auszuſtreuen, konnte ihr einziges Beſtreben ſein. Daraus folgt, daß, ſo lange jene Richtung vorherrſchte, die innere Entwickelung leiden mußte. Deutſchland und Spanien haben in einem und demſelben Zeitraume aus entgegengeſetzten Urſachen den Schein der Schwäche und Verſunkenheit auf ſich geladen — Dieß, weil es zu ſehr aus ſich hinaus ging, jenes, weil es ſich zu ſehr in ſich herein vertiefte —: Spanien, in deſſen Beſitzungen die Sonne nicht unterging, verlor Gibraltar auf eignem Boden, Deutſchland, das alle kirchliche Verhältniſſe umgeworfen hatte, verlor Provinzen an der Oſtſee und am Rhein. Als aber Frankreich ihre Unabhängigkeit antaſtete, da bewieſen beide auch zu gleicher Zeit, daß jener Schein getrogen und auf Verhältniſſen beruht hatte, die verſchwinden können und verſchwinden werden.

Spanien haben allerdings eine große Menge von Widerwärtigkeiten heimgeſucht. Auch war ihm das ſeltene Loos beſchieden, daß das, was ſeine Entkräftung in Europa bewirkte, ihm gemeinhin von der Welt als beneidenswerthes Glück angerechnet wurde. Die Entdeckung Amerika's, ſelbſt abgeſehen von den Kräften, welche ſie unmittelbar fortzog, war für die Halbinſel höchſt ungünſtig; eine Quelle, aus welcher ſie unausgeſetzt mit einem Siebe ſchöpfte, die Urſache ihrer ſteten Erſchöpfung, ein Schlund, der unerſättlich ſchien. Was empfing das Mutterland von den Kolonien zum Erſatz? Werthloſes Gold, welches das Uebel noch vermehrte. Das einlaufende Gold und die auslaufenden Arbeitskräfte, welche in der andern Hemiſphäre ergiebigere Hülfsquellen ſuchten und fanden, ſteigerten den Arbeitslohn in ſo hohem Maaße, daß die ſpaniſchen Fabriken mit denen der übrigen Länder nicht mehr zu concurriren vermochten. Damals empfing die

ſpaniſche Induſtrie einen Todesſtoß. Geſetze ſollten helfen, allein dieſe vergrößerten die Verwirrung; — man hatte noch keine hinlänglichen Erfahrungen für die erweiterten Verhältniſſe des Welthandels geſammelt. Jene großen Handelskriſen, die noch heute oftmals unwiderſtehlich einbrechen, erſchütterten damals die Halbinſel.

Das Merkantilſyſtem, welches unterdeſſen aufgekommen war, trat in unrichtiger Anwendung mit ſeinen heilloſen Wirkungen hinzu. Spanien und Portugal nahmen die neue Welt als ihr Eigenthum, als ihren Markt in Anſpruch, auf dem ſie allein erſcheinen durften. Was war die Folge dieſer Prohibitivmaßregeln? Sie trieben allen Landesverlag in den auswärtigen Monopolhandel, der Wenige auf Koſten der großen Mehrzahl bereicherte. Die europäiſchen Waaren, welche die ſpaniſchen Kaufleute allein, alſo mit großem Profit (das im ſüdamerikaniſchen Handel bevorrechtete Cadiz ſchickte $^3/_5$ ſeines Ertrages für Waaren nach England, Holland, Frankreich, und $^2/_5$ davon war reiner Profit) nach den Kolonien ausführen durften, wurden ihnen von andern Völkern zugeführt; ſie ſuchten ſie nicht einmal an den Orten, wo ſie erzeugt wurden, und nur um ſie wohlfeiler zu kaufen, gaben ſie concurrirenden Völkern gleiche Privilegien in ihren europäiſchen Häfen. (So hatten die hanſeatiſchen Städte die Freiheiten ſelbſt der niederländiſchen.) Mit jenem Profit glaubte man das Land zu bereichern, nemlich an Gold; allein für den fremden Gewerbfleiß ging, da das Inland auch kaufen mußte, immer mehr Geld aus dem Lande als einkam: da wurde die Ausfuhr des Goldes verboten, der Preis deſſelben im eignen Lande fiel natürlich und die Folge war, daß der einheimiſchen Induſtrie die Concurrenz nun völlig unmöglich ward. Der Feldbau wurde immer mehr vernachläſſigt, die Straßen und ſelbſt die Waſſerleitungen der Mauren in dürren Gegenden zerfielen, die Ciſternen verſchlammten.

Granada, wo der Boden 24fältig die Ausſaat erſetzt, mangelte oft des Brods. Die Seidenfabriken, die früher über 1½ Millionen Pfund verarbeiteten, und die Wollenmanufacturen verminderten ſich. Eine ſchlechte Verwaltung folgte der andern. Die Einfuhr roher Seide wurde verboten, ihre Ausfuhr aber und die Einfuhr verarbeiteter Stoffe erlaubt.

Auch die Wolle wurde bald nur ausgeführt. Die Schaafzucht war zu einem ſehr ergiebigen Zweige des Domanialertrages gemacht worden. Fünf Millionen Schaafe durchzogen Jahrhunderte lang in großen Heerden das Land, der vierte Theil des Ertrages (24 Reales für ein Schaaf) gehörte dem Könige; über 100 Stunden weit zogen die Heerden vom Ebro und Duero in die Weiden des Südens, ein wenigſtens 90 Fuß breiter Raum war zwiſchen Feldern für ſie offen — wie ſollte der Landbau dabei gedeihen! Die Alcavala war die große Steuer von 10 Procent auf alle Producte; der Salzhandel gehörte dazu; Salzgruben ſind zerſtört worden, um den Preis hoch zu halten. Unterdeſſen beſchäftigte ſich der königliche Hof und Rath mit der Frage: ob dem Apoſtel San Jago das Patronat von Spanien abzunehmen und etwa der heiligen Thereſia zu übertragen ſei; unter Felipe V. ward entſchieden, es ſolle dem heil. Ap. Jacobus verbleiben, nach ihm dem heiligen Januarius.

Die Kolonien ſeufzten unter dem drückenden Verwaltungsſyſtem. Sie hatten nicht einmal Handelsrechte unter ſich, viel weniger mit andern Ländern; Niemand durfte Manufacturen oder Fabriken errichten; ſelbſt der Anbau des Bodens wurde gelähmt, ja, angepflanzte Diſtricte aus Verblendung wieder verheert; Wein durfte nicht gebaut, nur aus Cadiz und Malaga bezogen werden. Die Repartimientos (Waarenvertheilungen), die Mita (Aushebung für die Minen) drückten die Kolonien. Auch Intoleranz ſchadete viel; außer Landesreiſen, ſich verheirathen ohne höhere Erlaubniß war

verboten. Das Tabaksregal brachte der Krone Portugal allein 2,700,000 Thaler ein. Tabaksblätter, die man in Brasilien zu 2 Gr. kaufte, wurden nach Lissabon gebracht, dort verarbeitet, wieder zurück nach Brasilien verschifft und hier zu 2 Thaler das Pfund verkauft. Im staatswirthschaftlichen Wahnsinn brannte man Wälder von Färbeholz nieder.

Die Leitung der höchsten politischen Interessen und Geschäfte lag durchschnittlich in nicht bessern Händen als der Staatshaushalt. Nach Karl V. und Philipp II. ward Spanien nicht wieder mit einem kräftigen Regenten gesegnet; gewöhnlich folgte nur immer eine schlimmere Regierung: sieht man die Porträts der spanischen Könige der Reihe nach wie sie aufeinander folgen, so fühlt man sich von dem merkwürdigen Umstand getroffen, daß die Köpfe von dem kraft- und geistvollen Zügen Karls I. an mit jedem folgenden matter, ausdrucksloser, mehr verschwimmend und schwulstiger werden. Dieß Unglück ist bis auf einen gewissen Punkt eben aus der damals vorwiegenden spanischen Richtung erklärlich. Der König blieb dem Schauplatz, auf dem die Nationalkräfte sich versuchten, stets fern, er befand sich außerhalb der Bewegung und mochte mit dem Hofe und den Reichsgranden immer tiefer einschlummern — Niemand störte ihn, der weite Ocean wogte zwischen ihn und den Thaten seines Volkes. Die Unterthanen auf der andern Halbkugel aber bewahrten dem fernen Könige, der sie niemals kränkte, eine um so treuere Anhänglichkeit. Das erklärt Vieles in der neuern Geschichte Spaniens. Ueberall, wo die Entwickelung im Innern schlummert, nicht die Geister übt und anstrengt, wird der Monarch mit dem Hofe allgemach in sorglose, weiche Ruhe sinken, je länger desto tiefer; und der Uebelstand ist dabei nur für den Thron, daß wenn die Nationalkräfte wieder in der Nähe sich regen und bewegen, streben und stürmen, dann seine geschwächten, verwöhnten

Stützen angefault ſind und wanken, wo ſie nicht über Haufen ſtürzen; für das Volk aber, daß die Nationalintereſſen durch den trägen Hof vernachläſſigt werden.

Während ſolchermaßen Nullitäten das ſpaniſche Staatsruder führten, ſahen andere Staaten weiſe Regenten oder große Staatsmänner an der Spitze der Verwaltung. Heinrich IV. und ſein Freund Sully arbeiteten in Frankreich für das Aufkommen der Induſtrie und beſonders der Landwirthſchaft, legte Häfen, Kanäle, Landſtraßen an; ihren Fußtapfen folgten Richelieu, Colbert u. ſ. w. Holland ward zu einem großen Denkmal menſchlichen Fleißes. Die Erzeugniſſe beider Indien floſſen ihm zu, theils durch Schleichhandel, theils durch Umſatz in Cadix und Bilbao von Waaren. Englands Wohlſtand erhob ſich zuſehends unter Eliſabeth's ſicherer Regierung; die Bevölkerung ſtieg, wie der Ertrag der Wachtungen und das Taglohn; Vertheilung der Gemeindegüter verbeſſerte den Feldbau; der Handel begann mit der Schifffahrt zu blühen und bildete in der Küſtenfahrt die Keime einer mächtigen Flotte.

Cromwell's Schifffahrtsacte brachte den ganzen engliſchen Seehandel, der vorzüglich in holländiſchen Händen war, an engliſche Schiffe; eine große Maaßregel zur rechten Zeit. Nach der Revolution (der zweiten Vertreibung der Stuarts) erhöhte ſich die Ausfuhr in einem halben Jahrhundert um das Hundertfache. Die engliſche Politik, Gleichgewicht unter den Continentalmächten aufrecht, den großen Handel für die Hauptquelle aller Macht zu halten, begann mit dem ſtaatsklugen Wilhelm von Oranien. Auf vortheilhafte Handelsverträge und nützliche Friedensſchlüſſe ward ein Hauptaugenmerk gerichtet. Der Frieden von Utrecht (1713), welcher auf den ſpaniſchen Erbfolgekrieg folgte und in dem die Miniſter zuerſt über Colonien und amerikaniſche Intereſſen tractirten, begünſtigte England am meiſten. In der That,

es war nur sein eigener merkantilischer Vortheil, daß es Spanien die amerikanischen Besitzungen und den Alleinhandel mit denselben gewährleistete, ja, daß es diesen zur ausdrücklichen Bedingung im Friedenstraktate machte. Die kurzsichtigen Staatsmänner an dem für große Nationalinteressen schläfrigen Hofe zu Madrid glaubten aber damit die vortheilhaftesten Stipulationen gemacht zu haben, wiewohl sie nur bewirkten, daß Spanien nach wie vor der Seemächte bequemer Markt, der Aufschwung seiner einheimischen Industrie unmöglich blieb. Schon 1703 war von England mit dem portugiesischen Hofe der Vertrag geschlossen, durch welchen die Begünstigung der portugiesischen Weine in England, die diesem allein zu Gute kam, gegen den freien Vertrieb englischer Wollenmanufacturen in Portugal festgesetzt ward und so die Portugiesen durch die Unklugheit ihrer Regierung gleichsam Englands Pächter wurden. Auch der Handel mit Brasilien bereicherte nur diejenigen, welche den Transport, so wie die Schleichhändler, mit Waaren bezahlten: das brasilische Gold ging nur durch die portugiesischen Hände, ohne irgend einheimischen Gewerbfleiß zu befördern. Alle diese Umstände setzten Englands Manufacturen und Flotten auf Kosten der spanischen und portugiesischen in unaufhörliche Thätigkeit. Die holländisch-englische Politik, weil sie eben aus dem Aufschwunge und dem Bedürfniß ihrer Völker hervorgegangen war und die ganze Thatkraft derselben hinterher drängte und spornte, übersah bei weitem die portugiesisch-spanische Politik, die anfangs, da der Nation der weiteste Spielraum gegeben ward, sich mit mehr Willkühr gestaltend, dann dem Interesse weniger dienend, sich allmälig immer tiefer in Vorurtheilen verwickeln und das Land immer mehr bedrücken mußte.

Eine andere gewichtige Ursache der Schwäche Spaniens beruhte auf gewissen kirchlichen Verhältnissen. Dem Prote-

ſtantismus gegenüber trat in der römiſchen Kirche eine innere Bewegungsloſigkeit ein, welche nachtheilig auf die Zuſtände der Halbinſel zurückwirkte. Die Staaten, welche im Innern zuerſt einen wichtigen Schwung nahmen, waren proteſtantiſche, zumal ſolche, in welchen, wie in Holland und England, die reformatoriſch-deutſchen Tendenzen mit der neuen Richtung auf den Welthandel zuſammenſchlugen. Ueberall hatte die Aufhebung vieler Feiertage, des Cölibats und der Klöſter großen Einfluß. Der Geiſt der Freiheit, welcher in den Reformatoren waltete, ſchloß auch den Geiſt der Wirthſchaftlichkeit und Sittenſtrenge in ſich. Die reformirten Städte in der Schweiz, mit Rath und Wille ihrer Zünfte und Landleute, verwarfen ein Bündniß mit Frankreich, verboten alle fremde Kriegsdienſte und beſtraften die am Leben, welche Penſionen genommen hatten. Bevölkerung und Wohlſtand gewannen dabei. Die Lutheraner brachten Sachſen auf einen Grad von Flor, deſſen ſich kaum ein anderes deutſches Land geraume Zeit erfreute. Ueberhaupt blühten, wenn auch nicht Plaſtik und Malerei, beſonders Künſte des Gewinnes und ernſte Wiſſenſchaften unter den Proteſtanten. Die katholiſchen Staaten waren der Hinſicht in offenbarem Nachtheil. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts genoß der Klerus in Frankreich für ſich allein $^2/_5$ der Güter und Reichthümer des Königreichs. Die Kirchenleute hatten ein wahres Syſtem von Geiz angenommen und ließen nur einen geringen Theil ihrer baaren Einkünfte wieder aus der Hand. Die Revenüen der Kapitel und geiſtlichen Corporationen gingen in Silberwerk, Edelgeſteine und andern Schmuck für den Gottesdienſt über. Der Reichthum der Kirchen und der einzelnen Geiſtlichen wurde von unermeßlichem Werthe geſchätzt, während das Volk das wenige baare Geld, ſo es im unentwickelten Handel mit Mühe einnahm, meiſt an Abgaben an den Staat und an Zinſen bezahlen mußte. Frankreich zählte

über 100 Bisthümer, einschließlich 18 Erzbisthümer, und ohne die Priorate an 740 Abteien. Die Widerrufung des Edikts von Nantes, entsprechend den spanischen Vertreibungen, störte die Fortschritte unter den Verwaltungen eines Sully, Richelieu, Mazarine, Colbert; achtmalhunderttausend der fleißigsten französischen Bürger brachten Fleiß und Reichthum nach Holland, Brandenburg, England; Berlin und Cassel blühten davon auf. Während die protestantischen Staaten ihren materiellen Wohlstand, ihre Bevölkerung und Macht hoben und die vielen Güter der geistlichen Körperschaften wieder beweglich machten, fand das Umgekehrte in Spanien statt: hier vermehrte sich die Zahl der Geistlichen und Klöster und immer mehr von Gütern kam in todte Hand. Dieß währte bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sich der Umschlag kundgiebt. Zu einer Zeit war fast der 30ste Theil der Volksmenge in der katholischen Welt geistlich, in Spanien lange Zeit der 35ste. Von den 4 Millionen Bewohnern von Neapel und Sicilien waren über 100,000 geistlich, $^2/_3$ des Landesertrags in der letztern Hand. Unter den 2,600,000 Menschen im Staat Venedig fanden sich 47,000 Geistliche mit 129 Millionen Einkünfte. Auch die coccejische Theorie nach einem Canon, daß die Könige, als ewig Mündlinge, Krongüter, wenn sie auch längst veräußert sind, immer wieder an sich ziehen können, trug dazu bei, in den reinen katholischen Monarchien lange Zeit den Landbesitz und Landbau zu erschüttern.

Alle diese Verhältnisse nahmen indeß gegen Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine günstigere Wendung in Spanien, nemlich in dem Zeitpunkte, wo es seine Mission in Amerika der Hauptsache nach erfüllt hatte und die spanischen Nationalkräfte sich hinwiederum dem Mutterlande mehr und mehr, doch sehr allmälig, zuwendeten. Dieß Factum ist daher noch eine neue Bekräftigung meiner oben

entwickelten Ansicht, daß es Spanien nimmer an Kraft gefehlt, diese nur eine lange Zeit hindurch eine außereuropäische Richtung genommen habe. Bevölkerung, Wohlstand, Regsamkeit nehmen hier wieder zu: ohne Kolonien und Inseln zählte Spanien im Jahr 1723 noch nicht ganz 8 Millionen Einwohner, während seine Bevölkerung, unter den Mauren 18 Millionen soll erreicht haben; aber 1788 schon 10,280,000 und 1834 bereits wieder an 14½ Millionen! Von 1788 bis 1830 ist die im Ackerbau beschäftigte Menschenzahl von 7,600,000 auf 8,700,000 angewachsen; die der Industriellen von 1,300,000 auf 2,200,000; die der Städtebewohner von 2,032,000 auf 2,532,000; die der Landbewohner von 8 Millionen auf 11½ Millionen; die Zahl der Grundbesitzer hat bedeutend zugenommen, die der Proletarier sich vermindert. In Bezug auf den Zustand der Kirche und Geistlichkeit giebt folgende Tabelle Aufschluß.

Spanien hatte	i. J. 1788	u. i. J. 1830:
Erzbischöfe	8	8
Bischöfe	44	44
Bischöfe in partibus . .	7	7
Würdenträger	700	650
Canonici	1700	2300
Pfarrer	22,268	19,480
Kapellane, Assistenten ꝛc.	72,300	50,000
Eremiten	1500	1300
Inquisitoren	8000	—
Mönche	69,000	50,000
Nonnen	32,000	27,000
Hauptkapitel	58	61
Stiftskirchen	117	114
Kirchspiele	20,000	18,972

Mönchsklöſter	2,050	1,925
Nonnenklöſter	1,081	1,075
Kommend. der 4 Ritterorden	193	—
Abteien	25	2 für Frauen.

Im Jahr 1740 hatte Spanien 250,000 Geiſtliche und zwar 1 auf 36 Einwohner; 1788 nur noch 207,000 Geiſtliche, 1 auf 57; 1830 alle klöſterliche mitgerechnet, 160,000, alſo 1 nur auf 87 Einwohner. Heute, nach Aufhebung der Klöſter, iſt die Zahl der Geiſtlichkeit im Vergleich mit 1830 auf die Hälfte zurückgeführt. Im Jahr 1803 wurde der Grundbeſitz in Spanien auf 12 Milliarden und 500 Millionen Franks geſchätzt, wovon damals noch das geiſtliche Eigenthum allein 3 Milliarden und 125 Millionen, das der Krone aber nur 600 Millionen Franks betrug. Das geiſtliche Eigenthum hat jetzt bekanntlich der Staat an ſich genommen; ich will dieſe Handlung nicht durchaus rechtfertigen; aber gewiß iſt, daß dem Lande daraus große Vortheile erwachſen können. Der Klerus war im alten Spanien übrigens nicht von Abgaben an den Staat frei, wie man häufig glaubt, vielmehr bezahlte er unter verſchiedenen Titeln bedeutende Summen: die **Tercias reales** und **Novenos** (⅑ von den Zehnten und Penſionen), die **Mesadas** und **Media annata** (das Einkommen von einem oder ſechs Monaten bei Verleihung von den Beneficien, die oft auch vacant blieben), eine beſtimmte Subſidie, ein freiwilliges Geſchenk (**Excurato**) in Allem 1791 noch 9 Millionen, 1822 noch nur 6,400,000 Franks von einer jährlichen Einnahme, die man auf 227 Millionen Franks ſchätzte. Mit dieſer enormen Einnahme, auch wenn ſie ſich durch Abſchaffung der Zehnten ſehr verringert, könnte der Staat gewiß nicht bloß die Kirche, ſondern auch alle Schulanſtalten des Landes auf das reichlichſte ausſtatten. *

* Man iſt mit den Klöſtern barbariſch umgeſprungen, ja theilweiſe ſind ſie durch die Wuth des Volks zerſtört worden. Man tadelt dieß mit

Dieſe wenigen Zahlen beweiſen hinreichend, daß Spanien nichts weniger als im Verfall iſt. Bei allen Widerwärtigkeiten, bei allem Druck und Ungemach, das auf ihm laſtete, bei allen äußern Einflüſſen, die es behemmten, bei der unausgeſetzten Entziehung ſeiner beſten Kräfte durch die Kolonieen, hat ſich die Halbinſel in den letzten hundert Jahren, wenn auch langſam, doch bedeutend und in immer beſchleunigterm Maaße wieder emporgehoben. In dem Zeitraum, während deſſen man die Spanier in Lethargie verſunken wähnt, haben ſie nicht nur im Innern Einheit und Nazionalität, eine herrliche Kunſt und Literatur errungen, ſondern auch nach Außen das ganze ſpaniſche Amerika aus ſich herausgeboren. Welche andere Nation hat in dieſem Zeitraume Größeres aufzuweiſen? Und wie, ſollten die Kräfte, welche zerſplittert, verpflanzt, geſchwächt, eine neue Staatenwelt ſchufen, jetzt wieder auf der ſchönen Halbinſel vereint, wach, fortſtrebend, thatendurſtig nicht auch fernerweit Bedeutendes ſchaffen, wirken und geſtalten? Sollte die ſpaniſche Nation, nachdem ſie

Recht; doch liegt die Schuld zum Theil auch an ihnen ſelbſt. Martinez de la Roſa hatte am 24. April 1834 die Bildung einer geiſtlichen Junta decretiren laſſen, um Vorſchläge zur Reform der Klöſter und Weltgeiſtlichkeit zu machen. Dieſe Junta forderte ſämmtliche Klöſter auf, ein Verzeichniß ihres Perſonals und ihrer Einkünfte einzureichen. Viele Biſchöffe und Ordensobern remonſtrirten, und nach 15 Monaten hatten von 27 Orden 15 gar keine oder nur lückenhafte Berichte erſtattet. Die Dominikaner, welche 221 Klöſter inne hatten, gaben nur die Einkünfte von 148 an; die Hieronymiten, der reichſte Orden in Spanien, und die Jeſuiten, nächſt jenem der begütertſten, ſchwiegen ganz über ihr Einkommen. Das brachte ſelbſt die Gemäßigten gegen die Klöſter auf. Als dieſe nun vollends entſchieden Partei für Don Carlos ergriffen, mußte die Regierung der Selbſterhaltung willen energiſche Maaßregeln gegen ſie ergreifen. Das iſt gerade das Unglück: die Behauptung der Irreformabilität ſowohl von Seiten des Despotismus als der Kirche in Spanien; denn der Angriff auf die Klöſter iſt ein Angriff auf die Kirche ſelbſt, da das Kirchenrecht der Hierarchie unbedingtes Eigenthumsrecht über ihre Güter gibt. So wurde ein Spiel verſucht um Alles oder Nichts. Einſt war es anders, da die Reform in der Kirche noch mitunter vom Oberhaupte ſelbſt ausging.

in der neuen Welt ihre große Aufgabe glücklich erfüllt hat und ſich ſelber und Europa zurückgegeben worden iſt, nicht in kurzer Zeit hier wieder den alten Rang, den alten Ruhm behaupten? Darnach ſtreben die Spanier von einem Meere zum andern, von den Pyrenäen bis zur Sierra nevada. Ihrem Vaterlande eine würdige Stellung in der Staatenlinie erſter Größe zu erringen: darin fühlen ſie alle miteinander gleich und einig, es iſt ihre Leidenſchaft geworden. Wir werden in Folgendem ſehen, in wiefern die vorhandenen Hülfsquellen und Kräfte Spanien zu der Hoffnung berechten, das erſehnte Ziel zu erreichen.

Zweites Kapitel.

Nazionalität, Glauben und Kirche in Bezug auf die Macht Spaniens.

Die Nazionalität ist die erste und älteste Quelle der Macht. In ihr liegt eine unermeßliche Naturkraft, aus welcher die Völker Leben und Dauer schöpfen. Sie trägt den Urstoff und den Urkern der ganzen Entwickelung, aus ihr quillen die Säfte für den Organismus der Staaten, sie ist der Sitz ihres Lebens, ihr Herz, die letzte Zuflucht, der letzte Rückhalt im Sturm der Zeiten, ihre Hülfsquellen sind unerschöpflich. So lange der Geist und das Wesen, wie es sich an Sprache, Karakter, Sitten und Kultur eigenthümlich offenbart, nicht völlig entkräftet und zerrüttet sind, so lange auch sterben Nazionen nicht. Welche Veränderungen im Strom der Zeiten um und vorgingen, es blieben im Grunde doch die alten Völker und das Neue, Aufgedrungene wurde unmerklich durch die alte Volksthümlichkeit wieder verdrängt. Die neueste Zeit ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich und nöthigt uns, die Macht der Nazionalitäten für die erste, tiefste, unbesiegbare anzuerkennen. Wenn ein Volk Alles, das ihm von menschlicher Hand genommen werden kann, verloren hat, in der bewahrten Nazionalität findet es die Mittel, auch Alles wieder zu erlangen. Im Orient sehen wir den merkwürdigsten Prozeß vor sich gehen: nach mehrhundertjährigem Druck stehen die zerrissenen, durcheinander geschleuderten

Volksstämme wieder auf, scheiden sich und suchen sich wieder zu einem neuen Leben: schon ist Griechenland wiedergeboren, die alten Wurzeln treiben in dem gereinigten Boden neue Keime hervor; fast freie Völker bewohnen Serbien, die Moldau und Wallachei. Noch einige Zeit zur Näherung, zur festen Anschließung an sich selber und intensiver Durchgestaltung der Volksthümlichkeiten im türkischen Reich, und das Aufwallen der Naturgewalt, welche in ihnen schlummert, wird aus der Herrschaft der Osmanli eine neue Staatenreihe hervorrufen. Polen hat die Nazionalität Wunder verrichten lassen und so lange es sie bewahrt, ist es nicht verloren. Wie nicht bloß der Erhaltung, sondern auch dem Aufschwung und der Größe der Staaten die Kraft der Nazionalität diene, zeigen Frankreich, England und andere Länder. Die thatkräftige Erhebung des französischen Volkthums führte Napoleon siegend nach Moskau und das Aufstürmen der übrigen europäischen Nazionalitäten schlug ihn auf die Felsen von St. Helena zurück.

Die großen Staaten miteinander vergleichend, wird man Spanien hinsichtlich der Macht der Nazionalität vor keinem andern zurückstehend finden. Die verflachende, die Persönlichkeit schwächende, alle Volkthümlichkeiten, welche dem großen Weltgemälde doch eben Farbe, Glanz, Ausdruck, Bewegung verleihen, anfressende Tendenz der Weltbürgerei hat die spanische Nazion kaum, vielleicht von allen europäischen am wenigsten, angehaucht: in jedem Spanier wohnt auch spanischer Geist, der spanische Karakter. Hier ist noch Alles nazional, von der Sprache bis zum Tanz und Gange, von Sitte und Gewohnheit bis zur Tracht. Von welcher Seite man auch in das Land eingehe, sogleich erblickt man die spanischen Gesichtszüge, stößt man auf das Eigenthümliche und Frische, auf die Stahlkraft und Fülle des spanischen Volklebens; nirgends auf den Affen fremder Moden und Sitten.

Zu keiner geſchichtlichen Zeit war in ſpaniſchen Landen eine Nazionalität ſo feſt begründet als gegenwärtig. Zuerſt erblicken wir auf der Halbinſel Iberer (Cantebarer), Kelten und aus beiden gemiſchte Keltiberer; zugleich an der Küſte des Mittelmeers im damaligen Tarſis (Weltende) Niederlaſſungen der Phönizier, für welche das an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, auch bereits an feiner Wolle reiche Land eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums war. Auf den Balearen und in Catalonien ließen ſich Griechen nieder. Phöniziens Erben wurden die fleißigen Karthager und dieſen folgte auf der Halbinſel das Schwert, das Geſetz und die Civiliſation der Römer nach faſt zweihundertjährigem Kampfe. (Spanien gab Rom hinwieder berühmte Herrſcher und Schriftſteller — einen Trajan, Adrian, Antonin, Marc-Aurel, Seneca, Martial und Andere mehr.) Dann veränderte mit Anfang des 5ten Jahrhunderts die Völkerwanderung Alles; die Vandalen ſetzten ſich in Bezien (Andaluſien), mit ihnen die Sueven in Luſitanien und die Alanen im öſtlichen Spanien. Ihnen folgten auf der Ferſe die edlen Weſtgothen, welche im Jahr 582, als die Sueven völlig unterworfen waren, die ganze Halbinſel beherrſchten, unter einem Haupte. In der Schlacht von Xeres de la frontera (711) verlor der Gothen König Roderich Thron und Leben; nun überflutheten die fanatiſchen Bekenner des Islam von ſehr verſchiedener Abſtammung ſiegreich die Halbinſel und pflanzten den Halbmond auf alle Zinnen. Die Sieger begünſtigten überdem die Juden, von welchen die Weſtgothen unverſöhnlich gehaßt wurden; auch kamen noch immer neue, afrikaniſche und ſyriſche Völkerſchaften über die Meerenge wie fränkiſche Ritter mit ihrem Troß über die Pyrenäen. Wie vielen verſchiedenen Völkern und Raçen bildete Spanien alſo der gemeinſame Tummelplatz! Eine Menge Herrſchaften auf beiden kriegführenden Seiten

zerſpaltete das Land. Im Ganzen drückte der chriſtliche Norden immer nachhaltiger, gewichtiger auf den mahomedaniſchen Süden. Endlich nach vielhundertjährigen Kämpfen, die faſt nicht minder in Galanterie, in Kunſt und Wiſſenſchaft, Heirath, Verkehr und Pracht als mit dem ritterlichen Schwerte geführt wurden, fand ſich Spanien wieder unter einem chriſtlichen Haupte vereinigt. Aber die eine ſpaniſche Nazionalität hatte noch lange nicht die ganze Bevölkerung durchdrungen und verſchmolzen, ob man auch an drei Millionen Juden und Mauren bei wiederholten Gelegenheiten (die letzte große Expulſion in der Mitte des 17ten Jahrh.) zum Lande hinaustrieb. Deſſen bedurfte es noch viele Zeit und Anſtrengungen. Jetzt aber iſt das Ziel erreicht; die ſpaniſche Nazionalität hat ſich bereits im ganzen Lande auf das herrlichſte bewährt, damals nemlich als gegen den äußern Feind ein inſtinctives Kriegsgeſchrei die ganze Halbinſel durchfuhr und gleicher Haß gegen die fremden Unterdrücker, gleicher Schwung, gleiche Begeiſterung in allen Spaniern glühte, an der Meerenge von Gibraltar wie am Kap Finisterrä oder auf dem Kamme der Pyrenäen und an allen Punkten zugleich ſich die Guerillas zum Freiheitskampfe rüſteten.

Forſchen wir nach natürlichen Garantien für die Erhaltung der ſpaniſchen Nazionalität, ſo finden wir deren viele und in keinem Lande ſonſt größere. Spanien hat nur einen Nachbar, keinen natürlichen Feind, und viele durch gemeinſame Intereſſen ihm befreundete Staaten. Von dem Nachbar ſcheidet es eine mächtige, gegen ihn ſteil abfallende Gebirgswand mehr ab, als die es umfluthenden Meere von andern Ländern; deshalb iſt es keinen einſeitigen Einflüſſen von Außen ausgeſetzt, alle Handelsnationen haben gleich bequemen Zugang zu den ſpaniſchen Gränzen und ihre nützlichen Einwirkungen neutraliſiren ſich ſo am leichteſten. Frankreich gehört überdem zu den Staaten, deren größte

Stärke in der Nazionalität beruht und die darum vorzüglich auf die innere Entwicklung (nicht auf Erweiterung nach Außen) und auf eine nazionale, d. h. erhaltende Politik hingewieſen ſind. Das politiſche Prinzip, ſowie das Intereſſe zwingen ſolche Staaten, immer wieder auf dieſe zu ihrer eigenen Sicherung zurückzukommen, wie weit ſie zu Zeiten auch davon abirren mögen. Jeder Staat, der, wie Rußland, in Wahrheit eine antinazionale, d. h. erobernde Politik verfolgt, kann nur damit enden: entweder er ſchwindet als ein ſolcher, der ſich mit der Selbſtſtändigkeit und dem Aufſchwung der andern nicht vertragen kann, allein aus der Staatenreihe oder er reißt alle übrigen Staaten mit in ſeine Bahn und endlich in ſeinen Untergang hinein. — Uebrigens zeigt ſich auf der ſpaniſch-franzöſiſchen Gränze die Stärke des Volkselements zu Gunſten Spaniens.

Ueberhaupt ſcheint unter den romaniſchen Nazionalitäten die ſpaniſche auf der breiteſten Grundlage zu beruhen. Außer der Halbinſel hat kein romaniſches Land durch Koloniſation einen ſelbſtſtändigen Staat erzeugt; Frankreichs ferne Niederlaſſungen ſtehen alleſammt längſt unter germaniſchem Einfluſſe, und ſelbſt Algerien vor ſeinen Thoren iſt noch zweifelhaften Beſtehens. In dem großen Verhältniß europäiſcher Ausbreitung vertritt Spanien das romaniſche wie England das germaniſche und Rußland in der nördlichen Hälfte Aſiens das ſlaviſche Europa. Spanien ſteht alſo an der Spitze der romaniſchen Welt, wenn auch nicht des romaniſchen Europa, und es behauptet in dieſer Hinſicht ſeinen Rang unter den erſten Repräſentanten der drei großen Völkerfamilien. Das ſpaniſche Amerika und Spanien müſſen auch der That nach in der innigſten Wechſelwirkung bleiben; die Entwicklung im Einen kommt dem Andern zu Gute: was dieſſeits oder jenſeits des atlantiſchen Meeres der Geiſt hervorbringt, was nur Sprache und Literatur,

Kunſt, Wiſſenſchaft und das Leben bereichert, das fördert und hebt überhaupt das ſpaniſche Volksthum. Auch unterſtützt das eine das andere in allen nazionalen Entwürfen, Anſtalten, Unternehmungen bis zum Druck und Abſatz eines Buches herab. Dieſe kräftigenden Wechſelwirkungen müſſen aber in einem um ſo höhern Grade ſtattfinden, je größere Fortſchritte die Nautik und Dampfſchifffahrt machen und je mehr ſich die Geſtade des atlantiſchen Stromes dadurch nähern.

Auch in Bezug auf die Sprache allein genießt die ſpaniſche Nazionalität vor den übrigen romaniſchen Vorzüge. Nicht bloß, daß ſie die kräftigſte, reichſte, ſchönſte unter ihnen iſt, ſondern mit ihrer Kenntniß findet man ſich auch im größten Theile von Amerika und in Weſtindien zurecht. Ferner ſpricht man an der Küſte von Nordafrika in den Handelsverbindungen die ſogenannte **lingua franca**, ein corrumpirtes Spaniſch mit $^{11}/_{12}$ ſpaniſchen und $^{1}/_{12}$ arabiſchen Wörtern, und wenn in den ſpaniſchen Comödien Afrikaner mit Spaniern eine Zunge reden, ſo iſt das keine Unwahrheit. Derartige **linguae** finden ſich in der Handelswelt mehre vor: in Vorderindien ein verdorbenes Portugieſiſch, in Hinterindien malayiſch, in Kleinaſien ein ſchlechtes Italieniſch. Daran erkennt man die Jahrhunderte alten Einflüſſe und Richtungen der Völker. Günſtig ſind ihr auch die Verhältniſſe des eigenen Bodens und Klimas. Wenn ſich das Meer um einige hundert Schuh höbe, würde die Halbinſel zum Eiland. Mit ihrer ſchönen, ſichern, militäriſchen Lage kann höchſtens ihre günſtige maritime verglichen werden. Kein anderes Land eignet ſich wie ſie zur hartnäckigſten Vertheidigung. Eine Hauptangriffsſchranke ſcheidet ſie von Frankreich, andere durch die Natur kaum minderfeſte durchziehen das Innere des Landes, jede bildet einen neuen, natürlichen Wall, ein großes Bollwerk; zwiſchen ihnen liegen die offenern Schauplätze des Krieges, doch jedem Feinde gefährlich, der nur

herrſcht, wo er ſteht. Dieſe Naturverhältniſſe entſprechen überdieß dem Volkskarakter, und bilden eine neue Gewähr. Darum dauerten alle Kriege auf ſpaniſchem Boden ſo lange, ſind ſie ſo hartnäckig und zähe, tragen ſie alle den Karakter von Nationalkriegen an ſich. Die hohe Lage, ſowie die Sierren mäßigen und verſtrengen das Klima, ſchützen vor den afrikaniſchen Winden und Einflüſſen, kräftigen und ſtählen die Leiber, erhalten das Friſche der ſpaniſchen Natur. Im äußerſten Süden läuft ſchützend die Sierra nevada, die höchſte Bergkette Spaniens, an deren Fuße das Meer brandet, und das ſüdlichſte Gebiet Europas, Andaluſien, hat ein ſehr mildes Klima. So vereinigen ſich alle Verhältniſſe, natürliche, nachbarliche, geſchichtliche, zur Befeſtigung und Kräftigung der ſpaniſchen Nazionalität.

Das ſpaniſche Volk ſchwellt noch friſche Jugendkraft: wenn es neue Staaten aus ſich gebar, der Zeugungsact hat es nicht gealtert; daß es dieſen ſeinen Stempel aufdrückte, und die Kinder dem Vater ähnlich ſehen, iſt vielmehr ein untrüglicher Beweis ſeiner Kraft. Es iſt im bewußten, ungeſchwächten Beſitze der ganzen Macht, die ein Staat aus ſeiner Nazionalität ſchöpft, und ſteht hinſichtlich ihrer unter den Staaten in erſter Linie; auch keine Ausſicht auf Schwächung derſelben iſt vorhanden, in keiner Weiſe erſcheint ſie gefährdet, kein Zeichen ihres Verfalles iſt zu entdecken, wohl aber die Andeutung, daß ihr hoher Aufſchwung und reiche Entfaltung bevorſtehen.

Die Macht des Glaubens wurzelt am tiefſten im Gemüthe der Menſchen; denn das Verhältniß zu Gott iſt das erſte und höchſte, iſt dasjenige, welches alle andern überdauert. Der Glaube führt zu einer Feſtigkeit, die unerſchütterlich iſt, und die alle Zeitlichkeiten, menſchliche Einſicht, Fürſorge und

Speculation nicht überwinden. Die Geſtalten auf der Oberfläche täuſchen, wer allein an ihnen hängt, begreift bald die höhern Motive der Zeit nicht mehr, die über ihn wegbraust; der Geiſt, aus dem der Glaube ſtammt, der ewige Geiſt, auf den Alles zurückgeht, wirkt und ſchafft auch Alles aus der Tiefe. Der Glaube iſt eine Macht, er kann Weltreiche erſchüttern, Staaten zertrümmern, Dynaſtien auslöſchen und neue ſchaffen, wie die Geſchichte bezeugt. Was kann den Glauben an die frohe Botſchaft überwinden, welche dem Tode die Gewalt genommen, das ewige Leben verheißen und das menſchliche Bewußtſeyn befreit hat? Die Macht des Glaubens und der Kirche gehört zu den großen Potenzen. Sie behauptet den erſten Platz in der Statiſtik, welche ſich nicht bloß auf reizbare Stoffe, Quantitäten, Zahlen und Zufälligkeiten verſteht. Gewöhnlich geht ſie in Einigung mit der Macht der Nazionalität nnd deren Aufſchwung; ſeltener mit den Elementen der äußern Cultur und Civiliſation; oftmals auch tritt ſie auch als leitendes Weltprinzip hervor. In voller Kraft erſcheint ſie häufig als die letzte Stütze und Zuflucht eines bedrängten Volkes. Griechen, welche Mahomedaner wurden, Polen, welche in die ruſſiſche Kirche eintraten, nur ſie ſind für ihr eignes Volk auf immer verloren. Die Wichtigkeit der chriſtlichen Kirche für die Erhaltung der Volksthümlichkeit und des nazionalen Hochgefühls iſt nicht genug zu ſchätzen. Im heidniſchen Alterthum, als ſtatt des Gefühls der Menſchenwürde nur einſeitiger Nazionaldünkel mit Verachtung alles Ausländiſchen, welche die Religion unterſtützte, vorwaltete, als nur ſeine Nazionalität jedes Volk in ſeinen Göttern fand und die Herabwürdigung des Menſchen im Sklaven in der Ordnung war; damals mußte das Volk, wurde jener Dünkel durch Unterjochung und Druck gedemüthigt, mit demſelben auch alles edlere Selbſtgefühl verlieren und in ſklaviſche Niederträchtigkeit verſinken. Die

christliche Kirche aber hält auch die durch die härtesten Schläge getroffene Nazion in der Selbstachtung aufrecht, läßt sie niemals unter ihr äußeres Schicksal herabsinken und bringt ihr fast immerhin, wenn auch oftmals spät, die Freiheit zurück. — Zeigt sich nun auch oft Ueberspannung im religiösen Gebiet, der Abspannung nachfolgt, — sinkt dann die Macht scheinbar tief unter andere Interessen herab: sie steigt auch wieder in den Vordergrund hinauf — erlöschen kann sie niemals; denn ihre Wurzeln greifen zu tief, und immerhin und unter allen Verhältnissen bleibt sie eine Hauptmacht.

In Bezug auf Glauben und Kirche nimmt Spanien eine bedeutsame Stellung ein. Soll ich diese Vergleichungsweise kurz zu bezeichnen wagen, so steht es in einer Hinsicht gegen Westen wie Oestreich gegen Osten da, als der Schutzwächter und Halter der lateinischen Kirche; in einer andern verhält es sich mehr römisch-katholisch zu den übrigen romanischen Staaten, etwa wie Baiern zu den deutschen Staaten. Im Innern durchaus katholisch, hat es für den Schutz, die Ausbreitung und das Wohl der christlichen Kirche Unsägliches gewirkt. Frankreich hat zu verschiedenen Malen, am ärgsten in der großen Revolution, die Quellen und die Macht des Glaubens ausgeschöpft und es bedarf einer geraumen Zeit, ehe auch diejenigen Glaubensbrunnen, welche nicht vertrocknet sind, sich aus der Tiefe wieder anfüllen. Bezeichnend heißt der König von Frankreich die allerchristlichste, der König von Portugal die allergetreueste, der Kaiser von Oesterreich die apostolische, der König von Spanien aber kurzweg die katholische Majestät.

Werfen wir einen Blick auf die historische Durchbildung der spanischen Monarchie. Die Eingebornen der sehr bevölkerten römischen Provinz Hispanien, die spanischen Walchen, standen mit den eingedrungenen Barbaren, Sueven und Gothen, nicht nur im nazionellen, sondern auch im kirchlichen

Gegensatz. Die Walchen, also die große Masse der Bevölkerung, waren römisch rechtgläubig, die Barbaren aber Arianer. So spann sich denn gleich anfänglich der nazionelle Streit auf das religiöse Gebiet hinüber und die römische Kirche wurde die Stütze und der Schutz der unterworfenen Eingebornen; sie schlug ihre Wurzeln in die ganze Tiefe des Volkes und verwuchs innigst mit der walchischen Nazionalsache, die sie vertrat. Als die ganze Halbinsel, nur mit Ausnahme einiger Distrikte an der Küste unter dem oströmischen Imperator, dem westgothischen Könige gehorchte (unter Leovigild) und zwar nicht bloß als einem der Hoheit des römischen Reichs untergeordneten Heerkönige, und der geistige Neutralisationsprozeß zwischen Romanen und Germanen auch schon ziemlich weit gediehen war, trat König Rihhart (Reccared) im ersten Jahr seiner Regierung zu der Kirche der Walchen über, und ihm folgten viele Westgothen und Sueven. Das war ein großer Fortschritt der Nazionalsache. Doch die arianische Geistlichkeit bildete lange Zeit den Kern einer bedeutenden, hartnäckigen Gegenmacht, der sich natürlich die politische Opposition stets zuwandte; so daß die römisch-katholische Kirche von der gothischen Invasion her in Spanien einen mehr äußern als einen innerhalb ihrer selbst auflebenden Gegensatz zu bekämpfen hatte. Die zum Theil gewaltsame Durchführung des Katholizismus brachte auch sofort, nach Rihhart's Uebertritt, die reichste Ausstattung der katholischen Geistlichkeit durch Güter und politische Macht im westgothischen Reiche zu Wege.

Die Reaction, wenn sie auch nicht eben unter arianischem Glauben eintrat, blieb nicht aus, und kostete Rihhart's Sohne den Thron. Wiewohl die katholische Nazionalparthei bald wieder durchgängig die herrschende blieb, so war doch noch der vorletzte König der Westgothen der katholischen Geistlichkeit wieder feindselig; weßhalb diese nach dessen Tode

einen Uſurpator (Roderich) auf den Thron hob. Die Feinde der Kirche aber, die Söhne des letzten Königs, auch die verfolgten Juden veranlaßten den Statthalter der Chalifen im benachbarten Afrika, Muſa, zum Angriff auf Roderich und leiſteten ihm allen möglichen Vorſchub bei der Eroberung des Landes; dieſe antikatholiſche Parthei führte das Unglück in der Schlacht bei Xerez de la frontera am Guadalate (26. Juli 711) herbei, das unerwartete Schickſal des weſtgothiſchen Reichs. Roderich ſelbſt fiel; die meiſten Städte ſchloſſen im erſten Schrecken Capitulationen; nur in Cordova ſtritt ein Gothenhaufe drei Monate in einer Kirchenveſte; auch damals ſchon vertheidigte ſich das herriſche Zaragoza am tapferſten.

Der römiſch-arianiſche Kampf verwandelte ſich demnach in einen weit größern, gefährlichern chriſtlich-mahomedaniſchen; zugleich trat mit ihm wieder ein nazioneller hervor: das arabiſche Maurenthum ſtand dem gothiſchen Spanierthum gegenüber. Mahomedaniſche Koloniſation nahm immer mehr Statt, und für die freier gebliebenen Chriſten gab es in den geſegnetern Gegenden des Landes keinen Schutz mehr. Wie dann wieder aus den Gebirgen Aſturiens, wohin ſich die edelſten Männer des weſtgothiſchen Reiches zuſammengedrängt hatten, unter Pelagius, einem Verwandten des letzten Königs Roderichs, das neue Reich ausging, iſt bekannt; welches ſchon in den erſten Anfängen durch die weibliche Erbfolge ſehr heilſam gefördert ward. Pelagius' Tochter, Ermeſwinde, heirathete Alfonſo (Alfuns), den Sohn des in den öſtlichern Gegenden der Nordküſte freigebliebenen weſtgothiſchen Herzogs Petrus aus dem Geſchlechte Rikhart's; und dieſer wurde zweiter Nachfolger des Pelagius, wodurch beinahe die ganze Nordküſte bis zu dem Baskenlande, das ebenfalls der Unterjochung widerſtrebte, als neues weſtgothiſches Reich ſich ausdehnte, ſo daß deſſen Sohn, der tapfere

Frovilo, in der Hauptſtadt Oviedo dem Reiche einen neuen Mittelpunkt gab. Dieß neue Gothien, ſich immer ausdehnend, hieß dann Königreich Leon, endlich Königreich Caſtilien, als nemlich Herinant (Fernando), König von Caſtilien im engern Sinne (herſtammend von den Grafen von Burgos, und wegen der vielen Gränzburgen ſo genannt), durch ſeine Verheirathung mit der Schweſter Werimunt's (Bermutes) III., des Königs von Leon (wozu Aſturien ꝛc. gehörig), nach dem Tode des letztern (1037) auch hier im eigentlichen Gothien in der Regierung folgte. Hiermit beginnt die zweite, wichtige Periode für die Entwicklung der chriſtlichen Fürſtenthümer im nördlichen Spanien, die jetzt beſtunden: aus dem Königreich Gothien oder Caſtilien, aus dem Königreich Navarra, dem Königreich Aragonien und dem Fürſtenthum Catalonien, welches aus der Grafſchaft Barcellona in der fränkiſch-ſpaniſchen Mark hervorgegangen war. Ein neues chriſtliches Königreich, Portugal, entſtand ſo: Unter den vielen franzöſiſchen Rittern, die in Spanien und überall gegen Sarazenen fochten, befand ſich Heinrich, Graf von Biſanz (Beſançon) in Burgund, der eine der Töchter des Königs Alfons VI. von Caſtilien, Thereſia, heirathete und Statthalter oder Graf des Königs von Caſtilien in den ſüdlich vom jetzigen Galizien gelegenen Gegenden, im Norden Portugals, wurde; nach ſeinem Tode weigerte ſich ſein achtzehnjähriger Sohn Alfuns (1128), Caſtilien zu huldigen, ſetzte dieß durch, wandte ſich nach geſchloſſenem Frieden gegen den Wali von Algarve (Badajoz), der von andern Walis unterſtützt wurde, und nahm nach einem entſcheidenden Siege 1139 den Titel eines Königs von Portugal an. Das neue Königreich aber erhielt 1143 durch die Cortes von Lamego eine feſtere Ordnung.

Den chriſtlichen Fürſtenthümern gegenüber ſtunden die ſaraceniſchen Waliſchaften, die ſich allmählig, wie es im

ganzen Chalifenreiche geſchehen, unabhängig gemacht hatten. Dieſer waren nach den ſechs Walis in Folge der Eintheilung unter dem Chalifen Abderrahhman vorzüglich die von Toledo, Merida, Saragoza, Valencia, Granada, Murcia und noch mehre andere kleinere. (Der letzte Chalife hatte ſo geringe Macht, daß er, 1031 aus ſeiner Hauptſtadt Cordova vertrieben, auf einer Burg bei Lerida als Privatmann der Dichtkunſt und den Wiſſenſchaften lebte bis 1037.) Die Zerbröckelung des Chaliſats diente natürlich der chriſtlichen Ausbreitung. Auch war die moslemiſche Bevölkerung durch die häufigen Einwanderungen neuer Ankömmlinge in die verſchiedenſten Beſtandtheile aufgelöst worden, Syrer, Araber, Aegyptier, Paläſtiner, Perſer, und Afrikaner waren in bunter Miſchung neben einander beſtanden, daraus gegenſeitige Eiferſucht, der Keim nie erlöſchender Zwietracht entſprungen. Als Alfuns VI. von Caſtilien nach langen Anſtrengungen im Jahr 1085 den Saracenen Toledo entriß, da rief endlich der Wali von Sevilla einem nomadiſchen arabiſchen Stamme, der Marokko gegründet, die Moraviden zu Hülfe, gegen welche ſich Rodrich, der Cid Campeador von Vivar, ſeine Lorbern verdiente). So erhielt das Saracenenthum in Spanien zwar mehre Erfriſchungen, welche es jedoch in ſo fern auch ſchwächten, als daraus viele innere Trennungen und Kriege hervorgingen, während welcher das ſaraceniſche Gebiet immer mehr gemindert ward, bis 1358 faſt aller Zuſammenhang zwiſchen dieſem und den Herrſchaften von Marokko aufgehoben war. Die Zerſplitterung nahm überhand, indem auch die niedern Kreiſe des ſaraceniſchen Adels in den Städten und auf den Burgen nach Unabhängigkeit ſtrebten und freier wurden, ſo daß viele ſaraceniſche Ritter und Dynaſten mittels Kapitulation für ſich allein unter die Lehenshoheit chriſtlicher Könige traten, wie vordem der umgekehrte Fall geweſen war. Selbſt der König von Granada, Aben

Alamar, war ſchon 1245 zu Fernando III. von Caſtilien in Lehensverhältniß getreten und mußte auch als ſolcher bei den Cortes von Caſtilien wie andere Granden des Reichs erſcheinen; ferner ergab ſich ein großer Theil Andaluſiens an Caſtilien (1248 ſogar Sevilla), während viele ſaraceniſche Einwohner wieder nach Afrika auswanderten.

Auf dieſe Weiſe dehnte ſich Caſtilien, das eigentliche Reich Gothien, über den größten Theil der ſaraceniſchen Gebiete aus; es brachte ſeine Sprache, ſeine Geſetze, ſein Staatsrecht überall mit; es war der Hauptſtaat der Halbinſel. Das Königreich Navarra im Norden, deſſen Grundelement baskiſch war mit ſtarker Beimiſchung vom Gothiſchen und Fränkiſchen, fand ſich bald ohne unmittelbaren Zuſammenhang mit ſaraceniſchen Ländern; ſeine Territorien nordöſtlich der Pyrenäen wurden in den franzöſiſchen Kreis gezogen, auf der Südweſtſeite blieben ſie in der engſten Beziehung mit Spanien. Zunächſt Caſtilien war das Reich Aragonien das wichtigſte.

Durch Eroberung der mauriſchen Gebiete von Valencia und Murcia kam ein ſaraceniſches Element in daſſelbe hinein; urſprünglich aber aus der ſpaniſchen Mark hervorgegangen, hatte es hauptſächlich fränkiſche Beſtandtheile (auch geringe baskiſche) und fränkiſche Art influirte auf ſeine Verfaſſung. Eigenthümlich dem aragoniſchen Reiche war die Behörde der Juſtitia, woran ſich das Angefüge der Verfaſſung, die Streitigkeiten der Stände unter ſich und mit dem Könige wieder ausglichen, — eine Art von Tribunat, der nur nicht mit politiſchen, ſondern lediglich mit richterlichen Functionen in Verbindung ſtand, der ſeine Wurzeln in den älteſten Zuſtänden hatte, ſich lange erhalten hat und ganz unantaſtbar vom Könige war. Die Stände hießen Cortes, wenn der König ſie berufen; wenn nicht, Parlamentos. Zu den allgemeinen Ständen (daneben beſtanden Provinzial-

cortes) kamen Aragonier, Katalanen, Valencianer, Balearier und Sardinier. Sie hatten wie in andern germaniſch-römiſchen Reichen drei Arme oder Brazos: Geiſtlichkeit, Adel und Abgeordnete der Communen. Inſofern das freie Städteweſen vom fränkiſchen Reiche ausgegangen, hatten die Städte auch in der ſpaniſchen Mark vor den übrigen Theilen die größte Bedeutung, zumal der ſchönen Küſte entlang; weniger im eigentlichen Aragonien, wo auch der Adel zwei Brazos enthielt, die Barone (ricos hombres) und die Hidalgos. Im caſtiliſchen Reich, das, baſirt auf weſtgothiſcher Verfaſſung, ſich auch ferner an dieſe anſchloß, mußte die Geiſtlichkeit das größte Anſehen erlangen; denn in dem kleinen Reſt des alten Gothenreiches fand ſich nur die hierarchiſche Parthei, gegen welche die Saracenen aus Afrika gerufen worden waren; ferner mußte wegen der langen traurigen Erfahrungen auch fortwährend aus dem gegenſeitigen Intereſſe frühzeitig der innigſte Zuſammenhang zwiſchen Königthum und Geiſtlichkeit erwachſen; ſo daß dadurch auch der Adel, den die fortdauernden Kämpfe ſehr gehoben hatten, wieder mehr und mehr unwichtig gemacht werden konnte. Die Städte konnten ſich in der Mitte des Landes nur langſam entwickeln, und erſt ſeit dem 14. Jahrhundert erſcheinen Abgeordnete der Städte auf dem Reichstage als dritter Stand neben Geiſtlichkeit und Adel. Der Juſtitia oder eine ähnliche ausgleichende Behörde fehlte Caſtilien, daher auch hier mehr Unordnungen und Erſchütterungen im Innern als in Aragonien. Iſabella I. wußte aber durch die Inquiſitionsbehörde den Adel und ſelbſt die Geiſtlichkeit von Caſtilien zu beugen und ein feſtes königliches Regiment zu begründen; wie denn überhaupt Spanien am Ende des Mittelalters dem Zuſtande ſtrenger Monarchie entgegengeht, als dem Zuſtande, der aus ſeiner ganzen Entwicklung nothwendig folgte, und der damals auch die allgemein erſehnte Staatsnorm war. In dem aus dem

Hauptreiche Caſtilien ausgegangenen Portugal hob ſich überaus einerſeits die Geiſtlichkeit durch Portugals Abhängigkeit gegen den päpſtlichen Stuhl, andererſeits der Adel wegen der ſteten Kriege; bis der durch Schifffahrt und Handel bewirkte Aufſchwung der Städte die Ariſtokratie des Adels und der Geiſtlichkeit immer mehr brach.

Neben dieſer Ausgeſtaltung der chriſtlichen Reiche bleiben ſtets die Beziehungen der chriſtlichen und ſaraceniſchen Lebens-Elemente auf der Halbinſel überaus mannigfaltig. Es gab chriſtliche Grafen in den mauriſchen Städten für die chriſtliche Bevölkerung, vielfältige Verbindung chriſtlicher und mauriſcher Adelsfamilien durch Frauen und Standesintereſſen. Durch Klima und Miſchung des Blutes nahm das Maurenthum in Spanien, wenn auch nicht gerade eine chriſtliche, doch mindeſtens eine europäiſche Richtung; der Süden zuerſt erhielt eine hohe Künſtlergeltung. Aus Allem entſprang die größte Gefahr für die Reinheit chriſtlicher Bildung. Chriſtliche und ſaraceniſche Lebenselemente waren durch die Städte und die Selbſtſtändigkeit des Adels ſowohl bei Saracenen als Chriſten lange Zeit gegen die Fürſten und die Kirche gemiſcht; ſo daß die, dieſen feindlichen Adelspartheien auf beiden Seiten ſich unterſtützten und ſo alſo meiſt gemiſcht in den Schlachtreihen ſtunden. Dabei kam in Wahrheit der ganze Grund nationeller Sittlichkeit in Gefahr aufgewühlt zu werden, und daß die ſaraceniſchen und chriſtlichen Maſſen nicht bei völliger Miſchung ineinander aufgingen, und daraus ein gehaltloſes, leeres Gemiſch entſtand, das verhinderten meiſt nur die romantiſchen Vorurtheile in Bezug auf makelloſe Stammerhaltung, auf Reinheit des Geblütes und des Glaubens.

Im Allgemeinen wurde das Mauriſche jedoch immer mehr verdrängt, je mehr ſich die chriſtlichen Fürſten ausbreiteten. Den Mauren nach wanderten chriſtliche Ritter,

namentlich auch von der französischen Ritterschaft, und andere Colonisten wieder ein; das eroberte Land wurde in ähnlicher Weise colonisirt wie die lateinischen Reiche im Orient. Hieraus erklären sich manche Analogien in der Verfassung der lateinischen Reiche im Orient und in Spanien. Es entstunden sogar auf der Halbinsel nach dem Vorbilde der palästinischen, nur später, mehrere Ritterorden mit geistlichen Zwecken, die bis auf unsere Tage fortdauerten, nemlich in Castilien der von Alcantera 1256, von Calatrava 1258 und von St. Jago 1261; in Portugal der von Evora oder Avis. So traten alle Verhältnisse, die ganze Entwickelung in Spanien in innigste Beziehung zu Glauben und Kirche.

Zuletzt drängten sich in Granada, das seine Verfassung behalten, die tüchtigsten Saracenen aus allen Nachbarländern zusammen und entwickelten hier ein eigenthümliches, reiches Leben in ritterlicher Thätigkeit, in Pflege ländlicher Cultur und romantischer Liebe. Jedoch des Zusammenhanges mit dem christlichen Castilien konnte es nicht mehr entbehren. Viele kleine maurische Herren ließen sich immerfort taufen, Viele wurden fortwährend vertrieben. Endlich fiel dann auch Granada und um die Stadt der burgenreiche Gebirgskranz!

Bei allen diesen Vorgängen blieb stets auf der Halbinsel „der Gegensatz christlichen und saracenischen Lebens das Hauptverhältniß“ bis in die neuere Zeit hinein. Aus ihnen mußte daher die siegende Geistlichkeit noch mehr hervortreten. als die siegende Ritterschaft, und Kirche und Geistliche selbst bei den Eroberungen noch mehr bedacht werden als Barone und Hidalgos. Die spanische Geistlichkeit hat demnach ihre Besitzthümer größtentheils in einer andern Weise erworben, als die der andern Länder.

Aus Allem begreift sich, daß Spanien von den reformatorischen Bewegungen wenig berührt worden und nicht anders als katholisch sein kann. Das katholische Prinzip

hatte Spaniens Staatsprinzip völlig durchdrungen. In der Kirche und mit der Kirche iſt die Monarchie großgezogen — ſtets gingen beide auf der Halbinſel Hand in Hand. Der in die neuere Zeit hineinreichende Gegenſatz chriſtlichen und ſaraceniſchen Lebens betraf die Kirche nicht minder als die Staaten und Nazionalitäten. Der Glauben beſeelte die Kämpfer auf der Halbinſel nicht weniger heiß als Nazionalruhm und perſönliche Ehre. Die nazionale und die katholiſche Sache wurden ein und dasſelbe. Die innern Bewegungen in der chriſtlichen Kirche konnten die Halbinſel auch ſpäter nur wenig berühren; denn noch ehe ſie die nichtchriſtlichen, antinationellen Volkselemente ausgeſchieden oder mit ſich verſchmolzen hatte, eröffnete die Entdeckung der neuen Welt ihr wiederum einen großen Spielraum zur Ausbreitung chriſtlicher Civiliſation. Zu reformatoriſchen Zerwürfniſſen haben die Spanier noch gar nicht die Zeit finden können. Freilich mußte eben deshalb auch Manches in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Kirche hinwelken oder erſtarren, Manches mit dem lebendigen Wachsthum natürlich auch die wahre Stabilität verlieren, die der geiſtigen Bewegung des flüchtigen Stoffs nicht entbehren kann, und daher auf die Dauer erſchüttert werden; aber Verbeſſerungen ſind bereits glücklich ausgeführt worden, und es ſteht zu erwarten, daß die ſpaniſche Kirche ihre Reformation glücklich beſtehen werde, ohne daß dabei eine innere, das Reich ſchwächende, vom auswärtigen Ehrgeiz unter hochtrabenden Namen eifrigſt geſchürte Zerreißung des Landes zum Vorſchein kamen. Jetzt da die Spanier eine Nazion bilden, nachdem die großen Kolonialſtaaten unabhängig ſind — jetzt wird die innere Entwicklung auch die Kirche mit ergreifen, und ſie — ſo hat es den Anſchein — wieder zu dem ganzen geiſtigen und ſittlichen Einfluß im Lande bringen, der ihr gebührt. Man denke aber dabei nicht etwa an theologiſches Proteſtantiſiren, an

Veränderungen auf dem religiösen Gebiete oder an ähnliches: sind auch Geistliche aus ihren alten, dunkeln Hallen, wo sie dem Müssiggang oblagen, vom Schlummer aufgeschreckt und dem Leben zurückgegeben worden, um hier zu wirken oder doch nicht mehr zu hemmen: Spanien bleibt dessenungeachtet das katholische Land.

Es schöpft unter allen romanischen Ländern die größte Kraft aus Glauben und Kirche. Es zerrütten hier keine Glaubenspartheien das Reich. Der Unglaube hat zwar in einigen großen Städten durch die Unrührigkeit der Kirche hie und da Wurzel geschlagen, indem der mit der französischen Literatur eindringende atheistische Einfluß nur durch äußere Verbote und nicht mit den geistigen Waffen der Wahrheit bekämpft ward. Auch bemühen sich englische Sectirer, zumal Unitarier, die Halbinsel zu protestantisiren und sie überschwemmen insonders Andalusien mit allerlei Tractätchen religiösen Inhalts; was in dieser Hinsicht Genf für das südliche Frankreich, ist Gibralter für das südliche Spanien, wenn auch im minderen Grade, und die religiöse ist vielleicht die wichtigste Seite der ganzen Einwirkung, welche England von seiner Feste aus an der zwei Erdtheile scheidenden Straße ausübt. Doch das Alles hat auf die große Masse des Volkes noch keinen Einfluß gehabt, und wird es um so weniger haben, als auch in Spanien die edelsten Männer gegen Voltärismus und Unglauben gewappnet dastehen. Uebrigens sind alle Spanier im Grunde des Herzens katholisch. Bei dem letzten Bürgerkriege will die eine Secte noch katholisch-gläubiger als die andere sein, welche nur mehr Schmuck und Schein aufbietet; in allen den Wirren und inneren Partheiungen kömmt doch Nichts zum Vorschein, das entfernt an die kirchlichen Vorgänge und Gotterei-ungen in der französischen Revolution erinnern könnte; in den Cortes, wiewohl Viele gegen die Ordensgeistlichkeit aufge-

bracht waren und der römiſche Hof den Bürgerkrieg zu verlängern ſchien, hat ſich doch keine dem Katholizismus ungünſtige Stimme verlauten laſſen. Wie geſagt, in keinem Lande ſind Religion und Nazionalität inniger mit einander verwachſen als in Spanien. Wir finden beide vereint als die mächtigſten Hebel des Widerſtands in ihren Nazionalkriegen wirken und ſie werden ſolche auch in der Zukunft bilden. Wohl mögen einzelne Zweige an dem Lebensbaume der ſpaniſchen Kirche verdorren; ſeine Wurzeln faſſen zu tief in Land und Volk, ſein Kern und Mark ſind zu geſund, als daß er nicht immer wieder grünen, und ſich in Fülle entfalten ſollte. Kirche und Glauben unterſtützen aber nicht bloß die innere, ſondern auch die auswärtige Politik und Macht Spaniens. Es ſteht auf dieſem Gebiete allen romaniſchen Staaten voran, und ſelbſt ſchon in den Reformationskriegen kämpfte nicht Frankreich, ſondern Spanien an der Spitze und am nachdrücklichſten unter den Romanen für die katholiſche Kirche. Im Großen begünſtigt ſeine Lage im Süden Europa's zwiſchen dieſem, Afrika und Amerika, die Stellung in der Kirche, zu welcher es berufen ſcheint und die um ſo wichtiger werden muß, je mehr ſich die romaniſchen Völker in den drei Welttheilen ausbreiten und kräftigen. Oeſterreich kann ſich auf den Katholizismus nur mit großer Einſchränkung ſtützen, denn, bemerkt Wolfgang Menzel, in dem Maaße, in welchem es einen ſchärferen Accent auf den Katholizismus legen, und ſich desſelben auf irgend eine offenſive Weiſe bedienen wollte, würde es nur Antipathien wecken, die es um keinen Preis wecken darf. Spanien iſt wegen ſeiner neutralen Lage in Bezug auf Proteſtantismus, und weil es bis jetzt gewöhnlich nur als der Verfechter des allgemeinen chriſtlichen Prinzips nach Afrika und Amerika hin erſchien, in einer glücklichern Stellung: es kann mit größtem Nachdruck alle Vortheile aus den Sympathien

der ſüdlichen Völker und überhaupt der katholiſchen Welt ziehen, ohne dadurch doch irgend entſchiedene Antipathien gegen ſich aufzuwecken. Von welcher Seite man daher dieſe Stellung betrachten mag, man wird Spanien auch in Bezug auf die Macht, welche Staaten aus dem Glauben und der Kirche ziehen, immerhin einen Rang unter den Mächten in erſter Linie zugeſtehen müſſen.

Drittes Kapitel.

Spaniens materielle Hülfsquelle.

Die Macht der materiellen Interessen hat sich in neuerer Zeit besonders geltend gemacht und wiewohl die jüngste, wird sie im Allgemeinen doch am wenigsten verkannt. Ja sie ist, wie mit herrschenden Zeitrichtungen es zu geschehen pflegt, häufig überschätzt worden und hat bereits zu allerlei Abirrungen geführt; einerseits zu dem geistlosen, hohlen, selbsüchtigen Industrialismus, dessen Princip die nüchterne Nützlichkeit ist, andrerseits zu St. Simonistischer Schwärmerei und dem Pietismus verwandter Sectirerei, der alles Verdienst, Gebet und Frömmigkeit, ebenfalls in nützlicher Arbeit und Werkthätigkeit besteht. Die materiellen Interessen erhielten ihren höhern Einfluß seitdem die Kriege mit den Reformationskämpfen ungeheure Geld- und andere materielle Kräfte erforderten und zu deren Anschaffung für den Aufschwung der Schifffahrt und des Handels große Anstrengungen hervorriefen; so wie durch die Entdeckung der neuen Welt, welche den Handel in größtem Maaßstabe erst begründete. Beide Beziehungen knüpfen sich an die Geschichte Spaniens an. Da der kirchliche Gegensatz in Europa zugleich ein politischer ward und in Folge davon das kirchliche Princip immer mehr in ein politisches umschlug: so wurden die Macht dieses Princips sowie die der materiellen Interessen, welche unterdessen selbst in häufigen Zwiespalt miteinander

verfielen, die beiden Hauptfactoren der ganzen nachfolgenden, europäiſchen Staatenpolitik. Zuerſt vereinigt wirkend, darum auch ſcheinbar von einerlei Urſprung, erſcheinen beide junge Mächte in der holländiſchen Republik, in Oppoſition und im Kampfe mit der katholiſchen, abſoluten und die neue Welt beherrſchenden Monarchie. Das kleine Holland ward in dieſem Kampfe überaus blühend und mächtig, und behauptete ſich ein Jahrhundert lang an der Spitze des Welthandels und der europäiſchen Oppoſition gegen das abſolutiſtiſche Staatsprincip, bis es dieſe Stellung mit ſeinem Statthalter Wilhelm an England abtrat. Dieſes ſtützt von da ab ſein großes dauerndes Gewicht in der europäiſchen Wagſchale hauptſächlich auf die Macht der materiellen Intereſſen, die anderwärts, namentlich in Deutſchland, vernachläßigt wurden.

Alle materielle Macht beruht vornehmlich auf den Hülfsquellen des Ackerbaues, der Fabrication und des Handels, der induſtriellen Sitten, der Lage und Bodenverhältniſſe, der Intelligenz und Wiſſenſchaft, über welche die Nazion gebietet, auf freier Bewegung im Innern, auf Handelstractaten und natürlichen Allianzen, welche ſich ihr darbieten. Wir werden ſehen, wie es mit Spanien in Bezug auf alle dieſe Elemente der äußeren Machtentwicklung beſtellt iſt. Vorher eine Bemerkung über den durch den Bürgerkrieg hervorgerufenen Zuſtand.

„Das unglückliche Spanien!“ hört man ausrufen: „der Handel belebt nicht mehr die Märkte und der Fleiß des Bürgers, die Induſtrie iſt gelähmt, die Fabriken ſind zerſtört, die Felder liegen brach, — Räuberbanden durchziehen das Land, Diligencen werden verbrannt, Couriere aufgefangen, Reiſende geplündert und gemordet — alle Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen iſt verſchwunden, das Land ruinirt und die nothwendige Folge von Allem muß

die Entſittlichung des Volkes, der Verfall und die endliche Auflöſung des ganzen Staates ſein — unglückſeliges Spanien!“

Nein, ſo iſt es nicht! Gewiß, ich will das Trübſal der Bürgerkriege nicht verringern. Man hat ſie mit Stürmen verglichen, welche die Atmoſphäre reinigen und das Vorſpiel eines neuen, hellern Glanzes am Himmel bilden. Bald beſtätigt, bald widerſpricht die Geſchichte dieſer Metapher. Mögen ſie jedoch ſtets die Lüfte von ihren Unreinigkeiten befreien, die Ungewitter bleiben das Schrecken der Natur, treiben die Fluthen aus ihren Betten und kehren Manches in Trauer um, was die Freude und der Stolz der Menſchen war. Beklagenswerth ſind die Epochen, wo die Geſetze ihre Kraft verloren — — wenn Sieg und Gewalt und Ungerechtigkeit die Bosheit legitimiren, wenn im Namen des Vaterlandes oder des Thrones oder der Religion Attentate gegen die Menſchheit begangen werden, wenn Confiscationen, Verbannungen und Blutgerüſte die Gerechtigkeit einer Sache bezeugen — — —

— — — Ex quo discordia cives
perduxit miseros — — —

Aber noch einmal, ſo ſehr vom Unglück heimgeſucht als man in andern Ländern glaubt, ward die Halbinſel keineswegs. Wenn die Felder brach liegen, das Land eine Wüſte ſein ſollte, ſo müßte man dieß doch vorall in Navarra und den baskiſchen Provinzen finden. Denn hier herrſchte die ganze Wuth des Bürgerkriegs, hier ſah faſt jedes Thal Handgemenge, hier röthete das Blut faſt jedes Gemeindefeld. Ueberdem hatten die meiſten jungen Navarros und Basken das elterliche Haus verlaſſen, um für die Fueros zu fechten. Dem Ackerbau mußten alſo Arme mangeln, um ſo mehr als der ſchollige Boden in dieſen Provinzen nur durch rüſtige Arme * beſtellt werden kann, wofür er denn auch reichlich

* In Navarra, wo Ackerbau die erſte Erwerbsquelle, iſt der Boden faſt

lohnt. Deſſenungeachtet ſah ich in Navarra kein einziges brachliegendes Feld. Auf den Einſchließungs- und Verbindungslinien, wo das meiſte Kriegselend hauſt, erblickte man wohl verlaſſene Häuſer, aber kein verwüſtetes Land. Beim Beginn des Jahres ſah ich Männer, Weiber, Greiſe auf den Feldern den ganzen Tag über unausgeſetzt arbeiten und einige Monate ſpäter ſtand die Flur im grünen Schmuck und verſprach, wie gewöhnlich, 20fach und 24fach die Ausſaat wiederzugeben. Auf Märſchen ward darüber gewacht, daß die Truppen unnöthiger Weiſe nichts vertraten noch verdarben — bloß im Angeſicht des Feindes, in Gefechten fiel natürlich dieſe Rückſicht weg. Ich ſah Leute beſtrafen, weil ſie ihre hungrigen Pferde hatten auf jungem Getreide graſen laſſen. Die Karliſten mußten, ſchon ihrer Subſiſtenz und Sicherheit wegen, auf die unausgeſetzte, gute Bebauung des Bodens noch mehr halten als die Criſtinos. Ihr Verproviantirungsweſen hatte Zumalacarregui meiſterhaft geordnet. Es ward den Gemeinden ſelbſt überlaſſen, Alles zu beſorgen, was ihnen die allgemeine Junta zutheilte: ſo lag es in ihrem Intereſſe, mit gemeinſchaftlicher Anſtrengung ihre Felder in Ordnung zu erhalten. Die unregelmäßigen Corps zogen ſich mitunter in ihre Dörfer zurück und halfen zu Hauſe arbeiten. Wenn die Criſtinos angreifend in die Gebirge eindrangen, zeigten ſich die Carliſten ſchwach; aber auf dem Rückzuge vermehrten ſie ſich mit jedem Augenblick, dann griffen auch ſonſt friedſame Bewohner zu dem wohlverwahrten Gewehr und machten zur Verfolgung des Feindes

durchgehends zu feſt, derb und ſchollenartig, als daß man ſich beim Umackern des Pfluges bedienen könnte. Man bedient ſich der Laya, die mehr einer Miſtgabel als einem Grabſcheit gleicht und aus 2 etwa 1 Fuß langen, ſpitz und ſcharf zulaufenden Eiſen an einem hölzernen Stiele beſteht. Zwei oder drei Layadores arbeiten (layar) zuſammen, ſchlagen gleichzeitig die ſpitzen Eiſen in den feſten Boden ein, reißen dann, ſich feſt ſtemmend, jedesmal eine ganze Scholle ab, zerſchlagen ſie und wiederholen das, bis das Feld um iſt.

einige Märſche mit. Ward nun ſo ſelbſt Navarras Boden fortwährend bearbeitet, ſo brauche ich dasſelbe nicht erſt von den übrigen Provinzen zu ſagen, unter welchen der Krieg einige kaum berührt hat.

Mit Uebertreibung wird beſonders vom Plündern und Morden geſprochen. Die Truppen der Königin plünderten niemals; faſt bei jeder größern Expedition erließen die commandirenden Generäle Proclamationen, die Soldaten ermahnend, niemals zu vergeſſen, daß ſie immer gegen Spanier, gegen Brüder fechten. Ich habe einen criſtiniſchen Soldaten durch Standrecht verurtheilen und erſchießen ſehen, weil er ſeinen Wirth, bei dem er Nachts im Quartier gelegen, ein Betttuch geſtohlen hatte. Die feindlichen Dörfer wurden ſelbſt auf Rückzügen im harten Gedränge mit Ordnung durchzogen und die Soldaten verhindert, in die Häuſer einzudringen, ſo daß ſie oft der Rückſicht für die Einwohner wegen eines Trunkes Waſſer entbehrten. Nur nach den hitzigſten Gefechten, beſonders zur Nachtzeit, konnte die ſtrengſte Ordnung nicht ſtets gehandhabt werden.

Allerdings hauſen in einigen Provinzen ſogenannte carliſtiſche Banden, ein Räubergeſindel, das die grauſamſten Schandthaten verübt. Das iſt der Auswurf der ſpaniſchen Nation, das ſchmutzigſte Ueberbleibſel aller früheren Kriege, das ekelhafte Anhängſel der carliſtiſchen Inſurrection. Beſonders in der Mancha und benachbarten Provinzen treibt es ſein Unweſen. Die meiſten Ortſchaften, kleine und große Landſtädte ſind befeſtigt worden, zwar nur ganz leicht, aber hinlänglich gegen die Räuberbanden; auch hat jeder Ort Milizen zur Vertheidigung organiſirt. Der Ackerbau, die erſte Erwerbsquelle des Landes litt indeß gar nicht darunter, und die Einwohner beſorgten nach wie vor ihre Felder. Auch der Handel hat im Allgemeinen wenig gelitten. Nur im Innern zeigte ſich Stockung

in Luxusartikeln. Geld war Jedermann lieber als koſtbare, zerbrechliche, nicht leicht zu bergende Waare. Die Geſchäfte alſo mit Kryſtallen, Porzellanſachen, Bijouterien und Aehnlichem ſtockten. Wer wird ſein Haus mit Dingen füllen, die ein naher Feind zerſtören kann? Lieber legte man ſeine Kapitale in Gebäuden an, und ſeit Gedenken iſt in Madrid nicht ſo viel gebaut worden, als gerade in den letzten Jahren, worin ſich jedenfalls Vertrauen ausſpricht. In den kleineren Ortſchaften auf den Kriegsſchauplätzen verſchwanden allgemach die koſtbaren ſilbernen Tiſchgeſchirre und Hausgeräthe, und man behalf ſich mit Löffeln und Gabeln aus Holz, oder führte die Eßwerkzeuge bei ſich. Doch ſoll ſich der Handel mit Luxusartikeln bereits wieder heben.

Der „Verfall des Landes“ lag lediglich in der Einbildung einzelner Ausländer, die die Natur des Bodens und die Hülfsquellen des Volkes nicht kennen. Spanien hat hundertjährige Kriege beſtanden und das Land iſt dadurch nicht völlig erſchöpft worden; und es vermochte dieß heute ſo gut wie vormals. Die Nation fühlte wegen des Bürgerkrieges noch keine Ermattung; die Abgaben ſind gemindert und nicht erhöht worden. Selbſt in der Unordnung des Krieges ſetzt ſich allmählig eine Ordnung feſt, nach der die Geſchäfte ſich einrichten; dazu kömmt die Befreiung des Ackerbaues von vielen Laſten, die zur Thätigkeit auffordert; das Getreide hat einen guten Preis, um ſo mehr pflegt der Landbeſitzer ſeinen Boden. In Portugal, wo früher manche Beſitzung ſo belaſtet war, daß mitunter 60 Prozent der Ernte abgegeben werden mußten, wird jetzt bereits zweimal ſo viel Land bebaut, als vor einigen Jahren, und doppelt ſo viel Getreide erzielt. Nirgend ſah ich Verfall auf der Halbinſel. Der Spanier iſt nicht träge und er benutzt mit Gewandtheit die Gaben der Natur. Wenn der Franzoſe ruhmſeliger declamirt, der Italiener ſich der Waffe der Intrike meiſterhaft

bedient, ſo iſt der Spanier unerſchöpflich im Erſinnen neuer Hülfsquellen. Wahrlich, der kennt ſchlecht Spaniens Land und Volk, wer glaubt, dieſe könne ein zehnjähriger Bürgerkrieg verzehren!

Ehe ich mich jetzt den natürlichen Hülfsmitteln des Landes zuwende, ſei ein für allemal bemerkt, daß die Mittel der ſpaniſchen Nazion nicht mit den augenblicklichen der Regierung verwechſelt werden dürfen. Die Finanzen des Staats ſind im zerrütteten Zuſtande, der jedoch nicht ſeit dem Bürgerkriege datirt. Viele erblicken in einem Staatsbanquerout das einzige (und zwar ein gerechtes) Heilmittel deſſelben; indeß Spanien hat Mittel genug, um ſeine Finanzen bei einigem Glücke auf dem reformirenden Wege, den es betreten, wieder in blühenden Zuſtand zu bringen. Ob nun ein Staatsbanquerout erfolge oder nicht, ſo hängt davon die Benutzung ſeiner Hülfsquellen wie ſeine ganze Entwickelung nicht ab, obgleich er unzweifelhaft vom mächtigſten Einfluß darauf ſein würde.

Die pyrenäiſche Halbinſel ſoll unter den Römern über 30 Millionen, unter den Mauren und ſelbſt bis auf die Zeiten Ferdinands und Iſabellens noch an 18 Millionen Einwohner gezählt haben. Unter Philipp V. erreichte die Bevölkerung Spaniens ohne Portugal nicht ganz 8 Millionen (doch zählten ſeine amerikaniſchen Kolonien allein faſt eine gleiche Seelenzahl); von da ab wächſt ſie wieder, beſonders in den letzten Decennien, ſo daß ſie 1834 bereits wieder 14½ Millionen betrug und ſich das Verhältniß derſelben zwiſchen 1734 und 1834 wie 43 : 75 geſtaltet. Außerdem haben die Baleariſchen Inſeln an 30,000 und die Kolonien noch über 4 Millionen Seelen. Die ſpaniſche Monarchie, gegenwärtig nahe an 20 Millionen Unterthanen umfaſſend, dürfte demnach hinſichtlich der Bevölkerung, auch ohne Portugal, noch den Hauptſtaaten anzureihen ſein, unter welchen

ſie Preußen voranſteht; mit um ſo größerem Recht als ihre Bevölkerung vorausſichtlich in kurzer Zeit außerordentlich zunehmen wird. Denn keine Juden und Mauren ſind mehr zu vertreiben, keine weiten, fremden Länder zu bevölkern, keine blutigen Kriege mit Kolonien, die nach Unabhängigkeit ringen, zu führen; die Auswanderungen haben aufgehört, die übermäßige Zahl von Ordensgeiſtlichen iſt verſchwunden, die Zahl der Proletarier hat abgenommen; die todte Hand drückt nicht mehr den Aufſchwung des Landbaues, die für Induſtrie und Handel precären Zuſtände ſind weggenommen, die alten Schranken und Hemmniſſe fortgefallen, und dabei iſt die Halbinſel überfließend an Naturfonds, hinlänglich für eine vierfache Bevölkerung.

Für Naturproductionen iſt Spanien reichſt begabt. Der Boden iſt durchſchnittlich fruchtbar, namentlich an den vier großen Abdachungen nach der Küſte hin; — nur im mittleren Hochland und deſſen luſitaniſcher Abdachung, dem atlantiſchen Ocean zu finden ſich mitunter trockene, dürre, magere Steppenflächen, doch alle culturfähig, nur zum größten Theil ſchlecht benutzt — die ſogenannten Paramas. Die cantabriſche Abdachung von den Gebirgen Biscayas und Aſturiens nach den Golf von Biscaya hat ein ſehr gemäßigtes Klima, ein überaus friſches, kräftiges und beſonders in den zahlreichen Thälern fruchtbares Pflanzenleben; ihr gleicht der entgegengeſetzte Abgang nach dem Ebro. Die öſtliche und ſüdliche Abdachung nach dem Mittelmeer iſt von der äußerſten Fruchtbarkeit, ihr Klima das wärmſte, die Gewächſe Afrika's gedeihen hier; doch kühlen Meer und hohe Bergketten die Temperatur ab; in Valencia und Andaluſien blühen die herrlichſten Gefilde, reifen die köſtlichſten Früchte, ſie bilden den Zaubergarten Spaniens, der ſich bei Anbruch des Frühlings in die reizendſten Farben kleidet, und deſſen reine Lüfte dann mit den köſtlichſten Wohldüften gefüllt ſind.

Doch beinahe noch der dritte Theil der Oberfläche Spaniens liegt brach, theils aus Mangel an Menschen, theils wegen der Natur des Bodens, der Hochkette, Kalksteinlager und Gerölle. Sie verhielt sich im Jahr 1788 folgendermaßen: Weiden und Gemeinheiden $^3/_5$ (1830 schon nur $^1/_2$, jetzt noch weniger); urbares Land in Cultur und Brache beinahe $^3/_8$ (1830 schon über $^1/_2$, seit 40 Jahren ist das Ackerbauland beinahe um die Hälfte angewachsen); Gehölz $^1/_{12}$, steriles Bergland $^1/_6$ des ganzen Bodens. Im Jahre 1826 beschäftigten sich mit Ackerbau: Pächter 700,000, Eigenthümer 360,000, Hintersassen und Taglöhner 1 Million, Schäfer von der Gesellschaft der Mesta 50,000, andere Schäfer 30,000, in Summa 2,140,000 Familienväter, d. h. mit Weib und Kind an 8,680,000 Individuen, also beinahe $^2/_3$ der gesammten Bevölkerung. Außer jenen 360,000 Landbesitzern gab es in jenem Jahre deren noch 1230 vom betitelten Adel und 33,000 vom Klerus, zudem Herren von Heerden 30,000; zusammen 424,230 Bodeneigenthümer, mit den Familien also etwa 1,680,000; was bezüglich der Gesammtbevölkerung ungefähr 1 Grundeigner auf 7 Einwohner macht. Dieß Verhältniß soll in Frankreich nach der Revolution 1 auf 2 (?), in England 1 auf 100, im mittleren Durchschnitt für ganz Europa 1 auf 7 sein, und Spanien stände also in dieser Hinsicht (zahlreiche Grundbesitzer sind gewiß ein Glück für ein Land) in Europa gerade im Mittel. In so fern aber die Zahl der Grundeigenthümer bis 1833 schon bedeutend zugenommen hat, und zwar in noch weit größerem Verhältniß als die Bevölkerung überhaupt (auf dem Lande wohnten im Jahre 1830 $11^1/_2$ Millionen), dabei in den letzten Jahren eine große Menge von Gütern der Kirche und des Staats, zum Theil sehr parzellirt, verkauft worden sind, so ist mit Grund anzunehmen, daß jenes Verhältniß sich noch weit vortheilhafter gestaltet habe, als 1826.

Der Werth des Grundeigenthums iſt in neueſter Zeit geſtiegen. Der Krieg hat hierin keine Stockung hervorgerufen, ja ſelbſt nicht einmal die Verkäufe von Gütern, ſeitens des Staats haben darauf einen nachtheiligen Einfluß geäußert. Es iſt gewiß merkwürdig, daß die letzteren unverhältnißmäßig mehr eingebracht haben, als im Voranſchlag dafür berechnet worden, oftmals das Doppelte und Dreifache. Was beweist, daß die ſpaniſche Nation Vertrauen in die neue Ordnung der Dinge ſetzt; denn Niemand kauft zu hohem Preiſe, was er über Jahr und Tag wieder zu verlieren befürchten muß. Ueberhaupt iſt das Sinken der Bodenrente, wo dieſe vorher nicht künſtlich gehoben war, der ſicherſte Beweis vom beginnenden Verfall, ihr Steigen aber der vom Aufſchwung des Landes.

Welch reiche Bodenprodukte liefert Spanien. Weizen von erſter Güte, Roggen, viele Gerſte, Hafer, Mais, Reis, viel Hanf, Flachs, Oel, Tabak, Weine, Honig, Zuckerrohr, Harz, Scharlachbeeren, Süßholz, Safran, Salzkraut, koſtbare Früchte, Oliven, Orangen, Limonien; herrliche Gemüſe, Korkbäume, Steineichen mit ausgezeichneten Eicheln, Maulbeerbäume zur Seidenzucht ꝛc. Die Ernte an Getreide reichte bis vor einigen Jahrzehnten gewöhnlich nur für zwei Dritttheil der Bevölkerung aus und die andern Cerealien oder Zufuhr von Außen mußte zu Hülfe genommen werden. Das iſt jetzt anders; auch von dem noch unbenützten Lande wird mehr und mehr bebaut, mit der Zeit wird Spanien wie Portugal Korn nach allen fremden Märkten ausführen.

Die ſpaniſche Wolle, Merinos, ward ſtets geſchätzt, am meiſten die von Segovia. Die Heerden begeben ſich gegen den Monat Mai in die Gebirge; die Geſellſchaft der Meſta hat ihres Gleichen nicht. Spanien hat ſchönes, kräftiges Hornvieh; mit Maulthieren treibt es einen wichtigen Handel; den ſpaniſchen Pferden, gemeinhin mit gehackten

Gerſtenſtroh und Gerſte ernähret, einſt wegen ihrer Schönheit, Feſtigkeit und Schnelligkeit berühmt, und durch arabiſche Raçe noch verbeſſert, hat die ſpäter eingeriſſene Liebhaberei für die Zucht der Mulas geſchadet; nur in Andaluſien blieb von den Mauren her Maulthierzucht ſtrenge verboten; darum ſind auch die dortigen Pferde die ſchönſten und geprieſenſten des Landes.

An Mineralien, den koſtbarſten wie nützlichſten Metallen beſitzt Spanien immenſen Reichthum: Eiſen und Steinkohlen — von dieſem nützlichen Mineral ſind neuerdings zahlreiche, ſehr ausgedehnte Flöße gemuthet worden — Gips, Salpeter, ſehr verſchiedene prächtige Marmorarten, Kalk, überall die feſteſten Bauſteine, Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Kobalt, Antimonium, Steinſalz, Queckſilber, Asbeſt, Gold, Silber, Gayath, Amber, Edelgeſteine ꝛc. Mineralquellen ſind überaus häufig, kalte und warme, eiſen- und ſchwefelhaltige Sauerbrunnen; allein ganz vernachläſſigt.

Man ſieht, Spanien iſt ein an Hülfsquellen reiches Land. Aber was wichtiger: mit der Exploitirung ſeiner Schätze iſt noch kaum der Anfang gemacht worden! Hier iſt noch Alles zu unternehmen, zu machen, zu gewinnen! Die Nazionalkräfte werden jetzt im Innern die Beſchäftigung finden, welche ſie früher in andern Erdtheilen ſuchten. Der Ausbeutung der Minen wendet ſich bereits die Aufmerkſamkeit vieler Kapitaliſten und Induſtriellen zu. Von welcher Wichtigkeit ſie werden können, geht daraus hervor, daß, als in Spanien die Zinkminen wieder in Betrieb kamen, alſobald überall die Preiſe dieſes Metalles herabſanken.

Den jährlichen Bruttoertrag

des Bodens ſchätzte man i. J. 1803				auf	1,270,000,000	Francs.
des Viehes	"	"	"	"	97,000,000	"
der Wolle	"	"	"	"	80,000,000	"
des Weinbaues		"	"	"	109,000,000	"

des Branntweins	"	"	"	"	144,000,000	Francs.
des Oels	"	"	"	"	89,000,000	"
der Seide	"	"	"	"	15,000,000	"
der Kupfer- u. Eisenminen			"	"	10,000,000	"
von andern Dingen, Baumwolle ꝛc.				"	181,000,000	"

Den in vorstehender Tabelle angegebenen Ertrag schlägt man bis zum Jahre 1834 um die Hälfte höher an. Des Vergleichs wegen ist zu bemerken, daß man den rohen Bodenertrag (aus Ackerbau) in England auf 4, in Frankreich auf 6, in Spanien auf 2 Milliarden anschlägt; daß aber von diesem Bruttoertrage nach ziemlich genauen Schätzungen in Frankreich $^3/_4$, in England und Spanien aber nur $^1/_2$ desselben für Unkosten abgehen sollen. Die Zahl der Hammel in Spanien soll sich von 1803 bis 1834 um 6 Millionen, nemlich von 12 auf 18 Millionen, vermehrt haben; das Hornvieh wird an 3 Millionen, Pferde über 200,000, Esel und Maulthiere aber auf $^1/_2$ Million und Schweine weit über 2 Millionen geschätzt. Bis zum Jahre 1826 sollen 132 Bergwerke zum Betrieb verliehen worden sein, die verlassenen oder seit längerer Zeit exploitirten nicht gerechnet, welche sonst die Zahl vervierfachen würde. Und Muthungen sind in der neuesten Zeit auf allen Punkten gemacht worden.

Die meisten spanischen Provinzen haben eine reiche Bewässerung, die jedoch weniger der Schifffahrt und dem Verkehr als dem Ackerbau und der Fabrication nützen kann. Die Halbinsel hat zehn Hauptflüsse und eine große Menge kleinerer, die von den Sierren durch zahllose Thäler abstürzen. Nur das Centralland, zumal die Mancha leidet an Wassermangel. Die Mauren zeichneten sich einst in der Kunst der Wässerung behufs des Ackerbaues aus. Einige Provinzen folgen ihnen darin noch heute, und haben selbst besondere Tribunale für die auf Wasserleitung bezüglichen

Dinge. In Catalonien und beſonders im Königreich Valencia iſt die kleine Kanaliſirung vortrefflich und die Bodencultur läßt dort nichts zu wünſchen übrig. Der Norden der Halbinſel iſt reich bewäſſert.

Zur Zeit der Mauren war Spanien der Mittelpunkt induſtrieller Thätigkeit in Europa. Sie waren Meiſter in Fabrication von Linnen-, Wollen- und Seidenwaaren, in Verfertigung von Waffen und getriebenen Arbeiten. Nichts war natürlicher, als daß die chriſtlichen Spanier die mechaniſchen Künſte verachteten, ſchon weil dieſe von den Gegnern getrieben wurden. Dieß der Nazionalinduſtrie ungünſtige Vorurtheil dauerte bis in das vorige Jahrhundert, ſcheint heute jedoch verſchwunden zu ſein. Mehre patriotiſche Geſellſchaften zur Belebung des Gewerbsfleißes haben ſich bereits im vorigen Jahrhundert gebildet; in nicht wenigen Zweigen regt ſich auch neues Leben und neue Fabriken entſtehen an vielen Punkten. Einige Provinzen, wie die Baskiſchen und Catalonien haben einen alten, tüchtigen Fleiß, und damit conformen Geiſt und Sitten. Die Producte, welche der Ackerbau liefert, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, die Wolle, die Seide ꝛc. begünſtigen eductive Thätigkeit und Manufacturen aller Art. Die Schätze in der Erde müſſen die geſammte Induſtrie beleben, namentlich die mechaniſchen Künſte. Die Minen von Almaden (18 Leguas von Cordova und 14 Leguas von Ciudadreal, welche ſchon 200 Jahre vor Chriſto ſollen betrieben worden ſein, berühren die drei Provinzen Eſtremadura, la Mancha und Andalucia und ſcheinen unerſchöpflich zu ſein. Auch die berühmten Bleiminen von Linares, bei denen ſich auch Silber und Edelgeſteine finden, ſind nichts weniger als exploitirt; wiewohl bereits die reiche Himilce die Mine von los Paſazuelos, zwei Leguas von Linares, dem Hannibal als Heirathsgeſchenk zubrachte. Die Schätze in den Umgebungen von Linares

liegen ungeachtet der Menge von Blei-, Kupfer- und Silberminen umher, noch faſt unbeachtet. Neue ſind entdeckt; in Andaluſien wie in Santander und andern nördlichen Provinzen hat an mehren Punkten bergmänniſche Thätigkeit begonnen, und die Gewinnung von Steinkohlen und Eiſen beſonders verſpricht ein mächtiger Hebel für das Aufblühen der Nazionalinduſtrie zu werden.

Die Lage Spaniens zieht keinen Tranſithandel herbei. Der ſpaniſche Großhandel vertheilt ſich über die Küſten- und Hafenſtädte; im Binnenlande umfaßt er lediglich den Verbrauch. Die maſſige Geſtaltung der Halbinſel unterſtützt nicht ſehr Syſteme von natürlichen oder künſtlichen Waſſerſtraßen im Innern; obſchon die alten Projecte zur Verbindung des Tajo mit dem Guadiana und dem Ebro, des Ebro mit dem biscayiſchen Golfe nicht aufgegeben worden. Größere Seeſchiffe können nicht weit in's Land eindringen, nur ſo hoch in den Flüſſen die Meeresfluth reicht. Der Kanal von Aragonien, der den reißenden Ebro begleitet von Tudela in Navarra bis abwärts Zaragoza, der des Manzanares, welcher von Madrid ausgeht, und der im Süden von Huescar nach Karthagena, ſind bis jetzt die einzigen ſchiffbaren Kanäle Spaniens.

Durch die hohen Sierren ſind gemächliche Verbindungswege ſchwierig anzulegen. Die Gebirgspfade erſcheinen oftmals nur für kühne Fußgänger, nicht einmal für die ſichern Maulthiere anwendbar. Auf dem Rücken der letztern, die gewöhnlich in zwei Tagen nur einmal abgeladen werden, wird das Meiſte im Innern fortgeſchafft. Das ganze ſpaniſche Transportweſen bildet eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Landes, der die romantiſche wie die ergötzliche Seite nicht fehlt; aber es nimmt natürlich viele Kräfte und Menſchen in Anſpruch.

Uebrigens hat Spanien vortreffliche Straßen und man mu[illegible]vundern, mit welcher die Hinderniſſe der [illegible]neiden der Hochkette oftmals überwunden

worden ſind. Die bemerkenswertheſten ſind die der Sierra morena, der baskiſchen Provinzen und Cataloniens. Kühnheit in der Anlage, Sicherheit in der Ausführung. Von monumentaler Schönheit ſind häufig die ſteinernen Brücken über Flüſſe, die hohen Bögen über Abgründe. Für Straßenbau eignet ſich kein Land beſſer als Spanien und dieſer kann den Kanalbau hier vollkommen erſetzen: nirgend fehlt es an Steinen, die Straßen ſind leicht zu erhalten und dem Verderben wenig ausgeſetzt; denn die Witterung iſt beſtändig, Regen ſelten, die Luft rein und trocken und der Boden überall feſt. Das Klima ſagt den Maulthieren zu, und dieſe ſind das billigſte Zugvieh. Statt Eiſenbahnen könnte man in Spanien glatte feſte Steinbahnen ſehr paſſend und billig herſtellen und dabei Maulthiere zum Ziehen verwenden. Dieſe ziehen die Poſtwägen, die Schiffe auf den Kanälen; — das edlere Pferd wird hauptſächlich nur zum Reiten benutzt. Alles zuſammengerechnet, hat Spanien zwar ihm eigenthümliche, aber vor andern Ländern keineswegs zurückſtehende Hilfsmittel hinſichtlich des Transportweſens.

Den äußeren Handel begünſtigt die Lage gegen die Meere. Spanien für ſich begränzt 600 Meilen (25 auf einen Grad gerechnet) das Meer, 315 das mittelländiſche, 285 den Ocean; während ſein mittlerer Durchmeſſer nur 200 und die Gränze von Frankreich gar nur 90 Meilen beträgt. Dieß große Meergeſtade iſt voll Buchten und Baien und mit den ſchönſten und bequemſten Häfen verſehen. Zugleich ſind ſeine nahen Beſitzungen, beſonders nach dem Verluſte der großen Kolonien, für den ſpaniſchen Handel von der größten Wichtigkeit, ihre Lage macht ſie zu Stützpunkten und gelegenen Lagerplätzen deſſelben. Die Bedeutung der Balearen wird bereits wohlverſtanden und hat ſchon den Neid Auswärtiger erregt. Nicht minder groß iſt die der Kanarien (auch der Annobon- und Prinzeninſel) wegen ihrer Lage im Ocean gegen Europa,

Afrika und Amerika. Endlich bieten die Presidios an Afrika's Küste, Ceuta, Melilla, Pennon de Velez u. s. w. Anhaltpunkte für den Einfluß auf Afrika. In neuerer Zeit hat der spanische Handel wieder zugenommen; es bildeten sich einige neue Gesellschaften, welche günstig darauf einwirkten, wie die von Caracas zu St. Sebastian und die der Philippinen zu Cadiz. Weine, Wolle und Eisen bildeten stets die Basis der Ausfuhr, dann aber auch alle obengenannte Producte; die Einfuhr betrifft allerlei. Die Bevölkerung der Städte wächst wieder an. Auf 6 Einwohner zählt Spanien einen, der sich mit städtischer Industrie beschäftigt; im Ganzen ungefähr 600,000 Familien, worunter über 7000 Großhändler sind. Das Land zählt 2 Millionen Häuser, wovon etwa nur 28,000 einzeln stehen; 10,500 Weiler, an 13,000 Dörfer, 4600 Städte und Flecken und 145 Hauptstädte. Vom Jahr 1791 bis 1822 ist die Einnahme der Posten von 2 auf 3½ Millionen, die Steuer auf Häuser von 4½ auf 7½ Millionen Francs gestiegen. Nach dem Verluste der großen Kolonien, deren Handel das Mutterland besorgte, mußten sich natürlich die Zahlen, welche in den frühern Tabellen über die Ein- und Ausfuhr figuriren, bedeutend vermindern; allein dadurch haben nur einige spanische Zwischenhändler — nichts weiter war der ganze Handel — verloren, nicht aber die Nazion und die Industrie. Denn der gesammte industrielle Bruttoertrag, welcher im J. 1803 nur 284,600,000 Francs betrug, hatte sich 1830 bereits nahe verdoppelt. In dieser Zeit vertheilte sich jener Ertrag etwa auf 50 Francs für jeden Einwohner; in Frankreich beträgt eine ähnliche Vertheilung 80 Francs, in England über 200 Francs für den Kopf.

Die Staaten, welche Spanien in Amerika mit seinem Blute und seiner Milch groß gezogen, die ihm dafür nur vielbeneidete Gold-Galionen zurückgaben, auf die es so stolz

war, wie eine Mutter auf ihre Söhne; dieſe Staaten mit 12 Millionen Einwohnern, vertheilt in Mejico, Chili, Peru, Buenos-Ayres, Caracas, la Plata, Montevideo, Neu-Granada u. ſ. w., haben ſich vom Stammhauſe getrennt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Staatsgeſellſchaften wie Menſchen mündig werden. Spanien hat ſich aber noch ferne auswärtige und reiche Beſitzungen erhalten, die ihm in den fremden Meeren als Lager- und Stapelplätze dienen, die gerade groß genug ſind, um ſeinem Handel und ſeiner Schifffahrt den nöthigen Anreiz und die gehörige Ausdehnung zu geben, aber nicht ſo ausgedehnt, um dem Mutterlande Kräfte zu entziehen, welche zum eignen organiſchen Wachsthum in Anſpruch genommen werden. In Aſien: die Philippinen, die Marianen-, Babuyanen-, Karolinen- und Baſchi-Inſeln; in Amerika: Cuba, Portorico, Paſſage- oder Culabrainſel.

Sowohl die weſt- als die oſtindiſchen Beſitzungen zeigen ſich von der größten Wichtigkeit. Die erſtere, mit einer Bevölkerung von beinahe 1½ Millionen, ſind ſehr fruchtbar und unterhalten einen lebhaften Bedarfshandel mit dem Mutterlande; ſodann vermittlen ſie auch einen Theil des Verkehrs zwiſchen Amerika und Europa, inſofern die weſtindiſchen Inſeln überhaupt als die öſtlichen Seehäfen des amerikaniſchen Continents zu betrachten ſind, und Havana, herrlich und ſicher gelegen, über 150,000 Einwohner zählend, die erſte Handelsſtadt im mejicaniſchen und weſtindiſchen Meere iſt.

Da die Philippinen gegenwärtig wegen ihrer Lage und Productionen die wichtigſte Beſitzung Spaniens bilden, ſo führe ich Einiges aus einem Bericht über ſie in der Canton free Preß vom 30. Januar 1837 an. „Trotz der großen Fruchtbarkeit der Philippinen war der Handel von Manila (die Hauptſtadt hat über 150,000 Einwohner) bis in die letzten Jahre verhältnißmäßig unbedeutend; theils

wegen der Eiferſucht der ſpaniſchen Regierung gegen Fremde, theils wegen der Unthätigkeit der monopoliſirenden ſpaniſchen Häuſer, welche Vortheile in der Ausfuhr von Reis nach China genoſſen und die den Handel lange in ihren Händen concentrirten, ohne daß ſie ihm die Ausdehnung gegeben hätten, deren er fähig iſt. Der gegenwärtige Generalcapitän, Herr von Salazar, ſeit dem Gouvernement im September 1835, hat eine liberalere Politik angenommen und den fremden Handel von einem großen Theile ſeiner Feſſeln befreit. Sogleich war der Erfolg in einer beträchtlichen Ausdehnung der Reichsproduction ſichtbar, da die Indier, jetzt eines vortheilhaften Marktes gewiß, mit größerem Eifer, als man hätte hoffen können, anfingen, große brachliegende Ländereien umzubrechen. Die Ausfuhr von Reis aus dem Hafen von Manila allein betrug 1836 über 1,200,000 Centner und man erwartet im laufenden Jahre eine Zunahme von wenigſtens 30 Procent. In gleichem Maaße nehmen Zucker-, Kaffee- und Hanfpflanzungen zu, und der Zuſtand der Finanzen beweiſt hinlänglich den zunehmenden Reichthum der Inſeln. Die Revenüen, 1,620,000 Piaſter im Jahre 1828, waren im Jahre 1836 auf 2,400,000 Piaſter geſtiegen. Die Staatscaſſe enthielt 810,000 Piaſter, nachdem neben allen laufenden Dienſten noch über 400,000 Piaſter alte Schulden, 820,000 Piaſter für den Transport und die Equipirung eines Truppencorps aus Spanien, 1,350,000 P. für die Marine, worunter eine große Fregatte, welche gebaut worden war, um nach Spanien geſchickt zu werden, 500,000 Piaſter für neue Befeſtigungen, 290,000 Piaſter für Munition und 150,000 Piaſter für Wechſel, welche von der ſpaniſchen Regierung auf die Colonien gezogen wurden, bezahlt worden waren. Außerdem hat die Regierung noch für etwa 4 Millionen Piaſter Tabak in ihren Magazinen. Außer einigen unbedeutenderen Einkünften, wie z. B. die Steuer auf

die Chineſen, welche 80,000 Piaſter beträgt, beſtehen die Hauptquellen der Staatseinnahmen in der Kopfſteuer auf die Indier, in Zöllen und in Tabaks- und Palmweinmonopol. Die Kopfſteuer wurde im Jahr 1835 von 1,000,000 Indiern erhoben, was etwa eine Bevölkerung von 4 Millionen vorausſetzt, da ſie nur von Familienhäuptern gefordert wird. Sie beträgt 1½ Dollar für jede Familie und wird von den Dorfgeiſtlichen erhoben, die 25 Procent für die Erhebung abziehen, ſo daß für die Regierung etwa ein Piaſter per Familie bleibt. In den meiſten Diſtricten giebt es keine andern Steuereinnehmer als die Prieſter und Mönche, deren Einfluß auf die Indier unbeſchränkt iſt und die ſo eiferſüchtig auf jede Einmiſchung in ihre Angelegenheiten ſind, daß ſie immer Mittel finden, das Niederlaſſen eines Europäers in ihrer Gemeinde zu hindern; ſie erlauben ſogar dem Gouverneur nicht, Truppen zu ihrer Beſchützung oder zum Eintreiben der Steuern zu ſchicken. Neben der Kopfſteuer für die Regierung erheben ſie noch eine von fünf Realen per Familie für die Bedürfniſſe der Kirche. Sie ſind größtentheils Mönche und müſſen dann mit ihren Klöſtern abrechnen. In allen reichen Gemeinden ſind die Prieſter Europäer, in den armen meiſtens Indier, die in dem Seminar in Manila erzogen worden. Die Indier hängen noch immer etwas an den Traditionen der frühern Zeit. — Der Generalcapitän kann ſeine faſt unbeſchränkten Vollmachten nur mit der äußerſten Vorſicht ausüben, da eine Menge Beamteter bereit ſind, ihm beim mindeſten Anlaß in Madrid zu denunciren, wo man nur allzu geneigt iſt, ihnen Gehör zu geben, weil der Verluſt der amerikaniſchen Kolonien die Regierung ſehr eiferſüchtig gemacht hat. Ohne beſondere Erlaubniß aus Spanien wird Keinem erlaubt zu landen, und ſich in Manila niederzulaſſen, wie viele aus Südamerika Vertriebene gefunden haben, die in den Philippinen Schutz ſuchten. — Die

Kolonie enthielt etwa 6 bis 7000 Mann Truppen, worunter 1500 Europäer und der Reſt Indier unter europäiſchen Officieren; das Ausſehen dieſer Truppen iſt gut und ihre Zahl mehr als hinreichend, die ſpaniſche Herrſchaft zu erhalten. Die koſtſpielige Marine beſteht aus einer Anzahl kleiner Kriegsſchiffe, Pontinen, welche eigentlich gegen die malayiſchen Seeräuber im Süden von der Inſel Luzon und beſonders in der Nähe von Mindanao beſtimmt ſind, ſich hiermit jedoch weniger als mit Schildkröten- und Perlenmutterfiſcherei abgeben, deren Ertrag ihr Admiral an die Kaufleute für den chineſiſchen Handel verkauft."

Ohne Kolonien und auswärtige Beſitzungen kann kein Staat auf Selbſtändigkeit ſeines Handels Anſpruch machen. Nicht bloß fehlen ihm die Erzeugniſſe aller andern Zonen, ſondern ihm gehen auch in der Fremde alle Stapelplätze und Handelsſitze ab, in welchen ſein Einfluß vorwiegt und auf welche ſich ſein ferner Handel ſtützt. Seine Flagge erſcheint in allen Häfen und Meeren in untergeordneter Linie, nirgends herrſchend; ſeine Schifffahrt muß mit Abfall und Broſamen fürlieb nehmen, welche die mächtigere Rhederei zu verſpeiſen nicht beliebt. Holland hat, wie Spanien, den größten Theil ſeiner alten Beſitzungen verloren; aber die wenigen, die ihm wieder zufielen, genügten für die kräftige Wiederbelebung ſeines Handels und erlaubten ihm, auf eigner unabhängiger Bahn nach beſter Einſicht, nach Luſt, Geſchick und Kräften fortzuſchreiten. Das holländiſche Handelsſchiff hängt ſich nicht an das Schlepptau Englands, wie es ohne Kolonien thun müßte; es durchfurcht ſelbſtändig die Meere, wirft im eignen Hafen ſeine Anker, beladet ſich mit eignen Früchten und Waaren, handelt überhaupt auf eigene Rechnung und empfängt Nichts von ſeinen Rivalen, was es an ſie auch nicht wieder austheilt. Spanien wetteifert in Bezug auf Kolonialmacht mit Holland und Frankreich; es kann auf

ihre Grundlage einen großen auswärtigen Handel ſtützen und eine unabhängige Stellung im Weltverkehr behaupten. Die Hülfsquellen der Macht und Nazionalwohlfahrt, welche ihm in den Kolonien eröffnet ſind, gehen leider den beiden deutſchen Großmächten noch ab; — Preußen, ſcheint es, fühlt nicht einmal das Bedürfniß einer Seemacht!

Die ſpaniſche Marine iſt wieder im Wachſen. Im Jahr 1795 waren 101,000 Menſchen in ihr beſchäftigt, worunter 119 Generalofficiere, 1,312 Officiere niedern Ranges, 400 Cadetten, 2,700 in der Artillerie und im Genie der Marine, 12,000 Seeſoldaten, 64,000 Mariniers, 20,000 für den Hafendienſt. Im Jahr 1808 beſaß Spanien 42 Linienſchiffe, 30 Fregatten, 186 kleinere Schiffe und über 300 große Kauffahrteiſchiffe. Nur dieſe und 20,000 Fiſcher, die in See ſtechen, hat es noch, ſo wie ungeheure Werfte, Docken, Marineanſtalten in den Häfen. Die beßten ſpaniſchen Kriegsſchiffe wurden aber am Kap von Trafalgar vernichtet. Seitdem war Spanien im Innern zu beſchäftigt, als daß es ſeiner Seemacht beſondere Aufmerkſamkeit hätte zuwenden können. Auch nahm der Krieg in Amerika ſeine Kräfte in Anſpruch und der Verluſt der großen Kolonien ließ es Anfangs auf ſeine Seemacht eine geringere Wichtigkeit legen, als früher. Die ſpaniſche Macht in Amerika beſtand aus mindeſtens 40,000 Mann regulärer Truppen und 200,000 Mann Miliz; der Krieg wurde äußerſt blutig und mörderiſch geführt, 1818 hatte er ſchon mehr als 150,000 Menſchen das Leben gekoſtet und Spanien über eine Milliarde Species beraubt; er wurde zugleich in Venezuela, Chili, Peru, Buenos-Ayres und Mejico geführt und zu wiederholten Malen fanden große Truppenſendungen aus dem Mutterlande ſtatt. Alle dieſe Kräfte verbleiben jetzt Spanien, ohne daß die wahren Elemente für die Bildung ſeiner Marine um das mindeſte verringert wären. Die

gegenwärtige Regierung widmet derſelben minder Sorgfalt; der Bürgerkrieg ſelbſt führte auf die Nothwendigkeit, die Küſten mit Kriegsſchiffen zu überwachen. Sie hat die zahlreichen Schulen zur Ausbildung für die Marine und der Steuerleute neuorganiſirt und durchgehend verbeſſert; ſie hat der ſpaniſchen Schifffahrt einen gerechten Schutz durch Differenzzölle gegen die fremde geſichert. Auch die Cortes widmen der Marine die lebhafteſte Unterſtützung. Spanien, ſagte jüngſt ein Cortes-Deputirter, hat 500 Leguas Küſten, die trefflichſten, ſicherſten und ſehr bequem gelegenen Häfen, reiche, überfließende Productionen, ausgedehnte und weit entfernte Kolonien — Alles Umſtände, die beweiſen, daß es zu einem ausgebreiteten Seehandel berufen und in die dringende Lage verſetzt iſt, eine achtungswerthe Marine zu erringen, welche ſeiner Nazionalhandelsflagge in allen Meeren die nöthige Sicherheit garantirt.

Das Geſagte wird genügen um die Ueberzeugung davon zu geben, daß Spanien auch hinſichtlich der Hülfsquellen, welche ihm für die materielle Wohlfahrt und äußere Machtentwicklung zu Gebote ſtehen, unter die Staaten erſter Größe zu zählen iſt.

Viertes Kapitel.

Dynastie und Verfassung.

Es ist nicht genug, daß eine Nazion über große Hülfsquellen gebkte, sie muß sich derselben auch frei bedienen können. Oftmals stehen Ländern die größten Mittel zu Gebote, aber ein so schwerer Druck — er komme von Innen oder von Außen oder von beiden Seiten zugleich — lastet auf ihnen, daß sie sie nicht benutzen und ihre Kräfte nicht entwickeln können. Als erster Beding einer gediegenen Entwicklung erscheint eine freie Verfassung und eine stabile Staatsregierung. Spanien erfreut sich gegenwärtig der erstern; allein die Stabilität derselben ist die Klippe, an welcher die Meisten Anstoß nehmen. Sehen wir, wie es sich damit verhält. Da zugleich das Ansehen der bestehenden Dynastien und Staatsregierungen zu den Staatskräften gehört, so müssen wir auch für Spanien diese Seite seiner Macht in Betracht nehmen.

Als eine Hauptstütze der Stabilität des Thrones erscheint die Legitimität seines Inhabers und zwar in einem um so höhern Grade, jemehr diese angefochten wird. Die legitime Thronfolge gebührt in Spanien Isabel II., wie im Anhang wegen der Wichtigkeit der Frage besonders nachgewiesen worden ist. Die französischen Legitimisten sind zwar anderer Meinung, weil die gegenwärtige Regierung Frankreichs sich mit dem Thron Isabellens alliirt hat, und weil

ſie die von Don Carlos repräſentirten Intereſſen den ihrigen mehr übereinſtimmend glauben. Wie es mit dem Rechtsgefühl dieſer ſogenannten Legitimiſten ſich verhalte, erhellt daraus genugſam, daß ſie zum Loſungswort ihrer Parteipolitik und zum Einſchwingungsköder ihrer Principien genommen haben: Bündniß Frankreichs mit Rußland zur Schwächung Deutſchlands und zur Erlangung der Rheingränze für Frankreich!

Was die ſpaniſche Nazion betrifft, ſo hat, meiner Erfahrung gemäß, die Mehrheit derſelben die Rechtmäßigkeit der Nachfolge Iſabellens II. niemals bezweifelt. Der Streit handelte ſich nicht um die Legitimität der Perſonen, ſondern um die Intereſſen, welche die Perſonen vertraten. Auf carliſtiſcher Seite vereinigten ſich die Basken und Navarros zur Vertheidigung ihrer Fueros, die Ordensgeiſtlichkeit mit ihrem Anhange im Volk, weil ſie wußte, daß ihren Reichthümern durch jede liberale Regierung Abbruch geſchehen werde; ſodann die Carliſten im engern Sinn, nemlich die Abſolutiſten und einige Legitimiſten, welche ſich von der Rechtmäßigkeit der Anſprüche des Don Carlos überzeugt hielten. Dazu kommen denn noch perſönliche Gegner der neuen Regierung, von der ſie ſich beleidigt glaubten. Abenteurer jeder Art und jeden Ranges, ſowie endlich die zahlreiche Klaſſe beſitzloſer Herumſtreicher, die den unordentlichen Krieg wie ein Räubergeſchäft lieben und um Gold dem Herrn zu Allem bereit ſind. Derjenigen, welche lediglich für das Recht des Don Carlos ſtritten, waren nur Wenige und dieſe zweifelsohne ehrenwerthe Perſonen. Die bleichen Anſprüche des Prätendenten verbanden ſich aber mit andern mächtigen Intereſſen und *ſchienen* deshalb von einem großen Theil der Nazion anerkannt zu ſein, was in Wahrheit nicht der Fall war.

Die erſte Frage nun, die ſich uns aufdrängt, iſt die:

werden jene carliſtiſchen Elemente, wenn auch beſiegt, nicht in der Folge eine Urſache ſteter Schwäche für Verfaſſung und Regierung bilden? Ich antworte, nein! Die dreierlei, in ſich durchaus verſchiedenen Kreiſe, die ſich auf carliſtiſcher Seite zufällig in einem gemeinſamen Intereſſe zuſammengefunden, müſſen ſich mehr und mehr trennen, wie letzteres ſich auflockert, und für immer auseinandergehen, wie das Gemeinſame ganz verſchwindet. So gewiß dieß aber geſchehen wird, ſo gewiß iſt dann der Carlismus todt. Zuerſt muß nun bemerkt werden, daß es eine Thorheit ſein würde, auf carliſtiſcher Seite überhaupt die Elemente der Stabilität ſuchen zu wollen. Die Proletarier, die nicht bloß ohne Beſitz, ſondern auch ohne Heerd ſind, die zahlreichen Räuberbanden, Niemand wird dieſe carliſtiſchen Hülfstruppen für „conſervativ“ halten. Die baskiſchen Provinzen und Navarra ferner bilden in Sitten, Verfaſſung und Verwaltung demokratiſche Gemeinweſen, und es iſt erſt unſerer Zeit eingefallen, in ihnen Stützen der legitimen Throne zu ſehen; aber ſie ſtritten niemals für dieſe, ſondern nur für ihre republikaniſchen Vorrechte. Das Mönchthum endlich iſt ebenfalls demokratiſch, es zeigte ſich ſtets als Feind der Geburts-, der Geld-, ja mitunter auch der Geiſtesariſtokratie: die Mönche lebten in vollkommner Gleichheit, ſie gingen aus den unterſten Ständen hervor und übten noch immer einen gefährlichen Einfluß auf die Maſſe des Volkes aus, theils ihrer Reichthümer wegen, theils weil faſt jede bürgerliche Familie in Spanien einen Sohn, einen Bruder, eine Schweſter, einen Angehörigen in der Ordensgeiſtlichkeit beſaß und dadurch von dieſer influirt wurde. Niemand aber wird hierin gerade ein ſtabiles Element für den Staat entdecken wollen. Das Mönchthum beförderte nur ſein eigenes Intereſſe. Die ſogenannte ſpaniſche Revolution dahingegen wird durch eine ſich aus dem Niveau heraushebende Ariſtokratie getragen, auf

der Seite Iſabellens vereinigen ſich der ſpaniſche Adel, die Weltgeiſtlichkeit, die Städte, die Notabeln in der Literatur, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Handel und Induſtrie, im Civildienſt und in der Armee, der Gerichte und Advocatur, kurz die Maſſe der hervorragenden Männer; und in dieſem Sinn haben die Carliſten Recht, wenn ſie ſagen, ſie ſeien die Vertheidiger demokratiſcher Gleichheit, die in Spanien in Sitten, Rechten und Begriffen mehr herrſchte als bei irgend einer andern europäiſchen Nazion und um deren Erlangung mithin keine Revolution erſt nöthig war. Dieſe lebendig gewordene, nach Geltung ſtrebende Ariſtokratie des Landes bildet jedoch keine Corporation, ſie ſchwebt als der beſſere Genius der Halbinſel über dem ganzen Lande und tritt in jedem Spanier verkörpert hervor, der Herz und Kopf hat.

In Zumalacarregui fanden die drei carliſtiſchen Grundelemente einen gemeinſamen Stützpunkt, Ein Haupt, — das iſt das Geheimniß ſeines Karakters wie ſeines Einfluſſes und ſeiner Macht; zugleich ſtachelten ihn Haß gegen die Männer der entgegengeſetzten Seite, Ehrgeiz, Herrſchſucht, Thatendurſt, und dieß zuſammen genommen gab ſeinem Handeln jenen Nachdruck, jene Kühnheit und Gewalt, durch welche er faſt noch mehr als durch ſein Feldherrngenie Außerordentliches geleiſtet hat. Mit ſeinem Tode erhielten die verſchiedenen carliſtiſchen Kreiſe den erſten Anſtoß zur Trennung, es fehlte der unnachſichtige, decidirte und geiſtesüberlegene Wille, der das mit eiſernem Arme zuſammen gehalten hatte, was in ſich widerſprechend war. Werden ſie nun aber beſiegt und in der Vereinzelung noch die Stabilität der neuen Regierung zu ſchwächen vermögen? Ich glaube nicht. Die Ordensgeiſtlichkeit, aus deren Zellen der Aufſtand vorbereitet, und die bürgerliche Kriegsfackel war angezündet worden, wächst, einmal beſeitigt, nicht mehr nach. Die

Aufhebung der Klöſter ſchmälerte unmittelbar ihren Einfluß, ihre Macht, ſchleuderte viele ihrer Mitglieder in das bürgerliche Leben zurück, und verſöhnte ſie mit ihm. Die Gemäßigtern erſchracken vor dem Blute, vor den vielen Opfern, die der unabſehliche Krieger erheiſchte; ſie ſchieden ſich von der ultramönchiſchen Partei aus und näherten ſich der friedlichen Weltgeiſtlichkeit. * In der That gilt es in Spanien weniger die Vertheidigung der Kloſtergüter gegen den Staat, als die des Glaubens und der Kirche überhaupt einerſeits gegen geiſtigen Marasmus und anderntheils gegen einen ſchon unterm alten Regime verbreiteten, Voltaireſchen Unglauben. Das Mönchsweſen, wie es in Spanien noch beſtund, hatte ſich überlebt; im Innern hohl und faul, war es geiſtig unwirkſam und konnte nimmermehr Glaubensfriſche im Volk erwecken; der Geiſt der Kirche wird aus ſeiner Fülle auch hier der Zeit angemeſſene Brüderſchaften hervortreiben, die nicht im trägen Genießen weltlicher Güter ihre Beſtimmung ſehen, ſondern in Erweckung des chriſtlichen Sinns, in Armuth, Hingebung und Liebe, daß der Geiſt quelle und ſprieße allwärts. Schon finden ſich tief gebildete Männer, den wunden Fleck erkennend, allmälig aus allen Ständen und Parteien zuſammen, um Religion und Kirche mit ſtärkern Waffen zu vertheidigen, als die ſind, welche fanatiſche Mönche in carliſtiſche Heere führten. Der religiöſe Geiſt iſt unzweifelhaft im Aufleben und eine innige Verſöhnung der Kirche mit der neuen Ordnung im Staat, würde auch hierauf heilſamſt einwirken. Navarra und die

* Nachdem die Fueriſten, das thatkräftigſte Element des Carlismus, dem umſichtigen Gegner zur Verſöhnung die Hand gereicht haben, iſt der Krieg bald beendigt worden. Doch würde man ſich täuſchen, hierin nicht zugleich die vorausgegangene Schwächung des Einfluſſes des Mönchthums zu erkennen. Im Grunde hat ſich dies zuerſt thatſächlich aus dem Kriege entfernt, und dieſer wäre noch nicht zu Ende, wenn die Macht der Kloſtergeiſtlichkeit, als das carliſtiſche Grundelement, nicht gebrochen worden.

vaskongadiſchen Provinzen ferner, werden, ſobald ſie ſich mit der allgemeinen Landesverfaſſung erſt ausgeſöhnt haben, mit ihrer geprüften Anhänglichkeit an Recht und Sitte eine mächtige Stütze derſelben werden, ein feſter Pfeiler an dem Nazionalbau. Sie werden fortan von dem übrigen Spanien weniger abgeſchloſſen ſein, von deſſen Begebniſſen tiefer mit berührt werden; dahingegen auch durch ihre heimiſchen, bewährten Inſtitutionen, mit dem friſchen Geiſt ihrer Berge lebendiger auf die ganze Halbinſel zurückwirken, als dieß früher bei ihrer Abgeſchiedenheit und Neutralität geſchehen konnte. Wann Geſchützesdonner ihre ſonſt friedfertigen Thäler nicht mehr erſchreckt, der Tod nicht mehr hinter jedem Fels und jedem Strauch auf Beute lauert, das Bruderblut nicht mehr die üppigen Felder färbt, dann wird ihr Volk, das durch Muth und Ausdauer bei Vertheidigung deſſen, was es für ſeine Rechte und Freiheiten erkannte, der Welt bewieſen hat, daß es ſeines alten Ruhmes würdig geblieben, auch allen übrigen ſpaniſchen Provinzen an Patriotismus vorleuchten. — Es bliebe daher auf die Dauer nur noch die Wirkſamkeit des Prätendenten und ſeines legitimiſtiſchen Schweifs zu fürchten. Letzterer ſpaltet ſich in einen vornehm ariſtokratiſchen Theil, deſſen Ausdruck der graue, mit kaltem Blute grauſame Graf Eſpanna, und in einen populär demokratiſchen Theil, deſſen Repräſentant der junge, in Jähzorn beſtialiſche Cabrera iſt. Letzterer, der Held des ſpaniſchen Carlismus der unterſten Volksklaſſen, und zugleich die letzte Blüthe des raubrittèrlichen Geiſtes, beſitzt ungewöhnliche Eigenſchaften und hatte bei Bildung ſeiner Truppen kaum geringere Schwierigkeiten zu überwinden als Zumalacarregui;* doch iſt er weniger Karakter als dieſer, weniger kaltblütig und tiefſinnig, weniger die Menſchen gewinnend

* Indeß hat der Ausgang des Kriegs bewieſen, daß Cabrera niemals ſo gute Truppen zu organiſiren, noch ſie ſo gut zu führen wußte, als Zumalacarregui.

oder mit ſich fortreißend; er herrſcht als Despot im Namen eines Herrn; innerlich zerriſſen von Haß und Rache, weiß er bei wilder Aufwallung nur im Blutvergießen ſeinen Grimm zu kühlen. Die Spanier verweigern ihm den Namen eines Caudillo, den ſie Zumalacarregui niemals verſagten, ſie nennen ihn das blutlechzende Ungeheuer. Aber, wie geſagt, Cabrera iſt der wahre Träger des rein carliſtiſchen Prinzips, das nur durch die Waffen ſiegen und ſich erhalten könnte, die er anwendet. Darum iſt auch an eine friedliche Uebereinkunft mit ihm gar nicht zu denken. Die Fueros können, unbeſchadet des Prinzips der Verfaſſungseinheit, bewilligt, die Kirche befriedet werden, allein dem bloßen Carlismus kann kein Zugeſtändniß gemacht werden, ohne den Staat zu untergraben. Staatsprinzip ſteht hier gegen Staatsprinzip, Perſon gegen Perſon, es giebt keine Vermittlung zwiſchen beiden, keinen Ausweg, als zu ſiegen oder unterzugehen. Darum Cabrera's ſtete Unruhe, ſein leidenſchaftliches Weſen, ſein ſchonungsloſes Verfahren ſelbſt gegen Anhänger, beim leiſeſten Verdacht eines Einverſtändniſſes mit dem Feinde, darum der Muth der Verzweiflung, der Alles auf ein Spiel ſetzt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſehen wir in Cabrera überhaupt den letzten unter derjenigen mit einigem Erfolg auf der Weltbühne agiren, welche im romaniſchen Europa ihr tapferes Schwert der Vertheidigung der alten unumſchränkten Monarchie weihten. — Die Perſönlichkeit des Infanten iſt ohne Bedeutung, ſein Name ohne Klang im Lande. Es giebt keinen Spanier, der nicht den Namen der erſten Iſabel kennt und verehrt, der nicht weiß, daß ſein Vaterland Einheit und Größe der Thronfolge den Töchtern, in Ermangelung der Söhne, verdankt. Deutſchland mangelt ein ähnliches Geſetz — ein Grund ſeiner Zerſplitterung; wenn wir aber, wie Spanien, durch daſſelbe zu einem einzigen, mächtigen, deutſchen Staate

angewachſen wären: würde es jemals in unſerm Bewußtſein ausgelöſcht werden können? Don Carlos vertritt alſo keine ſonſtigen Intereſſen mehr als ſeine Anſprüche; woher ſollte nun die Begeiſterung des Volkes für ihn kommen, die ihn zum Throne geleiten, oder auch nur gefährlich machen könnte? Mit dem bürgerlichen Kriege fallen demnach auch die Gefahren weg, welche die Verfaſſung und den Thron der jungen Königin von dieſer Seite bedrohten; wenn freilich auch ſeine Wirkungen noch lange Zeit nachleben werden. — Uebergangskriſen im Leben der Völker dauern lange und ſind ſchmerzhaft, ihre Schwingungen ſind Wirbelwinde, ihre Bewegungen Stürme.

Bezüglich dem Anſehen des königlichen Hauſes, den Sympathien, die es auswärts erregt, der Macht, welche die Staatsregierung daraus ziehen kann, iſt vom ſpaniſchen nicht viel mehr als von allen übrigen zu ſagen. Nur das erlauchte Haus Habsburg ragt in dieſer Hinſicht hervor; es verwahrt in ſeinem Kronſchatze die heiligen Inſignien des alten römiſchen Reichs deutſcher Nazion. Auf Habsburg ruht noch der Glanz, die Würde und Hoheit der deutſchen Krone, und dieſe Hoheit iſt noch immer eine Macht, eine Sonne, die ſelbſt dann nicht verdunkelte, als Napoleons Stern am meiſten ſtrahlte. Man ſollte meinen, im Bewußtſein der Völker ſchlummerten noch immer dunkle Vorſtellungen aus der alten Zeit, deren Wurzeln alle Veränderungen unausgerottet gelaſſen und welche die alte Idee von der höchſten Stellung eines erwählten deutſchen Königs im chriſtlichen Weltreich noch immer nicht ganz erſterben ließen. Wo die fremden Völker an ein ſolches Königthum denken, da führt aber Habsburg in ihrer Vorſtellung des Reiches Szepter, und in den deutſchen Gauen ſchlägt jedes Herz noch bewegt, beim Namen ihres guten, letzten Kaiſers, der hoffentlich im Bewußtſein des deutſchen Volkes niemals ſtirbt.

Für die Befeſtigung des Thrones der jungen Königin walten günſtige Umſtände ob. Iſabel II. iſt nicht durch eine Volksbewegung, eine Revolution oder durch Wahl zum Throne berufen, ſondern Kraft ihres guten Erbrechts; nichts deſto weniger erſcheint ſie auch wie die gewählte Königin und wie das Haupt einer großen Bewegung ihrer Nation, inſofern dieſe wegen des mit den Waffen beſtrittenen Erbrechts gleichſam zwiſchen ihr und ihrem Oheim, ſo wie zwiſchen zwei verſchiedenen Regierungsſyſtemen zu wählen hatte. Solche zwiefache Gunſt dürfte ſich äußerſt ſelten wiederholen. Denn in der Regel haben die Prätendenten — wo ſie nicht etwa mit der Faſchingsfeder Ludwig Napoleons auftreten — die Legitimität für ſich, und die in Volksbewegungen verwickelten rechtmäßigen Monarchen den Geiſt und die Wünſche des Volks gegen ſich. Für Iſabellen aber vereinigt ſich die Volksbewegung mit der Legitimität. Ein Prätendent, deſſen Recht mindeſtens zweifelhaft iſt, hat auch weniger Anſehn als ein ſolcher, deſſen gutes Recht keinem Zweifel unterliegt; jener erſcheint ein Rebell, dieſer als Verfechter der legitimen Throne. In England und Schweden walteten verſchiedentlich weit ungünſtigere Verhältniſſe ob, und Ludwig Philipp würde ohne Zweifel freier wirken, wenn er neben der Quaſi-Volkswahl auch die Legitimität für ſich hätte. Die klaren Anſprüche des Herzogs von Bordeaux können allerdings in der Folge der Dynaſtie Orleans gefährlicher werden, als die mehr denn verworrenen der Brüder Ferdinands VII. dem Throne ſeiner Tochter und deren Descendenten.

Ohne Phraſe, unter den Spaniern iſt das Anſehen des Königs groß. Treue, Hingebung, aufopfernde Liebe zum königlichen Hauſe wurzeln unrottbar im ſpaniſchen Volke. Dieß jedoch ohne Servilism, Niemand denkt dabei an leidige Dynaſtieintereſſen, die ſich jemals gegen das wahre Wohl des Staats geltend machen könnten, die Verhältniſſe der

Spanier zum königlichen Hauſe ſind ungezwungen, frei und edel, übertreibende Formen der Unterwürfigkeit oder Lobpreiſung kennt man nicht, Alles iſt einfach und natürlich —, mit Recht heißt Spanien das klaſſiſche Land der Gleichheit. Nicht in den Formen, im Herzen des Volks lebt die Anhänglichkeit an den Thron, das tiefe, ich möchte ſagen, materielle Band, das Alle um das königliche Haus vereint, und wir müſſen hierin einen mächtigen Hebel der ſpaniſchen Nazionalſtärke erblicken, deſſen die Franzoſen entbehren. Geſchichtsforſcher, wie Reiſende, haben die allgemeine, edle Verehrung des Thrones als eine ſpaniſche Eigenthümlichkeit hervorgehoben. Und mußten nicht Volkthum, Kirche und Thron hier auf das engſte verwachſen, da alle drei Momente in der ſpaniſchen Geſchichte miteinander wirken, ſiegreich und groß werden? mußte aus ihren ſich verſchlingenden Wurzeln nicht ein einiger Nazionalſtamm aufwachſen, aus dem ſich weder das eine noch das andere willkührlich wieder ablöſen läßt, ohne die Kraft des Ganzen zu gefährden? Dieſe Einheit des Volkthums, der Kirche und des Thrones iſt nicht bloß ein Karakterzug, ſondern iſt überhaupt der wirkliche, d. h. der in der Geſchichte gewordene Karakter Spaniens; und daß ihr, die jeder Spanier voll und glühend im Buſen trägt, ja im Fleiſch und Blut hat, zu Zeiten hoher Nazionalſchwung und wunderbare Kräfte entquellen können, lehrt die Geſchichte. Selbſt noch im ſpaniſchen Amerika iſt jener Karakter zum Vorſchein gekommen, und hätten die ſpaniſchen Staatsmänner gegen daſſelbe nicht die gröbſten Fehler begangen, ſo würde wahrſcheinlich noch heute, wenn auch nicht das alte gezwungene, doch das innigſte Verhältniß das diesſeitige mit dem jenſeitatlantiſchen Spanien verknüpfen; bot doch Mexico wiederholt einem der ſpaniſchen Infanten (durch den Vicekönig O-Donoju) eine unabhängige Krone an, und erſt als dieſe ſich deſſen durchaus

weigerten, muß es ſich auch ohne ſie behelfen. So wird auch das Kaiſerthum Braſilien durch nicht Anderes als den Willen des Volks aufrecht erhalten. Die ſpaniſche Geſchichte erklärt den ſpaniſchen Karakter, aber dieſer auch jene. Denn wie anders ließe ſich das Erdulden unerhörter Leiden, beſonders das Benehmen der Nazion unter Ferdinand VII. in den erſten 25 Jahren unſers Jahrhunderts begreifen? Hat das Volk jemals den Thron umſtürzen wollen? Die Parteien haben ſich bekämpft, ſtürmiſche Bewegungen ſind gleich Orkanen über das Land hingebrauſt, aber der Thron blieb unerſchüttert, ja! das bewaffnete Volk, als es den König mit ſeinem Blute aus der Knechtſchaft erlöſt, legte die Waffen vertrauensvoll in ſeine Hände und liebte ihn dann noch, als eine nichtswürdige Camarilla ihn zum Vergießen unſchuldigen Blutes hinriß. Und dennoch hat man ſagen können, die Spanier ſeien nur die Affen der Franzoſen? Dennoch glaubt man, dem Haupt der franzöſiſch-revolutionären Propaganda entſtürzten die heutigen Bewegungen in Spanien? Gewiß, die Friſche der gewaltigen Pyrenäenwand ſchon hält den franzöſiſchen Qualm und Sumpfesdunſt von der Halbinſel entfernt. Leider aber hat die königliche Familie ſelbſt ſich alle Mühe gegeben, die Liebe im Herzen des ſpaniſchen Volks zu erſticken. Die Bourbons haben für alle Zeit in Spanien den Credit verloren, und den Republikanern, wie ſchwach auch ſonſt, und den Ultra's hat der Thron nur noch Werth als Symbol der Einheit. Dieſe jedoch würde ſelbſt in dem äußerſten Fall nicht zerriſſen werden, daß die politiſche Bewegung zu einer Art von federativer Reichsverfaſſung führte: immerhin würde der Thron als der Anhalt- und Einigungspunkt, als die Krone des vielaſtigen Nazionalbaums erſcheinen und mit der Einheit Spaniens beſtehen bleiben.

Die Stabilität der Verfaſſung iſt eng verbunden mit

der des Thrones, die eine die Stütze der andern. Das gegenseitige Verhältniß iſt in Spanien ein günſtiges geworden. König Ferdinand hat die beſchworne Verfaſſung zweimal für null und nichtig erklärt, die blind parteiiſche Camarilla brachte ſomit den Thron in eine Parteiſtellung, würdigte ihn zum Werkzeug herab, zum Schemel ihrer Herrſchaft, und gab der ganzen innern Prinzipienfrage eine ſolche gefährliche Wendung, daß der treugeſinnten Nation nichts übrig blieb, als zwiſchen dem Könige und der Verfaſſung zu wählen, ſomit die Stellung beider ſchwächend. Der Klerus, beſonders deſſen klöſterlicher Theil, für den zugleich ein Lebensintereſſe auf dem Spiele ſtund, ſympathiſirte im ganzen mehr mit der abſoluten als mit der conſtitutionellen Monarchie, von der er Beſchränkung ſeines weltlichen Einfluſſes befürchtete. Alſo Thron und Altar, mit den mächtigen Sympathien des Volkes für beide, ſtunden früher der Verfaſſung gegenüber; woraus ſich das ſcheinbare Schwanken der Nazion, auch der frühere Sieg der Abſolutiſten mit Hülfe der Franzoſen hinlänglich erklären. Gegenwärtig iſt es die glücklichſte Fügung, daß die entgegenſtehenden Prinzipien ſich auch in den Perſonen entgegenſtehen, das legitime Oberhaupt aber auf die conſtitutionelle Seite überzutreten, ſich veranlaßt ſah. Das iſt die gute ſtabile Seite der durch die Anſprüche des Don Carlos angefachten Wärme. Das eigene Intereſſe knüpft fortan den Thron an die Verfaſſung und dieſe an jene; und die Sympathien im Klerus und Volke, die dem Throne zuneigen, werden auch die Verfaſſung umgeben. Iſabel kann der carliſtiſchen Partei Schutz gewähren, ſie mit ihrem Throne zu verſöhnen ſuchen, aber dieſen niemals auf ſie ſtützen wollen, denn das hieße die Krone an den Prätenden abtreten. Demnach iſt das, worauf es zunächſt ankam, erreicht: das innigſte Bündniß zwiſchen Krone und Verfaſſung, die erſte, wichtigſte Garantie für beider Stabilität.

Und dieß Bündniß beruht nicht auf ſchwankenden Sympathien, ſondern auf wohlverſtandenen, dauernden Intereſſen. Ohne die Anſprüche des Infanten würde es anders ſtehen. Wer hätte ſich im Jahre 1824, wo noch das Henkerbeil im Namen des Königs gegen die Verfaſſungsfreunde wüthete, auch nur träumen laſſen, daß zehn Jahre ſpäter der legitime Thron ſelbſt ſich mit der verfolgten Conſtitution ausſöhnen, ja, deren erſte Stütze bilden werde? Ein ſo glückliches Verhältniß, das der Nazion ſchleuniger alle die Segnungen zuführen wird, welche aus einer freien Verfaſſung und der befeſtigten Thronfolge hervorgehen, iſt niemals weder in England noch in Frankreich beſtanden, wo bei ausbrechendem Zwieſpalt ſich ſtets Legitimität und Volksſache ſchieden. Wie wenn der Himmel die Spanier für ihre lang geprüfte Geduld und oft bewährte Treue habe belohnen wollen!

Die Stabilität der Verfaſſung, worunter nicht die Starrheit, Unbeweglichkeit, ſondern die Entwickelung derſelben verſtanden wird, die auf dem Wege der Reformen vor ſich geht, hat ferner wurzelhafte Stützen in der Geſchichte und im Volkskarakter. Die unbeſchränkte Monarchie, der Reyneto, iſt urſprünglich in Spanien nicht heimiſcher als in irgend einem andern europäiſchen Staat. Wenn es, als mit Beginn der neuern Zeit der allgemeine politiſche Lauf auf die Herausgeſtaltung des reinen Königthums ausging, in welcher concentrirten Staatsform ſich die Völker zuerſt als in einem organiſch gegliederten feſten Ganzen faßten, in dieſer Richtung der andern vorausging und lange dabei beharrte, ſo lag dieß theils in ſeinen eigenthümlichen und vorangeſchrittenen Zuſtänden, theils in jenem bis in die jüngſte Zeit dauernden Ausfluß der Nazionalkräfte nach Außen. Sonſt ſpricht der Geiſt der Vergangenheit, der in den Spaniern noch nicht erſtorben iſt, laut für die freie Verfaſſung; jener Geiſt, der ſowohl in Caſtilien als in Aragonien die

Herrſchaft des Königs von der Aufrechthaltung der Verfaſſung abhängig machte; jener Geiſt, in welchem die Aragoneſer, dem König ein Schwert auf die Bruſt haltend, ſagten: „Wir, die wir ebenſoviel ſind als Ihr, erkennen in Euch unſern König und Herrn, wenn Ihr unſere Rechte und Privilegien aufrecht erhaltet; wo nicht, nicht!“ Die alten Volksverſammlungen, Junten, Concilien und dann die Cortes por estamentos, die zu beſenden am Ende nur die ſieben und dreißig Hauptſtädte des Landes das Recht hatten, aber weder Adel noch Geiſtlichkeit als ſolche, ſetzten früher jährlich die Steuern und Auflagen feſt, revidirten die Rechnungen, überwachten die Vollziehung der Geſetze, beſeitigten Mißbräuche und vertheidigten muthig und unabhängig die Rechte der Nazion. Im ſechszehnten Jahrhundert wurde dieß ſtändige Weſen ziemlich aufgehoben, unter harten Kämpfen. Als aber Napoleon aus Bayonne erklärte: „er habe unwiderruflich beſchloſſen, die Familie der Bourbons ſolle zu Gunſten ſeiner eignen in Spanien zu regieren aufhören;“ und ſomit die Ehre des ſpaniſchen Volks verletzte: da bildeten ſich alſogleich in allen Provinzen die dem Volksbewußtſein noch nicht erſtorbenen Juntas und aus dieſem, ſchon aus Nothwendigkeit der Adminiſtration und Landesvertheidigung Einheit zu geben, die oberſte, mit der höchſten Gewalt bekleidete Centraljunta, die erſt nach Zuſammenberufung der alten Cortes (September 1810), wofür ſich die öffentliche Meinung auf das entſchiedenſte und in Uebereinſtimmung mit dem Wunſche des gefangenen Ferdinand, während ſeiner Abweſenheit das Königreich durch die Cortes oder Stände des Reichs verwaltet zu ſehen, ausgeſprochen hatte, einen aus fünf Mitgliedern zuſammengeſetzten Regentſchaftsrath Platz machte. Die in Folge davon am 19ten März 1812 zu Cadiz promulgirte Conſtitution iſt mithin einmal aus keinem, dem Throne und der Kirche feindſeligen

Geiſte hervorgegangen und dieſelben Männer konnten nicht auf der einen Seite dasjenige zu erhalten ſuchen, was ſie auf der andern umſtürzen wollten; ſodann iſt ſie die Wiederherſtellung der alten ſpaniſchen Verfaſſung mit dem Verſuch, ihr die den neuen Zeitverhältniſſen entſprechenden Veränderungen einzuverleiben. Woraus erhellt, daß in Spanien von der Durchführung eines revolutionären Prinzips in alle ſeine Conſequenzen niemals die Rede geweſen iſt, es dort vielmehr nur die Wiederbelebung der alten Verfaſſung mit durchgreifenden Reformen galt, von deren Nothwendigkeit das Unglück des Landes jeden Wohldenkenden überzeugen mußte. Spanien hat alſo von vornherein im Wege der Reformen gehandelt, und inſofern es kein revolutionäres Prinzip in die äußerſte Conſequenz zu verfolgen hat, iſt auch nicht abzuſehen, aus welchem Grunde der Umſchlag in ein anderes Extrem ſtattnehmen und damit der Beſtand der Verfaſſung gefährdet erſcheinen ſollte.

Wie die Vorſtellungen außerhalb Spanien über die blinde, d. h. natürliche Anhänglichkeit der ſpaniſchen Volksmaſſe an das beſchränkte Königthum übertrieben waren (denn der Liberalismus fand im ſpaniſchen Volk nur erbitterten Widerſtand, inſofern er franzöſiſcher war und ſich von den Centraliſations-Ideen nicht befreien konnte; nicht das Schild des Rey neto, ſondern das Provinzialſyſtem hat dem Don Carlos ſeine Streiter geliefert); ſo auch die über die Wirkſamkeit geheimer Geſellſchaften * und anarchiſcher Clubs. Dieſe alle haben heute ihre Bedeutung verloren.

* Und ſelbſt dieſe lehnen ſich gern an Traditionen. So die der Freimaurer und beſonders die der Comuneros, die auch Exaltados, wie die heutigen Progreſſiſten, genannt wurden und in Romanen eine große Rolle ſpielen; ſie nannten ſich Söhne des Padilla, des älteſten Chefs ihrer Geſellſchaft, die ſie bis zu Karl V. und jenem Freiheitshelden hinaufſteigen ließen. Gemäßigter, und daher den Comuneros entgegenwirkend, nannte ſich die Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde oder des Ringes; Martinez de la Roſa, der Fürſt von Anglona und Andere gehörten zu den Anilleros.

Wohl jede große politiſche Bewegung ruft einzelne revolutionäre Erſcheinungen zu Tage, ohne daß dieſe deshalb doch den allgemeinen Karakter derſelben zu bilden brauchen. Wie geſagt; von einer ſtufenweiſe fortſchreitenden, ſich mehr und mehr überſpannenden und mit Selbſtzerſtörung endenden Revolution iſt auf der Halbinſel kein Anzeichen vorhanden und noch keine Partei hat über die im Unabhängigkeitskrieg erwirkte Verfaſſung hinausgeſtrebt. Und da ich nun in der ganzen ſpaniſchen Bewegung keinen triftigen Grund zur Anarchie ſehe, ſo habe ich auch keine Urſache, das Aufkeimen eines Militärdespotismus aus dem bürgerlichen Kriege zu befürchten. Espartero, als Regent, wird weder den Thron noch die Verfaſſung antaſten, vielmehr die erſte Stütze beider bilden.

Man darf — nicht genug kann man es wiederholen — die ſpaniſchen Zuſtände nicht nach den franzöſiſchen bemeſſen. In Frankreich, wo der noch vorwaltende keltiſche Geiſt dem ſelbſtändigen Beſtehen des beſondern ungünſtig iſt, drängt Alles auf die Maſſe, auf Allgemeinheit und Gleichförmigkeit, auf ein Geſammtleben, deſſen Wirken, gewöhnlich mehr glänzend als beglückend, bei politiſchen Stürmen oft furchtbar zerſtörend wird. Nicht ſo in Spanien, wo trennende Gebirgszüge, ſowie die nach drei verſchiedenen Seiten gerichtete Küſtenlage provinzielle Abſonderung fordert, auch die im Volkskarakter vorwaltenden Einflüſſe den Rechten des Einzelnen dem ſelbſtändigen Leben der Provinzen günſtig ſind, wo Verfall ſich anließ, als letzteres aus Mangel an geordneten Organen zu erlöſchen anfing. Wetteiferte doch die einzige Provinz, die ſich zur Unabhängkeit erhob, ohne dazu mehr Recht zu haben als Catalonien oder Biscaya, Portugal nemlich, mit dem ganzen übrigen Staat in Ruhm und Macht: Unabhängigkeit iſt an ſich eine Kraft und von zwei ſonſt gleichen Ländern wird das die größere Macht

entfalten, deſſen völkerrechtliche Stellung eine freiere iſt. Nur mit dem wohlverſtandenen Provinzialismus, nicht auf dem Wege gewaltſamer Centraliſation, wird Spanien aufſteigen; aber darum eben auch nicht den Gang der franzöſiſchen Revolution nachſpiegeln. Die Hauptſtadt iſt nichts ohne Spanien, aber auch jede Provinz iſt für ſich nichts. Die verbundenen Juntas, die ſich überall, wo Kräfte ſind, bilden und jedem zum Anhalt dienen, die organiſcher Entſtehung ſind, die Vorſteher der Civil- und Militärgewalt, der Kirche, das Haupt der Municipalitäten, die durch Stand, Talent, Beſitz und Anſehn gewichtigſten Männer der Provinzen umfaſſen, ſie ſind Spanien; ſie bilden das kräftige Mittel, was das ſpaniſche Volk mit Erfolg durch jede Kriſis geführt hat; ſie beſchränken ihre Wirkſamkeit nicht auf Vertretung, ſondern ſie greifen weſentlich in die Verwaltung ein, ja treten oft ganz an deren Stelle; ſie verbreiten, ohne doch das Band der Nazionalität und der Einheit zu lockern, ein ſelbſtthätiges Leben durch alle Glieder; ſie bilden eben ſo viele Bollwerke gegen den Despotismus einer Stadt oder Provinz, eines Einzelnen oder einer Verſammlung, aber ſie ſchwächen auch den Strom der Revolution, indem ſie ihn ſpalten, und wehren den Ausbrüchen ſeiner Zerſtörungswuth; ſie retten endlich die Nazionalſache, wenn ſie auch in der Hauptſtadt verloren iſt.

Ein ſolches Land iſt durchaus geeignet, nicht nur eine freie Staatsverfaſſung zu beſitzen, ſondern ſie auch kräftig zu entwickeln. Dafür ſpricht noch die Art, wie ſich der Volkskarakter äußert. Der Haß gegen ungeſetzlichen Zwang, gegen jede Willkühr iſt eben ſo groß als die Neigung, ſich überall in freien, d. h. mäßigen Formen zu bewegen. Das Formale iſt bei den Spaniern hoch ausgebildet; auch die unterſten Volksklaſſen zeigen ſtets freien Anſtand und ein würdiges Benehmen; in den für demokratiſche Grundſätze

am meiſten ausſchweifenden Syſtemen wird niemals das ſtabile Staatscentrum außer Acht gelaſſen, und ein gewiſſer Takt bricht immer noch durch. Ganz erſtorben war das öffentliche Leben zu keiner Zeit in den ſpaniſchen Städten, ihnen blieben immer eine gute Gemeindeverfaſſung, ziemlich ſelbſtändige Ayuntamientos, die öffentlichen Wander- und Beſprechungsſtunden, in welcher alle Stände, König und Bürger, miteinander verkehrten. Bei den neuern Veränderungen ſtand der Grundſatz feſt: ſo viel möglich das Alt-überlieferte, das im Bewußtſein der Nazion Gewordene zu erhalten, ſich nach Möglichkeit den Traditionen anzuſchließen. Will man ſie daher eine Revolution nennen, ſo iſt dieſe nicht im Geiſte der franzöſiſchen zu nehmen, welche glatte Tafel aus dem Beſtehenden machte, um die Eingebungen des Momentes darauf einzugraben, welche mit der ganzen Vergangenheit brach und ihr das Brandmal der Knechtſchaft aufdrückte. Beide gehen in der That von Anfang an von entgegengeſetzten Prinzipien aus, und man muß geſtehen, das freiere oder eigentlich conſtitutionelle iſt auf Seiten Spaniens. Die ſpaniſche Revolution vereint nicht die Nazionalgeſchichte, ſondern will in ihr fußen, in ihr anknüpfen, in ihr wurzeln, ſie will ſie wieder lebendig, innerlich und thatkräftig machen; ſie iſt keine Propaganda, ſie hat keine Eroberungspolitik, keine weltumſtürzende Tendenz; ſie iſt weſentlich mehr eine ariſtokratiſche als demokratiſche Bewegung, ſie lockt die großen Kräfte und Perſönlichkeiten hervor, will ihnen einen neuen Schauplatz der Wirkſamkeit im Inland eröffnen, den ſie in der Ferne verloren haben, ſie will wieder ein adliges Leben in der Nazion geſtalten und rüttelt mit der ſchlummernden alten Grandeza eine neue auf, indem ihr der Kern und die Blüthe des Volks zueilen, aus jedem Stand, aus jedem Kreis. Spanien — ſo faſt will es mich bedünken — iſt im Beginn der neuen Epoche ſchon wahrhaft

conſtitutioneller als Frankreich nach fünfzig Jahren der Erſchütterungen und Kämpfe, und ſofern im Grunde die wahre Stabilität jeder freien Verfaſſung im Geiſt und Karakter des Volkes liegt, kann ich keinen Augenblick anſtehen, dieſelbe in Spanien für feſter begründet zu erachten als in Frankreich.

Fünftes Kapitel.

Administration und sociale Zustände.

Aus einer geregelten, redlichen und fähigen Verwaltung schöpft eine Nazion große Vortheile und Kräfte; eine gesunde Politik, welche alle Nationalinteressen umfaßt und scharf überwacht, die das Wesentliche unverrückt vor Augen behält, doch auch das Geringste nicht verabsäumt, kann ein Haupthebel des Aufschwungs der Staaten werden. Für die spanische Verwaltung haben wir im Allgemeinen mehr gute Wünsche als schlagende Beweise ihrer Vortrefflichkeit. Die tief in Werk und Fleisch des Landes eingefressene Bureaukratie der alten Monarchie lastet noch großentheils auf dem Volke, hemmt und drückt es nach allen Seiten. Bürgerkriege eignen sich übel, den Organismus der Staatsverwaltung zu beleben, zu vereinfachen, zu kräftigen. Der ganze Park von abgenutzten und dann ganz unnützen Verwaltungsmaschinen aus den Kolonien, viele Plätze und Dienststellungen, die überflüssig geworden sind, bilden das einzige Erbtheil des Mutterlandes — gewiß eine schwere Bürde; der alte Gang im Staatshaushalt paßt heute durchaus nicht mehr. *

* Manche europäischen Staaten hatten ohne Zweifel eine noch schlechtere und verwickeltere Centraladministration als Spanien, und ob sie seitdem immer größere Fortschritte gemacht haben, bezweifeln wir. Möser berechnet, daß beim Regierungsantritt Josephs II. jede Rechnung, jede Eingabe oder andere einfache Sache in Wien auf dem kürzesten Wege durch mindestens 86 Hände zur Erledigung gehen mußte, als hätte man recht raffinirt, um

Wo irgend, ſo thun im Verwaltungsweſen durchgreifende Reformen Noth. Dieſe aber — das iſt nicht zu verkennen — ſind ſchwierig zu bewerkſtelligen: die Reformers haben es mit einem Heere von Beamten zu thun, welche beinahe alle miteinander vom höchſten bis zum unterſten nichts weiter als Schlenderer (rutineros) ſind und die ſich, aus Bequemlichkeit und Privatintereſſe, gegen jede und alle Verbeſſerungen wehren und ſtemmen. Der hergebrachte Schlendrian, die geiſttödtende Rutina hat Spaniens Verwaltung während zweier Jahrhunderte beherrſcht, und es iſt ſchwierig, ein ſo tief eingewurzeltes Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten. So iſt der Tabak ein Monopol der Regierung, von dem ſie nicht abläßt; ſie bezieht ihn zum Theil aus den vereinigten Staaten Nordamerika's, wiewohl Spanien ſelbſt dieſen Artikel von der beſten Qualität und unbeſchadet dem übrigen Ackerbau produziren, und alſo jene Summen dem einheimiſchen Gewerbfleiß zuwenden könnte, wenn man nur den Tabaksbau frei gäbe. Auch aus den Philippinen könnte, wie aus Cuba, bereits der trefflichſte Tabak in Fülle bezogen werden, wäre nicht der Handel mit dieſen wichtigen Beſitzungen in der Hand von Privatgeſellſchaften geweſen, die unangeſtachelt durch die Concurrenz, nicht diejenigen Vortheile aus demſelben zu ziehen wußten, welche er darbietet. Den Staatsmonopolen unterliegt verſteckt der Gedanke, das Intereſſe der Regierung ſei ein anderes als das des Volkes. Jede Unterſcheidung aber zwiſchen dem Wohl des Staats und dem ſeiner Angehörigen iſt ein Beweis von Krankhaftigkeit im Organismus deſſelben, behindert und ſtört das Gedeihen, ſo weit ihre Einwirkung reicht. Ihr wohnt die mehr oder minder offen ausgeſprochene Tendenz ein: die Regierten und die Regierenden zu trennen, in divergirende Bahnen zu

den Geſchäftsgang weitläufig zu machen und eine Menge Leute fort und fort nutzlos in Thätigkeit zu erhalten.

treiben und einander bis auf den Punkt zu entfremden, daß beide Theile ſich wie im Kriege gegeneinander fühlen, und ohne Gewiſſensſkrupel das Kriegsrecht, wo ſie es nur zu ihrem Vortheil vermögen, in Anwendung bringen, wie es denn hieran in keinem Lande an Beiſpielen fehlt.

Indeſſen iſt unverkennbar neuerer Zeit in Spanien ſchon Vieles geſchehen und auch in der Verwaltung der Weg der Reformen betreten worden, der ſchnell vorwärts führen dürfte in Betracht der practiſchen Eigenſchaften, welche die Spanier auszeichnen. Die kurzen Zeitabſchnitte conſtitutioneller Regierungen, von 1810—14, von 1820—23 und von 1834 bis jetzt, waren mit Kriegen angefüllt, die ihre Hauptaufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Dieſe Epochen zeichnen ſich hauptſächlich nur durch Aufräumen des alten Schuttes aus, zum Wiederaufbauen war die Zeit zu kurz und zu bewegt. Auch darf man die Maſſe von wirklichen Uebelſtänden, Hemmniſſen, Verlegenheiten und Gegenwirkungen nicht überſehen, womit die Miniſter täglich zu kämpfen hatten. Keine andere Regierung hat gegenwärtig ſo vieles Entgegenſtrebende zu bewältigen als die ſpaniſche, und wenn erlaubt wäre, andere Verwaltungen, die doch nirgends auf Widerſtand zu ſtoßen gewöhnt ſind und alles Gute ungehindert fördern können, ſo ſehr wie die ſpaniſche der öffentlichen Beurtheilung auszuſetzen: wir würden wahrſcheinlich das traurige Schauſpiel erleben, daß noch manche von ihnen unter den kritiſchen Schlägen der öffentlichen Preſſe von der eingebildeten Höhe ihrer Fürtrefflichkeit herabſtürzen und wohl gar dem Vergleich mit der ſpaniſchen erliegen würden. Wie geſagt, man hat doch ſehr übertrieben. Wo in der neueſten Zeit Preßfreiheit herrſcht, da wird es bald eine beliebte Art von Patriotismus, eine wahre Sucht des Publicums, der Regierung bei jedem Schritt Verlegenheiten zu bereiten. Sie giebt den Schein einer edlen Unabhängigkeit und hat

oft nur den Sitz im Egoismus eines Einzelnen oder einer Corporation. Das bloße Gedrängtwerden einer Regierung iſt aber auch dem einigermaßen Erfahrenen gewiß kein Beweis ihrer Untauglichkeit. Wo aber Cenſur die Preſſe zwingt und das laute, öffentliche Urtheil beſticht, da tritt gewöhnlich das entgegengeſetzte, ſchlimmere Uebel ein: die Verwaltung giebt ſich das Anſehen der Unübertrefflichkeit und genügt doch nirgends, weil ſie nirgends gehörig unterrichtet ſein kann, Alles wird Rutine, die Talente werden entfernt gehalten und die Mittraber im Dienſtkarren umhüllen ſich mit dem Nebel einer leeren, dünkelhaften Verdienſtlichkeit. Beſſer bleibt doch immer noch das Gedrängt- und Angeſpanntwerden, als ein Verdummen, welches mit der Anmaßung wächst. Die Politik der Alten, die Religion als rein politiſches Mittel, als ein Zügel für Volksleidenſchaften benutzt, iſt gewiß nicht die richtige; aber ſie iſt doch großartiger als das tägliche Hin- und Herreißen der Geiſter, und nicht ſo albern und lächerlich als die dünkelhafte Suffiſance der Beamteten, die nur Narr ihrer ſelbſt iſt, und nicht einmal jenes unwillkührliche Lächeln auf die Geſichter malt, von dem Cicero beim Begegnen der Auguren ſpricht. In conſtitutionellen Staaten ſollte man, zumal bei ſchwierigen Lagen niemals vergeſſen und der Takt es lehren, daß man nicht ſchwächen dürfe, wenn man ſtärken will. Man zerſtreut nur die Aufmerkſamkeit des Steuermanns durch Nadelſtiche, während er Klippen zu paſſiren hat: das Schiff aber, das er lenkt, trägt uns wie ihn.

Die in den Angelegenheiten der Halbinſel hauptſächlich thätigen Perſonen ſind vielfach verkannt worden. Die franzöſiſche Preſſe hat ihren Einfluß auf dem Continent dazu mißbraucht, und namentlich geben ſich deutſche Tagsblätter noch immer zum Nachrabeln des galliſchen Gekrähes her. Wer die Menſchen und Zuſtände der Halbinſel richtig

auffaſſen will, darf ſich nicht durch Korreſpondenzen und Einzelnheiten befangen nehmen laſſen, er muß die laufenden Dinge mit der ganzen Geſchichte verknüpfen, und aus der Totalität der Erſcheinungen heraus ſeinen letzten Schluß ziehen.

Die Halbinſel durchreiſend, bewegt zweierlei unaufhörlich unſer Gemüth. Erſtlich das produktenreiche Land, die friſche, kühne Gebirgsnatur, der unverdorbene, kräftige, edle Menſchenſchlag mit einem Gemüthe ſo heiter wie der Himmel, mit einer Sprache ſo reich und ſchön wie die Natur des Landes. Sodann ſcheinen zahlloſe Denkmale früherer Thätigkeit in Gebäuden, Anlagen, Städten, in herrlichen, nirgends übertroffenen Werken der Nützlichkeit und des Geſchmacks für die Armuth der letztern Jahrhunderte zu zeugen; eben erſt ſieht man wieder im Bodenbau, Gewerbfleiß, Handel Fortſchritte beginnen, eben erſt ſcheinen Künſte und Wiſſenſchaften wieder aufzuleben. Man frägt ſich, woher kömmt dieſer Stillſtand, dieſe Leere, was liegt denn zwiſchen dem Damals und Jetzt? und wer hat die eine genügende Antwort darauf: Amerika! denn das ſpaniſche Volk ſelbſt war nicht im Schlummer gelegen. „Das war, ſagt ein Schriftſteller, von jeher das Eigene der Spanier, daß ſie etwa nur ſchlafen mit den Waffen in der Hand.“ Die Nazionalthätigkeit lebhaft anzuregen und die Kräfte auf eine zweckmäßige Verwendung im Innern hinzuleiten, darin beſteht die Hauptaufgabe ſpaniſcher Staatsmänner. Die Beendigung des Krieges macht viele Hände frei, die Armee wird reduzirt, die Provinzialmiliz löst ſich auf. Viele, die außer Landes ihren Aufenthalt genommen, kehren zurück. Die Regierung muß vorſorgen, daß alle dieſe Hände Beſchäftigung finden. Kriege erfriſchen das Leben der Völker, nach ihnen entfalten ſie gewöhnlich eine große Thätigkeit, welcher ein wirkſames Feld anzuweiſen die Klugheit erfordert. Das bloße Ummodeln der Formen hilft zu Nichts, ſo lange nicht

auch von Innen heraus eine ihm entſprechende Thätigkeit keimt, die erzeugender Natur iſt, und die wahre geſunde Wurzel zur Verjüngung und zum Lebensbaum bildet. Auch ſind die Formen und Geſetze am dauerndſten, welche aus dem Urſtoffe und Grundverhältniſſen von Volk und Land hervorſprießen und dem Geiſte der Nazion anpaſſen.

Grundbedürfniß iſt Thätigkeit, Arbeit und Unterricht. Arbeit iſt der Hebel allen Aufſchwunges. Die kräftigſten Völker waren auch ſtets die fleißigſten und thätigſten. Im alten Rom fürchtete man den Müßiggang mehr als den Feind. Durch verdoppelte Arbeit erfriſchten nach erlittenen Verluſten die Römer den Geiſt ihrer Heere. Marius, um Cimbern und Teutonen zu beſiegen, fing damit an, den Flüſſen ein anderes Bett zu graben. Als der Römer Fleiß nachließ, die Soldaten nur das Kriegsmetier trieben, die Gewerbe und der Acker nur von Sclaven beſtellt wurden, verfiel ihre Kraft. Die thätigen Nazionen thun es immer den trägen zuvor. Man vergleiche Niederland und Neapel! Der Verlag, das Einkommen, der Reichthum und die Macht einer Nazion hangen zuletzt von der Thätigkeit jedes Einzelnen in ihr ab. Thätigkeit gibt Geſchicklichkeit, welche nicht Anderes iſt, als zweckmäßige Verwendung ſeiner Kräfte; ſie führt auf Erfindungen, Verbeſſerungen; ſie macht guten Unterricht, Kenntniſſe aller Art zum Bedürfniß, verſchafft die Mittel, ſie zu erlangen, und belebt Künſte und Wiſſenſchaften. Arbeitſamkeit befördert auch gute Sitten, ſchützt das Familienleben und bewahrt das Haus vor den Laſtern, welche den Müßiggang begleiten; es wird leicht, eine Familie zu ernähren und in den beßten Jahren verheirathet man ſich. Die Zahl der Unverheiratheten wie der Müßiggänger vermindert ſich; die Bevölkerung nimmt zu, wiederum Thätigkeit und Macht der Nazion vermehrend. Die Belebung der Nazionalthätigkeit unterſtützt die geſetzliche

Ordnung und Freiheit im Staate, indem ſie nicht nur die Unabhängigkeit der einzelnen Bürger vermehrt und die Sitten verbeſſert, ſondern weil ſie auch große ſtets wachende Intereſſen ſchafft, welche in Gefährdung der Verfaſſung der allgemeinen Ordnung und Geſetzlichkeit für ſich ſelbſt Gefahren erblicken. Gewiß iſt der ſpaniſche Patriot, welcher am meiſten dazu beiträgt, daß in ſeinem Vaterlande die regſte Thätigkeit wieder auflebt, der größte Wohlthäter deſſelben.

Das Klima hat Einfluß auf die Tugenden und Fehler der Nazionen. Das Geſetz der Trägheit, ſowohl in Ruhe wie in Affecten, tritt an Völkern heißer Klimate ſchärfer, als an denen hervor, welche gemäßigte Länder bewohnen; jene ſind weniger ſpeculativ, ergehen ſich weniger in die Zukunft, ſie ſind practiſcher und umfaſſen lebendiger den Augenblick, ſinken aber auch leichter in Gedankenloſigkeit und Nichtsthun, als dieſe. Der Geſetzgeber muß aus den klimatiſchen Tugenden allen Nutzen zu ziehen, den klimatiſchen Fehlern aber nach Möglichkeit entgegen zu ſtreben ſuchen. In ſüdlichen Ländern thun vorall Einrichtungen, Geſetze, Sitten noth, welche unabläßlich die Nazionalthätigkeit anregen. Steht der Fleiß des Spaniers im Allgemeinen vor dem germaniſchen zurück, ſo zeichnet er ſich doch unter den Romanen und allen ſüdlichen Völkern auf das Vortheilhafteſte aus. Das ſüße Nichtsthun der Neapolitaner kennen ſie nicht; ſie ſind durchgängig arbeitſam, in den nördlichen Provinzen beſonders betriebſam; der Bauer verrichtet mitunter die ſchwerſten Feldarbeiten mit einer Ausdauer, die ſelbſt dem Deutſchen Bewunderung abnöthigen würde; ſogar die Schäfer ſieht man ſelten ohne eine Nebenarbeit, ſie ſtricken und ſpinnen; die Weiber ſind häuslich, und Nichtsthun gilt für eine Schande. Doch zeigen ſich in dieſer Hinſicht auch klimatiſche Einflüſſe; ſo haben die Spanier ein dem deutſchen Sprichworte: „nichts auf morgen zu

verſchieben, was man heute thun könne" — faſt entgegengeſetztes. Wenn man aber erwägt, wie hemmend und die Arbeitsluſt ſchwächend die Entdeckung der neuen Welt, der leichte Erwerb, das viele Geld, antimauriſche Vorurtheile, die ſchlechte Verwaltungspolitik einwirken mußten, wie dieſe die einheimiſchen Werkſtätten ſchließen, die Werften veröden, Handel, Schifffahrt und Künſte in Verfall bringen, und Spanien von den Ländern iſoliren mußte, welche in progreſſiver lebenskräftigſter Bewegung waren; daß $^1/_{20}$ der Bevölkerung geiſtlich wurde, ein ſehr großer Theil des Bodens Klöſtern angehörte, das Land von abentheuerndem Volke durchzogen ward, und das Faullenzen (wie das Gähnen) eine anſteckende Krankheit iſt; daß ferner das ergiebige aber entvölkerte Land den Einwohnern leicht das Nothwendige zum Unterhalt darbot: ſo muß man in der That geſtehen, daß es nicht minder der ganzen tüchtigen Naturanlage des ſpaniſchen Volkes als guter vortrefflicher Sitten bedurfte, um zu verhüten, daß alle jene heilloſen, äußerlichen Verhältniſſe auch den Kern der Nazion anfraßen und die Keime der Zerrüttung und unaufhaltſamen Hinfalles das Land überwucherten.

Der Spanier hat aber auch Tugenden, welche das Klima und eigenthümliche Bodenverhältniſſe unterſtützen und damit ihre ſchädlichen Einwirkungen ausgleichen. Ihn zeichnet eine erſtaunenswerthe Mäßigkeit aus; Trunkenheit iſt äußerſt ſelten und ſchändet. Sein erſter Grundſatz iſt: ſo wenig Bedürfniſſe zu haben als möglich, und ſie nach ſeinen Mitteln zu regeln, ohne ſich ſelbſt von dieſen abhängig zu machen; ein Grundſatz, der ihm ſeine perſönliche Unabhängigkeit ſichert. Dabei iſt er muthig im Glück und Unglück, an Hülfsquellen außerordentlich erfindungsreich, unermüdlich, ausdauernd, und hat eine ſo feſte Geſundheit und kräftigen Körperbau, daß er die größten Beſchwerden und alle

Veränderungen im Klima und Wetter mit Leichtigkeit erträgt. Dieſe Eigenſchaften machen ihn zu einen eben ſo guten Krieger als Geſchäftsmann. Eine leichte Kleidung, Nahrung kaum für die Nothdurft hinreichend, mitunter ein Cigarro zur Erholung — und er bedarf nichts anderes für die beſchwerlichſten Geſchäfte! Ein ſolches Volk kann in Bezug auf Induſtrie und Verkehr keine künſtlichen Treibhausblüthen treiben, ſondern nur ſolche, welche aus ſeinem Boden, aus ſeiner friſchen Natur unter ſeinem blauen Himmel in Freiheit hervorſprießen.

Im Allgemeinen ſind die Sitten Spaniens gut zu nennen und weit reiner als man gewöhnlich zu glauben geneigt iſt. Die Spanierinnen ſind eben ſo ſchön als lebhaft; ſie haben eine glühende Einbildungskraft und ſind der rückſichtloſeſten Hingebung fähig. Die Liebe iſt bei ihnen ein friſches, tiefes, intimes Gefühl und keine Coquetterie, d. h. zu deutſch Hähnelei; ſelbſt die Eiferſucht veredelt ſich in ihrem ſtolzen und großmüthigen Herzen. Der italieniſche Cicisbeat iſt ihnen fremd und widerſteht ihrem Karakter: an ihrem Cortejo ſchätzen ſie am höchſten die Manneswürde. Die Geſellſchaft, die Sitten verzeihen keine Untreue, und rächen ſie auf mancherlei Weiſe. Die Liebe iſt faſt wie ein Sakrament; Heuchelei liegt keinem Verhältniß zu Grunde.

Der Cölibat — ich ſpreche nur von dem weltlichen — iſt der Ehe und den Sitten gefährlich. Man ſagt, in Frankreich unter Franz I. ſeien auf 100 heirathsfähige Männer 10, unter Heinrich IV. bereits 20, unter Ludwig XIV. 30 und heute etwa 40 Cölibatärs gekommen; während früher in Spanien auf 100 der ganzen Bevölkerung doch nie über 3, alſo auf 100 heirathsfähige Männer 12 Geiſtliche kamen. Dabei kommen die ſtehenden Heere in Betracht, welche ebenfalls die Sicherheit und Ehrbarkeit der Ehe gefährden. Im Allgemeinen ſtellen ſich dieſe Verhältniſſe in Spanien günſtiger

als in Frankreich an, die Haltung der Mädchen züchtige iſt als die der Frauen — das ſchlimmſte Zeichen. Die ſtrenge Erziehung in Klöſtern hatte Gutes, doch auch viel Schädliches. Das einzige Mittel aus denſelben in die Welt zu kommen, war die Ehe, und die Heirathen wurden in der Regel ohne Liebe geſchloſſen. In Spanien gibt es verhältnißmäßig wenig unverheirathete Frauen; auch gilt die Ehe in einigen Fällen hier als Bedingung der Fähigkeit, Aemter zu bekleiden. Die St. Simoniſtiſchen und ähnliche Verſuche zur ſogenannten Emancipation der Weiber haben auf der ſüdlichen Seite der Pyrenäen nicht den mindeſten Anklang gefunden; ſie beweiſen zwar, wie tief die Begriffe von der Heiligkeit der Ehe und der Würde der Frauen geſunken ſind, haben aber auch eine andere Bedeutung in ſolchen Ländern, wo die Heirath ein Handel iſt, und wo gerade die gänzliche Unfreiheit bei der Wahl des Gatten den edelſten Weibern oftmals eine Bitterkeit gegen die beſtehende Ordnung, ein Gefühl von Unterdrückung einflößt, das ſich nur durch ſtrafbare gegen das Heiligſte gewandte Verhöhnung der Sitten zu richten weiß. — In Italien und andrer Orten ſoll die Aufhebung der Klöſter, indem ſie die Mutter nöthigte, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen, heilſam auf die häuslichen Tugenden der Frauen gewirkt haben — die Gegenwart der Tochter iſt ein zweites Gewiſſen für die Mutter. Durch kinderloſe Ehen, die in Spanien ſehr ſelten, in großen Handelsplätzen und Reſidenzien am häufigſten ſind, niſtet ſich das Laſter leicht in den Häuſern ein.

Nichts — auch nicht die verwerflichſten Schlupfwinkel — ſchadet der Sittlichkeit mehr als die ſogenannten wilden oder Griſetten-Ehen, welche das Laſter gleichſam heiligen wollen und die unter den oftmals reizendſten Formen verführen. Spanien kennt ſie noch wenig. In Frankreich wurden in einem Jahr, 1831, nicht weniger als 35,884

Kinder ausgeſetzt; ſeine jährliche Ausgabe für die Findelkinder beträgt über 10 Millionen Franken. Wie muß dadurch das heiligſte Gefühl der Natur zwiſchen Eltern und Kind abgeſtumpft werden! Die Findelhäuſer erſcheinen in dieſer Hinſicht wie der ſchändlichſten Libertinage zu Nutze errichtete Anſtalten; obſchon ſie mitunter einen Kindermord verhüten mögen, indem das ſonſt äußerer Ehre beraubte Weib jetzt ihr Kind in den Findelſchubkaſten zur Nachtzeit legt. In Spanien, welches auch Findelhäuſer hat, kömmt das Verbrechen des Kindermordes im Verhältniß zur Bevölkerung ſeltener als im ganzen übrigen Europa vor (etwa 1 Kindermord auf 1 Million Menſchen); wie denn Spanien auch die wenigſten Selbſtmörder hat und deren Verbrechen doch nur unter die Vergehen zählt (1826 hatte es 16 Selbſtmörder, 1 auf 875,000 Einwohner.) Es ſterben aber von 452,749 Findlingen, die in 10 Jahren in ſämmtlichen Findelhäuſern Frankreichs aufgenommen waren, 323,120, meiſt in den erſten Tagen nach der Aufnahme! Sollte man vor dieſen Anſtalten nicht erſchrecken? Die relative Zahl der Findelkinder nimmt gewöhnlich mit der Größe der Stadtbevölkerung zu. Im Innern Frankreichs werden die meiſten Kinder ausgeſetzt, aber geſchehen die wenigſten Verbrechen; ſeine deutſchen Provinzen haben die wenigſten Findlinge, doch viele uneheliche Kinder, und ſtehen hinſichtlich der Verbrechen gegen Perſonen mit den ſüdlichen, hinſichtlich der gegen Eigenthum und der Selbſtmorde mit den nördlichen franzöſiſchen Provinzen auf einem Fuße; ein Beweis, daß der Deutſche, obſchon ſittlicher, doch leidenſchaftlicher iſt, als der Franzoſe. Der Mord iſt häufig in Spanien, aber faſt immer die Folge eines offenen, gewaltſamen Anfalls; Vergiftungen finden äußerſt ſelten ſtatt; ungefähr kömmt eine Vergiftung auf 2½ Millionen Einwohner.

In Bezug auf den Unterricht hat die ſpaniſche Regie-

rung viel zu beſorgen und zu beſſern. Sennor Madoz in einer Rede, im Jahr 1837 in den Cortes gegen die beantragte Aufhebung del instituto de la escuela pia gehalten, die ſchlechte Verfaſſung der ſpaniſchen Schulen mit den lebhafteſten, doch übertriebenen Farben malend, ſagt unter Anderm: „England hat 38,000 Schulen (establecimientos), das 1 auf 300 Einwohner macht; Frankreich 45,550 oder 1 auf 720; Portugal im Jahr 1829 hatte deren 1190 oder 1 auf 2900; während Spanien, das 1803 nur noch 551 oder 1 auf 18,000 Einwohner zählte, auch gegenwärtig noch nicht viel über 900 oder 1 Schule auf 14,500 Einwohner hat. Woraus folgt, daß England beinahe 50mal, Frankreich 22mal ſoviele Schulen als Spanien beſitzt im Verhältniß der Bevölkerung.“ — „Ueber die Zahl der Schüler (estudiantes) in verſchiedenen Ländern kann ich mich begnügen, dem Congreß folgendes Reſultat vorzuhalten:

Die Schweiz hat 1 auf jede 6 Einwohner; England auf 8, Preußen und die Niederlande auf 10, Spanien auf 300 und Rußland auf 800 Einwohner.“ — „Ich habe dieſe Berechnungen vorgelegt, weil mir die Freiheit und das Wohl meines Vaterlandes am Herzen liegen; die Freiheit aber macht Unterricht nöthig, und um dieſen zu erlangen, müſſen wir unſere Lage kennen. Gar viel (d. h. zuviel im Sinne des Redners) vermag, meine Herren, der Geiſt der Nachahmung auf uns, da er uns ſo häufig antreibt, Frankreich und England zu folgen: folgen wir ihnen denn auch in dieſen ſo wichtigen Stücken! Die Bewegungen Frankreichs im Jahr 1830, die Begebenheiten der ſogenannten großen Woche, hatten auch zum Zweck ſich von dem Joche zu befreien, welches die ſich verſtärkende theokratiſche Macht der Nazion auflegen wollte, indem einige Seminarien ſich bereits in ihr feindſelige Bürger umwandelten; aber bei alle dem achteten ſie in den heftigen Erſchütterungen doch die mit

dem öffentlichen Unterricht beauftragten Prieſter; durch welche ſchonende Doctrin 250 Lehrhäuſer erhalten wurden, in denen 101,173 Kinder Unterricht erhielten. Warum ſollen wir nicht auch in dieſem Punkte folgen? Uebrigens muß ich von den Schülern, welche aus der „escuela pia“ herausgegangen ſind, bemerken, daß von mehr als 200 meiner Gefährten im Collegio, welche ich während 6 Jahren kennen gelernt habe, bloß 2 der Partei des Prätendenten folgen; indem ich zufällig unter allen übrigen derjenige bin, welcher dem Vaterlande die geringſten Dienſte geleiſtet hat.“ (So ſehr ſind alle Unterrichtete Criſtinos!)

Der Unterricht iſt jedoch in allen ſpaniſchen Provinzen nicht gleichermaßen vernachläßigt, und in einigen, beſonders den nördlichen, ſehr wohl beſtellt. „In der (ſtreng criſtiniſch geſinnten) Provinz Santander, ſo ſagt jener Redner: wird ſich kaum Jemand finden, der nicht zu leſen, ſchreiben und rechnen verſteht; was allerdings auch mit dem Umſtande zuſammenhängt, daß ſich in eben dieſer Provinz das Eigenthum ganz außerordentlich vertheilt vorfindet; und ich frage, ob nicht ein bemerkenswerther Unterſchied zwiſchen den Gewohnheiten und Sitten ihrer Bewohner und denen anderer, benachbarten Provinzen von Caſtilien beſtehe, die von Valencia, welche die reichſte iſt, nicht ausgenommen.“

Von Alters her hat Spanien vier und zwanzig Univerſitäten, die aber ſehr heruntergekommen ſind; beſonders ſeit ſie wegen der Erziehung der Jugend in Klöſtern und Seminarien immer weniger zahlreich beſucht wurden. In jüngſter Zeit ſind jedoch ſichtbare Verbeſſerungen in alle Zweige des Unterrichts eingeführt, neue Gymnaſien und Schulen geſchaffen und die alten öffentlichen Anſtalten zweckmäßiger eingerichtet worden. Dreierlei Arten von Schulen, für den niedern, den höhern Unterricht und für beſondere Studien, beſtehen in den größern Städten. Spanien hatte

im J. 1803, außer den 24 Universitäten, 168 Gymnasien (colegios), 380 reichlich fundirte Schulen, die Seminarien und Klosterschulen nicht mitgerechnet, 15 Academien, 4 Militär-, 2 Artillerie-, 6 Marineschulen, 14 für Steuerleute, 3 für Medicin und 3 für Chirurgie, 61 öconomische Gesellschaften, 20 öffentliche Bibliotheken, mehre botanische Gärten, ausgezeichnete Kunstsäle, Naturaliensammlungen u. s. w. Man darf heute mindestens die doppelte Zahl von Bürgerschulen annehmen.

Noch ist zu Gunsten des Unterrichts in Anschlag zu bringen in den größern Städten eine Menge von Privatlehrern, vorzüglich für die lebenden Sprachen, da die alten, besonders die lateinische, auf den spanischen Schulen mit großer Vorliebe getrieben werden; sodann besucht ein großer Theil der reichern und vornehmern Jugend — selbst die sich dem Militärstande Widmenden nicht ausgenommen — auswärtige Schulen und Akademien. Viele geschickte spanische Aerzte gehen aus der Schule von Montpellier, wie theoretisch tüchtig gebildete Bergleute aus den deutschen Bergschulen hervor. Ich lernte deren Mehre in Madrid kennen, die sich 4 bis 6 Jahre in Deutschland aufgehalten hatten.

Verbesserung und Erweiterung des Unterrichts verlangt die öffentliche Stimme dringend, die Cortes haben sich bereitwillig dazu erklärt und die Regierung wird nicht mehr auf die alten Hemmnisse stoßen. In der Schweiz und in Holland, wo verhältnißmäßig die meisten Schulen und Schüler sind, bestreiten Stiftungen und stete Wohlthätigkeit fast den ganzen Schulunterricht; das sonst noch Nöthige fügen die einzelnen Gemeinden und Korporationen hinzu; nur auch für die höhern Lehranstalten sorgt der Staat mit. In England machen die Stiftungen zum Besten der Schulen ein Drittheil der sämmtlichen Stiftungen aus, in Frankreich nur etwa der 30ste Theil, die Stiftung von Preisen dazu gerechnet;

dem öffentlichen Unterricht beauftragten Prieſter; durch welche ſchonende Doctrin 250 Lehrhäuſer erhalten wurden, in denen 101,173 Kinder Unterricht erhielten. Warum ſollen wir nicht auch in dieſem Punkte folgen? Uebrigens muß ich von den Schülern, welche aus der „escuela pia“ herausgegangen ſind, bemerken, daß von mehr als 200 meiner Gefährten im Collegio, welche ich während 6 Jahren kennen gelernt habe, bloß 2 der Partei des Prätendenten folgen; indem ich zufällig unter allen übrigen derjenige bin, welcher dem Vaterlande die geringſten Dienſte geleiſtet hat.“ (So ſehr ſind alle Unterrichtete Criſtinos!)

Der Unterricht iſt jedoch in allen ſpaniſchen Provinzen nicht gleichermaßen vernachläßigt, und in einigen, beſonders den nördlichen, ſehr wohl beſtellt. „In der (ſtreng criſtiniſch geſinnten) Provinz Santander, ſo ſagt jener Redner: wird ſich kaum Jemand finden, der nicht zu leſen, ſchreiben und rechnen verſteht; was allerdings auch mit dem Umſtande zuſammenhängt, daß ſich in eben dieſer Provinz das Eigenthum ganz außerordentlich vertheilt vorfindet; und ich frage, ob nicht ein bemerkenswerther Unterſchied zwiſchen den Gewohnheiten und Sitten ihrer Bewohner und denen anderer, benachbarten Provinzen von Caſtilien beſtehe, die von Valencia, welche die reichſte iſt, nicht ausgenommen.“

Von Alters her hat Spanien vier und zwanzig Univerſitäten, die aber ſehr heruntergekommen ſind; beſonders ſeit ſie wegen der Erziehung der Jugend in Klöſtern und Seminarien immer weniger zahlreich beſucht wurden. In jüngſter Zeit ſind jedoch ſichtbare Verbeſſerungen in alle Zweige des Unterrichts eingeführt, neue Gymnaſien und Schulen geſchaffen und die alten öffentlichen Anſtalten zweckmäßiger eingerichtet worden. Dreierlei Arten von Schulen, für den niedern, den höhern Unterricht und für beſondere Studien, beſtehen in den größern Städten. Spanien hatte

im J. 1803, außer den 24 Universitäten, 168 Gymnasien (colegios), 380 reichlich fundirte Schulen, die Seminarien und Klosterschulen nicht mitgerechnet, 15 Academien, 4 Militär-, 2 Artillerie-, 6 Marineschulen, 14 für Steuerleute, 3 für Medicin und 3 für Chirurgie, 61 ökonomische Gesellschaften, 20 öffentliche Bibliotheken, mehre botanische Gärten, ausgezeichnete Kunstsäle, Naturalienſammlungen u. ſ. w. Man darf heute mindeſtens die doppelte Zahl von Bürgerſchulen annehmen.

Noch iſt zu Gunſten des Unterrichts in Anſchlag zu bringen in den größern Städten eine Menge von Privatlehrern, vorzüglich für die lebenden Sprachen, da die alten, beſonders die lateiniſche, auf den ſpaniſchen Schulen mit großer Vorliebe getrieben werden; ſodann beſucht ein großer Theil der reichern und vornehmern Jugend — ſelbſt die ſich dem Militärſtande Widmenden nicht ausgenommen — auswärtige Schulen und Akademien. Viele geſchickte ſpaniſche Aerzte gehen aus der Schule von Montpellier, wie theoretiſch tüchtig gebildete Bergleute aus den deutſchen Bergſchulen hervor. Ich lernte deren Mehre in Madrid kennen, die ſich 4 bis 6 Jahre in Deutſchland aufgehalten hatten.

Verbeſſerung und Erweiterung des Unterrichts verlangt die öffentliche Stimme dringend, die Cortes haben ſich bereitwillig dazu erklärt und die Regierung wird nicht mehr auf die alten Hemmniſſe ſtoßen. In der Schweiz und in Holland, wo verhältnißmäßig die meiſten Schulen und Schüler ſind, beſtreiten Stiftungen und ſtete Wohlthätigkeit faſt den ganzen Schulunterricht; das ſonſt noch Nöthige fügen die einzelnen Gemeinden und Korporationen hinzu; nur auch für die höhern Lehranſtalten ſorgt der Staat mit. In England machen die Stiftungen zum Beſten der Schulen ein Drittheil der ſämmtlichen Stiftungen au[illegible] nur etwa der 30ſte Theil, die Stiftung [illegible]rechnet;

in Spanien ſteht es nicht beſſer damit. Hier muß alſo der Staat, oder vielmehr das reiche Kirchengut, wie es auch in Oeſterreich ſeit Joſeph II. geſchehen iſt, zu Hülfe kommen; wiewohl der Staat nicht zweckmäßig handeln mag, allen Unterricht allein zu bezahlen, weil anzunehmen iſt, daß Gemeinden, wie Familien, das nicht beſonders ſchätzen noch nützen, was ihnen gegeben wird, ohne daß ſie ſich es ſelbſt etwas koſten laſſen.

Die langen bittern Erfahrungen haben den Gemeinſinn der Spanier von neuem angefriſcht, und nirgends zeigt ſich dieſer im ſchöneren Licht, als eben bei der Sorge für den Schulunterricht und die Bildung des Volks. Edle Männer traten jüngſt in Bünde zuſammen und begannen das Werk von der Wurzel an, mit dem zarteſten Alter: auf die glücklichſte Weiſe wurden Kleinkinderanſtalten nachgebildet, deren es jetzt ſchon fünf, zu 150 Schülern etwa vom zweiten bis zum ſiebenten Jahre, in Madrid giebt; Luſt zum Lernen wird erweckt, auf Bildung des Gemüthes und auf Religioſität vorzüglich geſehen, auch auf Geſang viel gehalten — nichts kann angenehmer ſeyn, als die hübſchen Kinder ſingen zu hören, die faſt alle den niedern Klaſſen angehören (als man eine mäßige Eintrittsſumme beſtimmen mußte, wurde der Andrang noch größer); mit dem ſiebenten Jahr treten die Kleinen in die Schule der Erwachſenen bis zum vierzehnten Jahr, Mädchen und Knaben getrennt, wo ſie für das bürgerliche Leben verſchieden ausgebildet werden; nur die tüchtigſten jungen Leute kommen in die Normalſchule und auch das Aufſteigen zur Hochſchule hängt von den Fähigkeiten und Wünſchen der Zöglinge ab. [illegible] iſt erſt im Aufkeimen, verſpr[illegible] ein raſc[illegible] und Gedeihen. Ferner [illegible] hülfs[illegible] llen Zweigen der Literat[illegible] der ganzen Thätigkeit [illegible] s ſcheint

seit einigen Jahren alle Klassen des Volkes ergriffen zu haben.* Die Fesseln, welche früher sowohl die Veröffentlichung von Nationalwerken, als die Einführung fremder Bücher verhinderten, sind gebrochen worden, und die Privatbibliotheken vergrößern sich, wie sich die Studien erweitern. Die Censur ist abgeschafft, die Preßfreiheit gesetzlich geworden, nur noch in ihrem eigenen Interesse beschränkt. An 100 bloß politische Blätter erscheinen in Spanien, von welchen über 20 selbständige Meinungen vertreten; sie, nebst andern literarischen Blättern, geben dem Gedanken die zum Fortschritt nöthige Bewegung. Junge Dichter streben auf, in regem Wettkampf; die Bühne verbessert und bereichert sich wieder; die Bildhauerei und Malerei zählen wieder tüchtige Meister; — ebenso nehmen gelehrte Studien über Recht und Geschichte den ihnen gebührenden Platz wieder ein. Der öffentliche Rednerstuhl ist allen Talenten geöffnet worden und die parlamentarischen Debatten verbreiten Licht über Fragen, die man früher kaum zu berühren wagte.

Sind daher in Spanien jetzt Unterrichtsmittel auf vielen Wegen thätig; so werden dieselben um so Größeres bewirken, als die Spanier fast durchgehends heller, natürlicher Verstand, scharfer Blick und ein practischer Sinn auszeichnen. Ob der Spanier auch nicht lesen kann, er ist Niemands Tölpel; und der Blick des Ungebildetsten umfaßt nicht nur

* Dieser Impuls ist aber nicht dem Wirken der franz. evangelischen Gesellschaft zur Evangelisirung von Frankreich im Lande der Autodafe's beizumessen; wiewohl der in ihr besonders bestehende Verein für religiöse Tractate zehn Schriftchen in das Spanische hat übersetzen oder in dieser Sprache schreiben lassen und diese, nach seinem Berichte, in Spanien sollen gut aufgenommen worden sein. Die in Frankreich handelnden Catalonier werden zur Verbreitung jener Schriften in Spanien eben so benutzt, wie die in Indien verkehrenden Chinesen in China zur Verkündung des Evangeliums! — Doch ist im Hafen der jungen Preßfreiheit eine spanische Uebersetzung der Bibel gedruckt worden, und diese soll, nach der Ansicht mehrer Journale, verständigend und versöhnend in die Mitte treten zwischen die heil. Kirche und die Freiheit!

in Spanien ſteht es nicht beſſer damit. Hier muß alſo der Staat, oder vielmehr das reiche Kirchengut, wie es auch in Oeſterreich ſeit Joſeph II. geſchehen iſt, zu Hülfe kommen; wiewohl der Staat nicht zweckmäßig handeln mag, allen Unterricht allein zu bezahlen, weil anzunehmen iſt, daß Gemeinden, wie Familien, das nicht beſonders ſchätzen noch nützen, was ihnen gegeben wird, ohne daß ſie ſich es ſelbſt etwas koſten laſſen.

Die langen bittern Erfahrungen haben den Gemeinſinn der Spanier von neuem angefriſcht, und nirgends zeigt ſich dieſer im ſchöneren Licht, als eben bei der Sorge für den Schulunterricht und die Bildung des Volks. Edle Männer traten jüngſt in Bünde zuſammen und begannen das Werk von der Wurzel an, mit dem zarteſten Alter: auf die glücklichſte Weiſe wurden Kleinkinderanſtalten nachgebildet, deren es jetzt ſchon fünf, zu 150 Schülern etwa vom zweiten bis zum ſiebenten Jahre, in Madrid giebt; Luſt zum Lernen wird erweckt, auf Bildung des Gemüthes und auf Religioſität vorzüglich geſehen, auch auf Geſang viel gehalten — nichts kann angenehmer ſeyn, als die hübſchen Kinder ſingen zu hören, die faſt alle den niedern Klaſſen angehören (als man eine mäßige Eintrittsſumme beſtimmen mußte, wurde der Andrang noch größer); mit dem ſiebenten Jahr treten die Kleinen in die Schule der Erwachſenen bis zum vierzehnten Jahr, Mädchen und Knaben getrennt, wo ſie für das bürgerliche Leben verſchieden ausgebildet werden; nur die tüchtigſten jungen Leute kommen in die Normalſchule und auch das Aufſteigen zur Hochſchule hängt von den Fähigkeiten und Wünſchen der Zöglinge ab. Alles dieß iſt erſt im Aufkeimen, verſpricht aber ein raſches Entwickeln und Gedeihen.

Ferner giebt ſich eine heilſame Anregung in allen Zweigen der Literatur, in Wiſſenſchaften und Künſten, in der ganzen Thätigkeit der Preſſe kund. Ein lebhafter Impuls ſcheint

ſeit einigen Jahren alle Klaſſen des Volkes ergriffen zu haben.* Die Feſſeln, welche früher ſowohl die Veröffentlichung von Nationalwerken, als die Einführung fremder Bücher verhinderten, ſind gebrochen worden, und die Privatbibliotheken vergrößern ſich, wie ſich die Studien erweitern. Die Cenſur iſt abgeſchafft, die Preßfreiheit geſetzlich geworden, nur noch in ihrem eigenen Intereſſe beſchränkt. An 100 bloß politiſche Blätter erſcheinen in Spanien, von welchen über 20 ſelbſtändige Meinungen vertreten; ſie, nebſt andern literariſchen Blättern, geben dem Gedanken die zum Fortſchritt nöthige Bewegung. Junge Dichter ſtreben auf, in regem Wettkampf; die Bühne verbeſſert und bereichert ſich wieder; die Bildhauerei und Malerei zählen wieder tüchtige Meiſter; — ebenſo nehmen gelehrte Studien über Recht und Geſchichte den ihnen gebührenden Platz wieder ein. Der öffentliche Rednerſtuhl iſt allen Talenten geöffnet worden und die parlamentariſchen Debatten verbreiten Licht über Fragen, die man früher kaum zu berühren wagte.

Sind daher in Spanien jetzt Unterrichtsmittel auf vielen Wegen thätig; ſo werden dieſelben um ſo Größeres bewirken, als die Spanier faſt durchgehends heller, natürlicher Verſtand, ſcharfer Blick und ein practiſcher Sinn auszeichnen. Ob der Spanier auch nicht leſen kann, er iſt Niemands Tölpel; und der Blick des Ungebildetſten umfaßt nicht nur

* Dieſer Impuls iſt aber nicht dem Wirken der franz. evangeliſchen Geſellſchaft zur Evangeliſirung von Frankreich im Lande der Autodafe's beizumeſſen; wiewohl der in ihr beſonders beſtehende Verein für religiöſe Tractate zehn Schriftchen in das Spaniſche hat überſetzen oder in dieſer Sprache ſchreiben laſſen und dieſe, nach ſeinem Berichte, in Spanien ſollen gut aufgenommen worden ſein. Die in Frankreich handelnden Catalonier werden zur Verbreitung jener Schriften in Spanien eben ſo benutzt, wie die in Indien verkehrenden Chineſen in China zur Verkündung des Evangeliums! — Doch iſt im Schatten der jungen Preßfreiheit eine ſpaniſche Ueberſetzung der Bibel gedruckt worden, und dieſe ſoll, nach der Anſicht mehrer Journale, verſtändigend und verſöhnend in die Mitte treten zwiſchen die heil. Kirche und die Freiheit!

in Spanien ſteht es nicht beſſer damit. Hier muß alſo der Staat, oder vielmehr das reiche Kirchengut, wie es auch in Oeſterreich ſeit Joſeph II. geſchehen iſt, zu Hülfe kommen; wiewohl der Staat nicht zweckmäßig handeln mag, allen Unterricht allein zu bezahlen, weil anzunehmen iſt, daß Gemeinden, wie Familien, das nicht beſonders ſchätzen noch nützen, was ihnen gegeben wird, ohne daß ſie ſich es ſelbſt etwas koſten laſſen.

Die langen bittern Erfahrungen haben den Gemeinſinn der Spanier von neuem angefriſcht, und nirgends zeigt ſich dieſer im ſchöneren Licht, als eben bei der Sorge für den Schulunterricht und die Bildung des Volks. Edle Männer traten jüngſt in Bünde zuſammen und begannen das Werk von der Wurzel an, mit dem zarteſten Alter: auf die glücklichſte Weiſe wurden Kleinkinderanſtalten nachgebildet, deren es jetzt ſchon fünf, zu 150 Schülern etwa vom zweiten bis zum ſiebenten Jahre, in Madrid giebt; Luſt zum Lernen wird erweckt, auf Bildung des Gemüthes und auf Religioſität vorzüglich geſehen, auch auf Geſang viel gehalten — nichts kann angenehmer ſeyn, als die hübſchen Kinder ſingen zu hören, die faſt alle den niedern Klaſſen angehören (als man eine mäßige Eintrittsſumme beſtimmen mußte, wurde der Andrang noch größer); mit dem ſiebenten Jahr treten die Kleinen in die Schule der Erwachſenen bis zum vierzehnten Jahr, Mädchen und Knaben getrennt, wo ſie für das bürgerliche Leben verſchieden ausgebildet werden; nur die tüchtigſten jungen Leute kommen in die Normalſchule und auch das Aufſteigen zur Hochſchule hängt von den Fähigkeiten und Wünſchen der Zöglinge ab. Alles dieß iſt erſt im Aufkeimen, verſpricht aber ein raſches Entwickeln und Gedeihen.

Ferner giebt ſich eine heilſame Anregung in allen Zweigen der Literatur, in Wiſſenſchaften und Künſten, in der ganzen Thätigkeit der Preſſe kund. Ein lebhafter Impuls ſcheint

ſeit einigen Jahren alle Klaſſen des Volkes ergriffen zu haben.* Die Feſſeln, welche früher ſowohl die Veröffentlichung von Nationalwerken, als die Einführung fremder Bücher verhinderten, ſind gebrochen worden, und die Privatbibliotheken vergrößern ſich, wie ſich die Studien erweitern. Die Cenſur iſt abgeſchafft, die Preßfreiheit geſetzlich geworden, nur noch in ihrem eigenen Intereſſe beſchränkt. An 100 bloß politiſche Blätter erſcheinen in Spanien, von welchen über 20 ſelbſtändige Meinungen vertreten; ſie, nebſt andern literariſchen Blättern, geben dem Gedanken die zum Fortſchritt nöthige Bewegung. Junge Dichter ſtreben auf, in regem Wettkampf; die Bühne verbeſſert und bereichert ſich wieder; die Bildhauerei und Malerei zählen wieder tüchtige Meiſter; — ebenſo nehmen gelehrte Studien über Recht und Geſchichte den ihnen gebührenden Platz wieder ein. Der öffentliche Rednerſtuhl iſt allen Talenten geöffnet worden und die parlamentariſchen Debatten verbreiten Licht über Fragen, die man früher kaum zu berühren wagte.

Sind daher in Spanien jetzt Unterrichtsmittel auf vielen Wegen thätig; ſo werden dieſelben um ſo Größeres bewirken, als die Spanier faſt durchgehends heller, natürlicher Verſtand, ſcharfer Blick und ein practiſcher Sinn auszeichnen. Ob der Spanier auch nicht leſen kann, er iſt Niemands Tölpel; und der Blick des Ungebildetſten umfaßt nicht nur

* Dieſer Impuls iſt aber nicht dem Wirken der franz. evangeliſchen Geſellſchaft zur Evangeliſirung von Frankreich im Lande der Autodafe's beizumeſſen; wiewohl der in ihr beſonders beſtehende Verein für religiöſe Tractate zehn Schriftchen in das Spaniſche hat überſetzen oder in dieſer Sprache ſchreiben laſſen und dieſe, nach ſeinem Berichte, in Spanien ſollen gut aufgenommen worden ſein. Die in Frankreich handelnden Catalonier werden zur Verbreitung jener Schriften in Spanien eben ſo benutzt, wie die in Indien verkehrenden Chineſen in China zur Verkündung des Evangeliums! — Doch iſt im Schatten der jungen Preßfreiheit eine ſpaniſche Ueberſetzung der Bibel gedruckt worden, und dieſe ſoll, nach der Anſicht mehrer Journale, verſtändigend und verſöhnend in die Mitte treten zwiſchen die heil. Kirche und die Freiheit!

ſtets das ganze Vaterland, ſondern reicht auch wohl nach der andern Seite des atlantiſchen Meeres hinüber. „Der Mann aus dem Volke — ſagt ein Franzoſe — gleicht in Spanien nicht dem anderer Länder. Seine Intelligenz iſt außerordentlich; ſeine Sprache immer einfach, leicht, oftmals erhaben, nie trivial noch roh; ſein geſundes Urtheil läßt eine weit ſorgfältigere Erziehung vermuthen, als die iſt, welche er genoſſen hat. Seine Bedürfniſſe ſind zu gering, als daß ſie ihn drücken und herabſtimmen könnten. Die überraſchendſte Analogie beſteht zwiſchen ihm und dem Lande, das er bewohnt. —“

Die Frömmigkeit des Volkes, ſelten ausſchweifend, iſt immer lebhaft und aufrichtig, und opfert gern zu gutem Zwecke (Spanien im J. 1803 hatte 2,230 Hoſpitäler, 106 Hoſpize, 7,080 Armenhäuſer). Die Religion, der König, das Vaterland und die Freiheit, das ſind die großen Hebel, welche es in Bewegung ſetzen, zu allen Opfern und allen Großthaten führen können. Im Nazionalkarakter liegt ein Gefühl von Ueberlegenheit ſowohl für die Nazion als die Einzelnen, das ſich in allen Klaſſen der Geſellſchaft wiederfindet, das auch den letzten Maulthiertreiber durchdringt und mit Stolz erfüllt. Der niedrigſte der Spanier vergiebt ſich nichts, zeigt ſich nie knechtiſch; ſicher iſt ſein Blick, offen und gerade ſeine Haltung, einfach ſein Gruß, ſeine Anrede, ſein Abſchied; und andererſeits ehrt auch Jedermann ſelbſt in dem ſonſt verachteten Bettler den Menſchen.

Zunächſt dem Volke ſteht der Klerus, der, obwohl weniger zahlreich als der Adel, ein weit größeres Gewicht behauptet. Die Biſchöfe genießen, nach Verdienſt, eines hohen Anſehens und Einfluſſes; die Diöceſen verderben ihrer Wirkſamkeit gemeinhin viel. Die Weltgeiſtlichkeit iſt wohlangeſehen. Auf dem Lande iſt der Pfarrer immer zu Rath und That bereit, ſchlichtet größtentheils die Streitigkeiten der Einwohner,

iſt ihr Freund, ihr Schutz. Der Adel iſt im Grunde weniger mächtig als begütert und zahlreich; er bildet keine beſondere Kaſte und genießt nur einer conventionellen Auszeichnung, die, da ſie von ſo vielen Familien getheilt wird, keinen Gegenſtand der Eiferſucht bei der großen Maſſe ausmacht. Selbſt die Grandeza iſt ohne eigentliches Patronat, ohne Einfluß auf die untern Klaſſen, ohne Klientel. Verhältnißmäßig am zahlreichſten iſt, noch von der alten Monarchie her, der Stand der öffentlichen Bedienſteten: Jedermann lief nach einem beſoldeten Amte. * Außer ihnen und dem Klerus, beſtund im Innern kein unabhängiger gebildeter einiger Stand, der ſich eben jetzt erſt bildet aus Gelehrten, Künſtlern, Kaufleuten, Fabrikanten, Advocaten und Andern, und welcher durch die Tribüne und Preſſe die nöthige moraliſche Kraft, Feſtigkeit und Zuſammenhang erwirbt. In manche Klaſſen der Beamteten hatte ſich allmälig Beſtechlichkeit eingeſchlichen — ein Zuſtand, der auszurotten, ſchwierig iſt. Die große Zahl der Staatsdiener, die Beſtechlichkeit oder vielmehr die herkömmlichen ungeſetzlichen Nebenverdienſte eines Theils derſelben, die koſtſpielige Bürerei mit einem zu verwickelten Geſchäftsgange und die große Staatsſchuld: das ſind gegenwärtig die größten Uebel, welche auf Spanien drücken und die noch zu einer großen, gewaltſamen Kriſis führen können. Einzelne Reformen helfen nicht viel und das Grundübel überhaupt auf reformirendem Wege zu erreichen und zu erſticken, wie verſucht wird, dürfte noch lange nicht gelingen. Eine größere Selbſtändigkeit der Provinzialverwaltung, welche allerdings den Geſchäftsgang vereinfachen und die Zahl der Beamteten vermindern würde, dürfte kaum durchzuführen ſein, ohne den Staat einem Bankerot auszuſetzen. Doch ſollte die Kriſis nicht zu umgehen

* General Seoane berechnete, daß in Spanien nahe die eine Menſchenhälfte Angeſtellte ſeien und auf Unkoſten und durch die Arbeit der andern mitlebten; und daß nicht der Sold der Armee, ſondern der der Beamteten den Schatz leere.

ſein, dann iſt ſie um ſo heilſamer, je ſchneller ſie eintritt — das gilt vom politiſchen wie vom menſchlichen Körper. Muß man zu dem Aeußerſten greifen, beſteht die höchſte Gefahr in Zögerung.

Es herrſcht unter den verſchiedenen Provinzen in Führung der öffentlichen Geſchäfte keine Uniformität und die Centraliſation hat ihr Niveau noch nicht über ſie ausgebreitet. Madrid iſt zwar der Mittelpunkt der Adminiſtration, aber nicht der Eckſtein am ſocialen Gebäude; die Provinzen haben noch ihre unabhängige Action, die ſich zu verſtärken ſcheint, trotz den Beſtrebungen, die adminiſtrative Thätigkeit zu concentriren. Städte und Gemeinden haben eine ziemlich freie Municipalverwaltung; nur an einigen Stellen ſind die Beſetzung in den Ayuntamientos erblich geworden.

Aus folgender Skizze iſt der äußere Umfang der Finanzlage zu erſehen. Die alte Schuld erhob ſich auf ungefähr 350 Millionen Francs, vertheilt in königlichen Bons, deren ſucceſſive Ausgabe von Philipp V. datirt und wovon nur ein ſehr kleiner Theil amortiſirt ward. Im Jahre 1820 belief ſich das Kapital der Schuld auf 3 Milliarden 800 Millionen Francs, nemlich:

die verzinsliche Schuld auf 1,800,000,000 Francs,
die unverzinsliche Schuld auf 2,000,000,000 "

Schon früher genügten die Staatseinkünfte nicht mehr zur Bezahlung der Intereſſen. Doch ſchätzte man die Maſſe der disponiblen Nazionalgüter zu 2 Milliarden Fr. Die ganze Einnahme betrug damals 150 Millionen Fr., 125 für alle Gemeinden, 27 für Eingangsrechte in den Städten; was auf jeden Einwohner eine jährliche Auflage von etwas über 10 Fr. durchſchnittlich macht. Dazu kam der Zehnte für die Geiſtlichkeit, auf 115 Millionen Fr. geſchätzt und den Grundeigenthümer mit einer Laſt beſchwerend, die ſich bis auf 20 Procent des reinen Einkommens belief. Das

jährliche Deficit betrug 46 Millionen Fr. Nun suchte man damals, wie zu andern Zeitpunkten, Hülfsquellen für den Schatz in den Gütern des Klerus, deren Werth man beinahe auf eine Milliarde Francs schätzte. Nach einer Vorlage des Finanzministers im Jahre 1822 betrugen

die Ausgaben	215,390,500 Francs,
die Einnahmen	166,040,500 "
Deficit	49.350,000 Francs

Anleihen wurden geschlossen, die nicht ausreichten; wiewohl die ganze Ausgabe der Titel derselben einen Nominalwerth von 600 Millionen Fr. darstellte, der aber in der Wirklichkeit bei weitem nicht erreicht ward. Als das Rückständige an Zinsgefällen sich anhäufte, die innern Unruhen die Noth des Schatzes erhöhten; da kühlte sich das Vertrauen der fremden Leiher immer mehr ab und jede Anleihe wurde mit größerem Verluste für den Schatz abgeschlossen. Auch ward dann eine allgemeine Zinsenreduction beschlossen, von einer Schuld, die sich nach einigen Berechnungen auf 4 Milliarden 250 Millionen Fr. Kapital und 148 Millionen Zinsen belaufen soll, darin alle alte Rückstände ohne Ausnahme mit eingeschlossen, was jedoch nicht ganz zulässig ist. Nach der Vorlage von 1834, einen großen Theil der Rückstände bei Seite lassend, betrug

die active fremde Schuld	796,239,000 Fr.	mit 43,560,000 Fr. Fonds zur Amortis. und Zinsen,
die pass. fremde Schuld	213,950,000 Fr.	" — — "
die geordn. innere "	232,000,000 "	" 11,700,000 "
	1,242,189,000 Fr.	55,260,000 Fr.

Im Budget von 1834 wurden berechnet

die Ausgaben auf	200,500,000 Francs
die Einnahmen auf	150,477,000 "
Deficit	50,023,000 Francs.

Das Deficit war für die fünf vorherigen Jahre von 1829

bis 33 im Durchschnitt 60,000,000 Fr. gewesen, also bedeutend höher; die in der Verwaltung eingeführten Reformen scheinen sich bereits wohlthätig zu äußern, schon seit 1828 bewirkten sie dem Schatze eine jährliche Ersparung von 12 bis 15 Millionen. Allein der Bürgerkrieg erforderte große Mittel, das Deficit blieb ungedeckt, die Schuld nahm mit den Zinsen eine immer größere Ausdehnung und mußte, wenn nicht durchgreifende Reformen erfolgen, in einem Jahrzehent eine erschreckliche Höhe erreichen. — Wenn alle alte Forderungen anerkannt und liquidirt würden, belief sich die ganze Kapitalmasse der spanischen Schuld jetzt auf 4 Milliarden Fr. mit 100 Millionen Fr. Zinsen. Die Schuld von Frankreich wird beinahe eben so hoch geschätzt und die von England auf 20 Milliarden Fr.; allein diese beiden Staaten haben kein jährliches Deficit. Nach einer gleichen Vertheilung der Abgaben auf die ganze Bevölkerung bezahlte in Spanien vor dem letzten Bürgerkrieg jedes Individuum 25 Fr. (13 Fr. an den Staat und 12 Fr. an den Klerus, wovon 8 Fr. für Zehnten); in Frankreich 31 Fr., in England 100 Francs.

Dessen ungeachtet bietet Spanien in seinen Territorialgütern, seinen Minen und seinem Boden unermeßliche Hülfsquellen dar. Die Einkünfte des Klerus, die der Staat zum Theil aufgehoben, zum Theil an sich genommen hat, betrugen allein eben soviel als die des öffentlichen Schatzes; nemlich:

an ländlichen Gütern	90,000,000 Fr.
an städtischen „	7,000,000 „
an Zehnten und Pensionen	80,000,000 „
an sonstigen Gefällen (Messen ꝛc.)	50,000,000 „
Summa	227,000,000 Fr.

Und alle innere Ausgaben, ohne die für die Amortisationskasse und für Zinsen mitzurechnen, übersteigen nach dem

gewöhnlichen Friedensetat nicht die Summe von 120 Millionen Francs. Auch die Krone beſitzt ein großes Domanialeigenthum. Eben ſo haben die Communen beträchtliche Revenuen (**propias**), aus welchen ſie ihre localen Ausgaben beſtreiten. Die Güter der Krone und der Kirche ſind jetzt der Hauptmaſſe nach Staaseigenthum; der Geiſtlichkeit iſt eine beſtimmte Einnahme, der Krone eine Civilliſte ausgeſetzt worden. Der Verkauf der Nationalgüter, womit der Anfang gemacht worden, iſt über Erwarten ergiebig geweſen; was um ſo mehr zu verwundern, als ähnliche Verkäufe aus früheren Zeiten bereits wiederholt annullirt worden ſind. (Unter den Titeln der Schuld figurirt eine Summe von 890 Millionen, in Papier, welche die Ankäufer von Nationalgütern vom Jahre 1820 bis 23 reclamiren, deren ſie i. J. 1823 wieder verluſtig erklärt wurden.) Ob nach befeſtigter Ordnung im Innern durch eine allgemeine Liquidation die Finanzlage Spaniens ohne Nachtheil der Staatsgläubiger völlig zu ordnen und ſicher zu ſtellen ſei, dürfte ſchwierig zu entſcheiden, jedoch zu bezweifeln ſein. Der Einfluß fremder Kaufleute und Kapitaliſten auf der Halbinſel wird häufig übertrieben im Auslande geſchildert, im Inlande gehaßt. Allerdings war Portugal, was von Spanien jedoch nicht gilt, hauptſächlich durch einſeitige Unterſtützung der Naturproduction auf Koſten ſeiner Manufacturen in eine merkantiliſch von England abhängige Lage gekommen: es bildete einen ausſchließlichen Markt für alle engliſche Induſtrieerzeugniſſe gegen eine England nur vortheilhafte Begünſtigung bei Einfuhr ſeiner Weine, alſo gegen eine Entſchädigung, die England am wenigſten koſtete. Das portugieſiſche Volk ward allmälig erbittert gegen England und forderte aus allen Kräften eine beſſere Handelspolitik. Portugal nahm denn in neueſter Zeit eine gleichförmige Stellung zu allen Nazionen an und führte für ſeine Manufacturen Schutzzölle ein; worüber ſich John Bull nicht

wenig gereizt zeigt, beſonders ſeitdem all ſein Einfluß, ſein Gold, ſeine Intriken, die jedoch weniger von der Regierung als von Privaten ausgingen, in der neuen Politik keine Veränderung bewirken konnten. Der carliſtiſche Aufſtand wurde hauptſächlich von England aus geſchürt und mit engliſchem Golde zur Beſtechung unterhalten: mag man nun der Carta oder der Conſtitucion den Vorzug geben — Mittel, welche die Moral und Sittlichkeit einer Nazion bedrohen, ſind immer verwerflich. Im Uebrigen iſt die Beihülfe fremder Kapitale, fremder Einſicht und fremden Fleißes an ſich fördernd. Denn auch die fremden, im Inlande angewendeten Kapitale vermehren den Wirthſchaftsertrag der Nazion, entweder unmittelbar durch Unterſtützung der Productionsgewerbe oder mittelbar dadurch, daß ſie dem Lande erlauben, einen größern Theil vom eigenen Kapital als früher auf dieſelben zu verwenden. Wie denn z. B. brittiſche Kapitale durch Vorſchuß auf den Ertrag der kommenden Ernte Hanffelder in Rußland bauen, Weinberge anpflanzen, Bergbau und andere Gewerbe in verſchiedenen Ländern fördern helfen. Vor der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten Nordamerika's ward ſowohl ihr Ausfuhr- als ſelbſt ihr Küſtenhandel, ja auch der Kleinhandel, durch engliſche Waarenlager und ein Theil des Ackerbaues durch Vorſchüſſe zum Bau der Tabaks-, Reis- und Indigofelder, zum größten Theil durch Kapitalien geführt, welche Kaufleuten im Mutterlande gehörten; weshalb ſie ihre eigenen Mittel zur Landwirthſchaft verwenden und ſich ſchnell ausdehnen konnten. Hätten ſie nach errungener Unabhängigkeit die Manufacturen und den ganzen Ausfuhrhandel für ſich zu monopoliſiren geſucht, ſo würde ſich dadurch der Fortſchritt des Landes zu reeller Größe verzögert haben; wie es mit Rußland der Fall geweſen iſt. Heute ſuchen die amerikaniſchen Staaten nicht bloß europäiſche Kapitale, ſondern ſogar den europäiſchen Credit, ſo viel in ihren Kräften ſteht,

zu benutzen. Fremde Kapitale bewirken faſt daſſelbe, was die Einwanderung gewerbthätiger Bürger, welche nicht ſelten dem ganzen Gewerbfleiß einer Gegend Schwung gegeben hat. Warum ſollte auch der ſchöne Himmel Spaniens nicht Einwanderer anziehen? Merkwürdig ſind die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründeten deutſchen Kolonien auf der Sierra morena: ein Landſtrich im Gebirge, früher wüſte und gefährlich für die Verbindung zwiſchen Caſtilien und Andaluſien, liefert jetzt über Bedarf das beſte Korn.

Unter den drei großen europäiſchen Völkerſtämmen ſcheint in ihrer Tendenz zur Ausbreitung von Cultur und Civiliſation, den Slaven eigens das nördliche Aſien, den Romanen, außer ihrem Antheil an Amerika, das nördliche Afrika, den Germanen in der Mitte endlich außer der öſtlichen Richtung dem Donaulaufe und der Oſtſee nach, und der weſtlichen Richtung über Nordamerika, eine vermittelnde Stellung in allen Welttheilen angewieſen worden zu ſein. Die gemeine Triebfeder ihres Wirkens iſt das Handelsintereſſe. Die Wirkſamkeit des alten Roms hat den Romanen den Boden vorgezeichnet. Die römiſche Neigung zu civiliſiren, nachdem das Schwert die Bahn gebrochen, iſt ihnen bis auf einen gewiſſen Grad verblieben und wirkt bei ihnen in Vereinigung mit den materiellen Intereſſen, welche das größte Gewicht in der politiſchen Wagſchaale erlangt haben. Als der Kampf gegen den Islam beſtanden war, bot ſich der Richtung zu civiliſiren ein großes Feld dar, in Indien und Amerika. Seitdem aber die romaniſchen Staaten von dieſen Colonien wenig mehr in Anſpruch genommen und aus der Ferne auf ſich zurückgewieſen ſind, hat Frankreich im Gefühle ſeiner quellenden, eine größere Wirkungsſphäre begehrenden Kraft wieder begonnen, im verwandten altrömiſchen Gebiete zu arbeiten: es hat Einfluß in Aegypten gewonnen, Algier und Conſtantine erobert, und damit feſten Fuß auf dem

ſchönſten afrikaniſchen Gebiete gefaßt. Man hört oftmals die Frage aufwerfen: ob Frankreich nicht klug handeln würde, wenn es Algier wieder aufgäbe? Aber Frankreich, wenn es dieß auch wollte, vermöchte es nicht mehr. Hier gebietet eine Macht, welche ſtärker iſt, als ſein Wille, das Intereſſe, der Gang der Entwicklung, eine in den Verhältniſſen liegende Nothwendigkeit.

Wenn Frankreich in Africa vorn im Plane ſteht, ſo wird doch Spanien dieſer Stellung erſt den gehörigen Nachdruck verleihen. Wohin ſollen ſonſt ſeine Kräfte, welche bald wie die Frankreichs nach einem neuen Schauplatze der Thaten begehren werden, ſich ausdehnen und ergießen, wenn nicht nach Afrika? An der Ausdehnung ſeiner Landgränze hindert Frankreich. Wie Rußland aber die Länder Aſiens, ſo hat Spanien die Afrika's in ſeiner Nachbarſchaft; dahin nur beſitzt es einen natürlichen Uebergangspunkt. Es ſcheint berufen, hier eine bedeutſame Rolle zu ſpielen, vielleicht eine größere als Frankreich, weil ſeine natürlichen Verhältniſſe zu Afrika es mehr begünſtigen. Es iſt dieſem näher und wendet ihm eine längere Küſte zu als Frankreich; die Natur ſeines Landes, Klima's ꝛc. entſpricht mehr der afrikaniſchen, ſeinem Blute iſt afrikaniſches beigemiſcht; überhaupt eignen ſich die Spanier zur Koloniſirung mehr, als die Franzoſen, zumal in Afrika, deſſen Klima ihr eiſerner Körperbau beſſer erträgt. Auch hat es bereits eine feſte Stellung an der Nordküſte Afrika's inne, wohnen dieſer entlang Spanier in allen Städten zerſtreut (ſelbſt in Algier ſtehen ſie an Zahl nur den Franzoſen nach) und bildet ihre Zunge hier die allgemein verſtändliche Handelsſprache.

Afrika wird ohne Zweifel über kurz oder lang der Schauplatz wichtiger Thaten werden. Die Wirkungen eines Kriegs zwiſchen Frankreich und Spanien würden ſich auch dort äußern. Wenn Spanien — und die im Bürgerkriege

geübte Macht wird nach hergestelltem Frieden an ihrer Kampflust nichts einbüßen — in Afrika einen Schritt vorwärts macht, kömmt es sogleich mit den kriegerischsten Stämmen und den mächtigsten Staaten diesseits der großen Wüste in Berührung. Ferner muß die Stellung der südamerikanischen und westindischen Staaten, in welchen der Farbige bald überall so viel als der Weiße gelten wird, immer kräftiger auf Afrika zurückwirken. Sollte der Negerhandel durch das Walten göttlicher Fügung, die Böses zu Gutem wendet, die glückliche Folge haben — welche jedoch die Schuld der Sklavenhändler um Nichts verringerte, daß Afrika seiner Nacht und Wildheit entrissen, die enge Vornirtheit seiner Stämme durch ihn durchbrochen würde? Wegen der robusten Körperbeschaffenheit der Neger können sie auch in Afrika das vollbringen, was Europäern nimmer gelingen möchte.

Indem also der romanische Westen, im Süden Afrika und Amerika; der slavische Osten, das nördliche Asien in den Bereich seiner Gesittung zu ziehen strebt, mit einer nordischen Naturkraft, und mit Massen, die in Afrika sich brechen und hinwelken würden, ebenso wie die romanische Springfeder an der rauhen nordasiatischen Natur und Stärke asiatischer Horden nicht aushalten würde —: so wirken in vielfacher Weise die germanischen Völker aus der Mitte Europa's, überall vermittelnd, und verpflanzen Sprößlinge von der germanischen Eiche nach allen Zonen. Weil Vermittlung nicht bloß auf dem geistigen und politischen Gebiete, sondern auch auf dem des Verkehrs und Handels eine welthistorische Bestimmung der Germaner ist, deshalb ist ihnen auch der Trieb zur Seefahrt vorzugsweise einwohnend; ihnen war das Seeroß stets dem Streitroß ebenbürtig, sie fühlen sich auf der See am meisten heimisch. Sachsen, Friesen und Dänen haben ihre kühnen Fahrten in die Geschichtsannalen gezeichnet, die Normanen sind noch immer die unerschrockensten

Seeabenteurer; die Hanſe, Holland, England errangen nacheinander die Herrſchaft der Meere und die germaniſchen Länder Europa's und Amerika's behaupten die vorwiegende Handelsgröße.

Je mehr und entſchiedener ſich nun dieſe Hauptrichtungen kundgeben, deſto wichtiger muß den Romanen das mittelländiſche Meer erſcheinen. Sie haben das gemeinſame Intereſſe, ſowohl dem vorwiegenden Einfluſſe Englands als dem Rußlands auf dem Mittelmeer nach Möglichkeit entgegen zu ſtreben. Herr Thiers, immerhin England den Vorrang zur See vor Frankreich als in den Verhältniſſen begründet, zugeſtehend, nimmt doch den Primat auf dem letztern für Frankreich in Anſpruch. Geſchichte, Verwandtſchaft, Natur, Lage, Intereſſen, alles wirkt vereint, um den Blick der Romanen unausgeſetzt auf dieſes Meer hinzulenken. Es verlor ſeine Bedeutung in eben dem Maaße, als das Uebergewicht der Mahomedaner über die morgenländiſche Chriſtenheit wuchs, bis ſie endlich unter das Joch der rohen Türken fiel; es gewinnt ſie wieder, wie das chriſtliche Princip im Orient erſtarkt. Der Rückdrang des Abendlandes auf das Morgenland hat längſt wieder begonnen und geht immer kräftiger zu Werke; das geſchwächte, entfanatiſirte, in ſich ſelbſt abgeſtorbene und faule Mahomedanenthum iſt allerorts vom chriſtlichen Elemente umfaßt und muß nothwendig zuſammenbrechen, da es kein geiſtig verjüngendes Prinzip, keinen freien Kern in ſich trägt. Die Reaction der unterdrückten Nationalitäten und der im Innern zerſtreut lebenden chriſtlichen Elemente befördern das Werk. Der Süden Frankreichs hat bereits durch die größere Regſamkeit auf dem Mittelmeer einen mächtigen Umſchwung erfahren. Oeſtreich hat eine nicht unbeträchtliche Handelsmarine; der Hafen von Trieſt gehört zu den belebteſten, Venedig und andere italiſche Seehäfen machen wieder Anſtrengungen;

mehre große Handelsgesellschaften sind eben so viele Hebel des neuen steigenden Verkehrs; die alten Handelswege über Aegypten und Vorderasien erhalten wieder größere Wichtigkeit; am schwarzen Meer blühen viele Seestädte auf und Trapezunt wird ein vielbesuchter Segelplatz im Welthandel.

Daß nun diese Gestaltung der Verhältnisse in Afrika, im Orient, auf dem mittelländischen Meer und dessen angränzenden Gebieten auch den Handel und die Gestade Spaniens beleben muß, unterliegt keinem Zweifel. Spanien wird nicht nur an der großen Bewegung auf Afrika und Asien den lebhaftesten Antheil nehmen, sondern sich auch wegen seiner günstigen maritimen Lage mit der Vermittlung eines großen Theils des Verkehrs zwischen den Mittelmeerländern und den übrigen Länderkreisen beladen.

Sechstes Kapitel.

Die eigenthümliche Stellung der biscayiſchen Provinzen und Navarra's.

Das ſpaniſche Handels- und Zollweſen befand ſich Jahrhunderte lang theils in verwahrloſetem Zuſtande, theils in ſchiefer Richtung. Erſt ſeit Carl III. genoſſen alle eigentlichen Seehäfen, ausgenommen die an der biscayiſchen Küſte gelegenen, freien Handel mit Amerika. Nach dem Aufhören der Privilegien Sevilla's entwickelte Cadiz den größten Handelsflor. Die ſchlecht berechneten Ein- und Ausfuhrzölle lähmten nicht bloß die einheimiſche Induſtrie, ſondern veranlaßten auch immerfort die größten Mißbräuche; der förmlich organiſirte Schleichhandel nahm eine ungeheure Ausdehnung, ſowohl im Norden als im Süden, beſonders in Andaluſien, wo Gibraltar als engliſches Waarendepot ein Hauptſitz deſſelben ward, ganz vorzüglich aber an der innern Grenze von Navarra und den baskiſchen Provinzen; der Paſch wurde ein verbreitetes Gewerbe, eine Kunſt, Lieder und Romanzen beſangen die Großthaten der Contrabandiſtas, die ſich kaum minder auf Liebesabentheuer als auf Gefechte und Freiheitsliebe beziehen. Seitdem das Zollweſen in manchen Zweigen verbeſſert und wirkſamere Küſten- und Grenzwächterlinien organiſirt worden ſind, hat ſich das Uebel zwar ſehr verringert, allein es beſteht noch immer.

Wenn die herrſchende national-ökonomiſche Schule jeden Zoll verwirft, der zum Schutze und zur Belebung der

Induſtrie dienen ſoll, weil er Kapitale von ihrer natürlichen Anwendung auf minder vortheilhafte, aber begünſtigte Gewerbzweige hinführe und den inländiſchen Produzenten der bezollten Waaren ein Monopol auf Koſten aller übrigen Staatsbürger gebe; wenn ſie Staaten, die ſich durch gegenſeitige Zollinien abſchließen, als Nachbarn ſchildert, die zu eignem Nachtheil einander das Leben ſauer machen, und ſelbſt Zölle zum Gegengewicht oder als Repreſſalien verbannt wiſſen will, indem man dadurch dem erhaltenen Schaden ſich ſelbſt nur noch einen neuen hinzufüge: ſo widerſpricht ihr die Erfahrung auf das Beſtimmteſte, indem ſich wohlberechnete Schutzzölle überall dem Aufblühen der Induſtrie, zumal der Manufacturen, günſtig erwieſen haben. Die nackte Theorie reicht für die Wirklichkeit nirgends aus und das Zollweſen eines Staats muß ſich immer ſeiner Lage und den gegebenen Verhältniſſen anpaſſen. Wie wünſchenswerth allgemeine Handelsfreiheit ſich der Phantaſie auch darſtellen möge, ihre Freunde ſprechen ihr nur zu häufig mit unkluger Hintanſetzung der Nationalintereſſen und der Wirklichkeit das Wort. Allerdings verirren ſich auch ihre Gegner nicht ſelten in ein ſteriles Gebiet und laſſen ſich durch entgegengeſetzte Vorurtheile gefangen nehmen: das Unglück Polens z. B. aus dem Mangel an Schutzzöllen für die ſtädtiſche Induſtrie der alten Republik abzuleiten, iſt mindeſtens ebenſo einſeitig, als den Verfall des Gewerbfleißes und die Entvölkerung in Spanien während der letzten Jahrhunderte allein den hohen ſpaniſchen Zöllen beizumeſſen. Ohne Frage wird ein Land im allgemeinen ſeine Kapitale am vortheilhafteſten anlegen können, wenn es überall da ſeine Bedürfniſſe eintauſcht, wo es ſie am billigſten erhält; denn alle die Millionen, die es dabei weniger ausgibt, werden neue productive Kräfte in Thätigkeit bringen. Vorausgeſetzt wird indeß hierbei der wichtige Umſtand, daß in dem auswärtigen Handel ein directer

Umtauſch der beiderſeitigen Erzeugniſſe ſtattfinde, denn ohne dieß verändert ſich das ganze Sachverhältniß, da mir ein Land, das nur an mich abſetzt, bei weitem nicht die Vortheile bieten kann, als ein anderes, an das ich auch meine Erzeugniſſe abzuſetzen im Stande bin. Dieſe weſentliche Beſchränkung jenes allgemeinen Satzes iſt von den Theoretikern zu oft überſehen worden. Wahr iſt es ferner, daß wenn man gegen einen Staat, der unſern Produzenten ſeinen Markt beengt hat, Repreſſalien nimmt, gerade dieſe Produzenten, die eigentlich entſchädigt werden ſollten, darunter von neuem leiden; denn die dieſſeitigen Sperrmaaßregeln werden in der Regel nicht das, was ſie produziren, ſondern nur das, was ſie conſumiren, vertheuern, ſo daß ſie nicht nur für den Verkauf ihrer Producte als auch für den Einkauf ihrer Bedürfniſſe einen Markt verloren haben. Deſſenungeachtet werden Repreſſalien rathſam ſein, wenn ſie wohlberechnet und nicht halbe Maaßregeln ſind d. h. wenn ſie ihren Zweck erreichen Sodann iſt Sperre zwiſchen Nachbarſtaaten um ſo ſchädlicher, je mehr dieſe ſich durch ihre verſchiedenartige Producte und ihren Reichthum gegenſeitig unterſtützen könnten, wie es zwiſchen Deutſchland und ſeinen Nachbarländern der Fall iſt. Endlich ſind hohe Zölle Aufmunterungsprämien für den Schleichhandel und deſſen verderbliche Folgen; weshalb, ſagt Swift, auf der Mauth zwei mal zwei eins machen.

Sollte ich einen leitenden Grundſatz für die Zollgeſetzgebung aufſtellen, ſo würde ich ſo ſagen: eine aufgeklärte Regierung berückſichtigt in ihrem Handelsſyſtem die allgemeinen Landesintereſſen vor den beſondern, die dem Lande natürliche Production vor jeder künſtlichen, ohne die letztere jedoch außer Acht zu laſſen; ſie befrägt daher auch bei Anknüpfung von Handelsallianzen vorerſt die allgemeine volkswirthſchaftliche Wohlfahrt; und ohne voreilig der Handels-

Freiheit zu huldigen, drückt ſie doch ihrem Handelsſyſtem die Tendenz nach derſelben ein und läßt die freie Handelsbewegung in dem Grade zur Geltung kommen, in welcher ſich die heimiſche Induſtrie erhebt und ausdehnt und in welchem andere Staaten ihr nach dem Grundſatze ſtrenger, voller Gegenſeitigkeit Zugeſtändniſſe machen. Die allgemeinſte Billigung finden Zölle als die bequemſte und am wenigſten drückende Beſteurungsart, als das auf keine gleich bequeme Art zu erſetzende Mittel, dem Staatsſchatze einen Hauptheil ſeiner Bedürfniſſe zu verſchaffen. Dies gilt namentlich bei verhältnißmäßig wenig ausgedehnten Landesgrenzen, bei günſtiger, eine ſtrenge Aufſicht geſtattender Lage und bei angemeſſener Anwendung des Gebiets; ferner bei ſorgfältiger Auswahl der zu verzollenden ein- und ausgehenden Waaren, und endlich bei thunlich ſo niedriger Stellung der Zollſätze, daß ſie für den Schleichhandel keine aufmunternde Prämien abwerfen.

Dieſe Grundſätze auf Spanien angewendet, würde man ohne Zweifel noch Vieles an deſſen Handelsſyſtem auszuſetzen finden, wie an dem der meiſten Länder (ohne Frage iſt das des deutſchen Zollverbandes in dieſer Hinſicht am weiteſten vorgeſchritten), doch hat das ſpaniſche Zollweſen in jüngſter Zeit mannigfache Reformen erfahren und jene Grundſätze finden auch bei den ſpaniſchen Oekonomiſten Anerkennung. Alle äußern Hinderniſſe, welche der Beſitz der alten Colonien mit ſich führte, ſind weggefallen und im Innern alle Schranken und Zäune aufgeräumt worden, mit Ausnahme eines einzigen, von dem ſogleich die Rede ſein wird. Statt des alten Prohibitivſyſtems kommen verſtändige, mäßige Maximen in Anwendung. Man will der einheimiſchen Induſtrie, namentlich den Manufacturen, möglichſt Schutz angedeihen laſſen und blickt nach wie vor mit großer Eiferſucht auf die auswärtige Concurrenz; allein man will auch die

alten Fehler vermeiden und iſt geneigt zur Anknüpfung vortheilhafter Handelsverbindungen, d. h. ſolcher, die nicht für England oder Frankreich, ſondern die für das Inland vortheilhaft ſind.

Uebrigens iſt das ſo wohlarrondirte Spanien in ſeinem Zollweſen unabhängig; ſeine Handelsintereſſen geſtalten ſich ſo einfach wie ſeine Lage; es ſteht ſich im Stande, jedes für zweckmäßig erkannte Zollſyſtem mit Nachdruck durchzuführen und allmälig zu vervollkommnen; zudem beſitzt es alle zum Aufſchwung ſeiner Gewerbthätigkeit und ſeines Handels nöthige, überhaupt reiche, intacte Hülfsmittel in ſich ſelbſt und in den ihm verbliebenen Colonien. In der That, kein anderes europäiſches Land erſcheint, Alles zuſammengerechnet, in dieſer Hinſicht begünſtigter, zumal bei einer nicht unwahrſcheinlichen Handelseinigung mit dem verwandten Portugal.

Nur ein inneres Hinderniß tritt in dieſer Lage annoch Spanien entgegen: die eigenthümliche Stellung Navarra's und der baskiſchen Provinzen. Dieſe, mit Fug und Recht ihren Fueros anhangend, widerſtreben auch, ſich ſowohl dem Zollweſen als dem Finanzweſen der Monarchie anzuſchließen, und ſtehen gleichſam außer dem ſpaniſchen Handelskreiſe, zum Nachtheil des Ganzen. Hier tritt das Nationalintereſſe ſcheinbar in entſchiedenem Gegenſatz zu einem Provinzialintereſſe. Wie es ſich damit verhalte, verdient näher in Betracht gezogen zu werden.

Die baskiſchen Provinzen, wiewohl zu verſchiedenen Zeiten fremder Oberherrlichkeit unterthan, ſind doch nie völlig unterjocht worden; nicht von den Römern, noch Sueven und Gothen, noch Mauren. Der Gothenkönige Oberhoheit erkannten ihre frei geſinnten Bewohner nach hartnäckigen Kriegen an, und auf den gothiſchen Codex ſtützen ſich ihre Fueros. Während der Kriege mit den Mauren, denen ſie

widerſtanden, hatten ſie theils eigene gothiſche Grafen und Herzöge, mitunter in großer Zahl, theils ſtanden ſie mit andern ſpaniſchen Herrſchaften unter einem Haupte, bis die Könige Caſtiliens, ſchon längſt als Souveraine anerkannt, ſich gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts nach langen Fehden des Landes definitiv bemächtigten, unter dem einfachen Titel des „Herrn“. — Die navarreſiſchen Cantabrer (Basken, Basconier) unter welchen der heilige Firmin das Biſchofthum Pamplona (wohl fälſchlich für das erſte Spaniens gehalten) gegründet haben ſoll, widerſtanden den Alanen, Sueven, Vandalee, zogen ſich aber in den unaufhörlichen blutigen Kriegen mit den arianiſchen Gothen zum Theil auf den nördlichen Abhang der Pyrenäen zurück bis an die Garonne, hier die Gascogne bildend, welche deshalb bis auf den heutigen Tag viele ſpaniſch-baskiſche Elemente bewahrt. Von den Mauren ward Navarra bald befreit, unterſtützt durch fränkiſche Ritter (worunter der Paladin Roland), die aber ſelbſt hernach wegen ihrer Herrſchſucht mit Gewalt vertrieben wurden. Es hatte ſodann eigene, mächtige Grafen, ſpäter Könige, die mitunter von der Garonne bis an den obern Ebro herrſchten; zu Zeiten wurde es mit andern ſpaniſchen Herrſchaften vereinigt, ſo wie es auch unter fränkiſche Herren kam; bis ſich, nach mannigfachem Wechſel, endlich Ferdinand der Katholiſche im Jahre 1512 des größern auf dem mittäglichen Abhange der Pyrenäen gelegenen Theils des Königreichs bemächtigte, der ſeitdem von der Krone Spaniens abhängig geblieben iſt.

Deſſen ungeachtet bewahrten die cantabriſchen Provinzen ihre Verfaſſung und ſelbſtſtändige Verwaltung, indem ſie nur wenigen der allgemeinſten Landesgeſetze unterworfen wurden. Die im Jahre 1394 veranſtaltete Geſetzſammlung unter dem Titel Fueros, franquezas y libertades von Biscaya, revidirt und beſtätigt in den Jahren 1493 und 1526, blieb

der Hauptſache nach in ungeſchwächter Kraft beſtehen. Hiernach werden ſie, jede einzeln, durch ihre direkt vom Volke ernannten Juntas nationales verwaltet; dieſe vereinigen ſich zu feſtgeſetzten Zeiten oder auf beſondere Veranlaſſung zu einer allgemeinen Verſammlung in freier Luft unter der berühmten alten Eiche von Guernica, unter der ihnen auch wiederholt von ſpaniſchen Königen die Aufrechthaltung ihrer Geſetze und Freiheiten beſchworen worden iſt. Die Nationaljunten (ſchon ein Grundbeſitz von mindeſtens 3000 Franks an Werth macht wählbar in dieſelben) ernennen aus ihrer Mitte Generaldeputirte, welche mit den von der königlichen Regierung beſtellten Behörden die vollziehende Gewalt ausüben. Jede Provinz hat noch beſondere Geſetzſammlungen, Privilegien, Fueros. Faſt jede Gemeinde verwaltet ſich ſelbſtſtändig, wählt ihre Municipalbeamte, und hat gewiſſermaßen eine beſondres Fuero. Gewählte Alkalden (Ortsvorſteher) üben die Polizei aus und ſind Richter in erſter Inſtanz. Der Corregidor, ein durch den König ernannter Richter für Civil- wie Criminalſachen in höherer Inſtanz, präſidirt den beſondern und allgemeinen Verſammlungen. Verpflichtendes Landesgeſetz wird ein königlicher Beſchluß erſt dann, wenn ihm durch die Delegirten der Provinzen der Paſe ertheilt worden iſt. * Alle Biscayer von gerader Herkunft werden für adelige gehalten und ſind außer der Provinz nur vom Großrichter von Biscaya, der zu Valladolid (jetzt zu Burgos) reſidirt und die höchſte Inſtanz bildet, zu richten. Außerdem begreift die hohe Verwaltung noch einen königlichen Militärgouverneur oder Capitangeneral und einen Intendanten. In den Feſtungen, namentlich nach der Grenze hin in Navarra und Guipuzcoa, liegen königliche Garniſonen; ohne daß dadurch die Civilverwaltung von der Militairgewalt abhängig

* Das wichtige Paſerecht wird von manchen Rechtskundigen der Provinzen beſtritten. Unter der freien Verfaſſung verliert es übrigens an Wichtigkeit.

werde. In Navarra jedoch präſidirt der Capitan general, der den Titel Vicekönig führt, dem königlichen Conſeil, dem höchſten Tribunal in Civil- und Criminalſachen.* Auch können ſich die Cortes (Stände) von Navarra nur mit Autoriſation des Königs verſammeln. Sie umfaſſen Vertreter aus den drei Ständen: die Biſchöfe (deren Sitze Pamplona und Tudela) und Aebte der Provinz mit dem Prior von Roncesvalles, den zahlreichen Adel und die Deputirte der Städte. Eine permanente Deputation zu Pamplona leitet alle Landesgeſchäfte, vertheilt die Auflagen und wacht über die Erhaltung der Geſetze und Prärogative des Landes. Die adminiſtrativen Theilungen werden in den verſchiedenen Provinzen verſchieden benannt; ihre Abſtufung bezeichnen Partidos, Unionas, Alcaldias. Navarra iſt adminiſtrativ in fünf Kantone (Merindades, Grafſchaften, deren Hauptörter Pamplona, Eſtella, Tudela, Sangueſſa, Olite bilden) getheilt. Die Municipalverwaltung iſt überall muſterhaft; kaum ſieht man ein Dorf ohne ein Gemeindehaus, deſſen ſich manche Stadt rühmen würde. Subſtitutionen und Fideicommiſſe waren in den cantabriſchen Provinzen beſchränkter als im übrigen Spanien, aber das Eigenthum vererbt ſich darum nicht mit geringerer Pietät von Vater auf Sohn, die Sitten erſetzen das Geſetz, deſſen Nachtheile vermeidend: viele Häuſer, zumal auf dem Lande, werden ſeit undenklicher Zeit von denſelben Familien bewohnt, Häuſer, die wegen ihres Materials unzerſtörbar ſcheinen, zuweilen mit alten Thürmen, faſt immer mit Wappen verſehen. Beinahe alle Biscayer ſchreiben ihren Adel von ihrer geraden Abkunft von den Cantabriern und den Gothen her und behaupten, rein von jeder

* Die jetzige Regentſchaft hat mit den Abgeordneten Navarras feſtgeſetzt, daß in Zukunft die Militair- und Civilgewalt getrennt ſein ſolle, daß das Königreich alſo einen beſondern Capitangeneral und einen beſondern Civilgouverneur haben ſolle, die ſich jetzt in der Perſon des Vicekönigs vereinigten. Gewiß kein Nachtheil für Navarra!

Miſchung mit mauriſchem und jüdiſchem Blute zu ſein; in der That, ihre ganze Anlage hat etwas Primitives und iſt geeignet, ſelbſt durch Vorurtheile das ſtolze Selbſtgefühl des Volkes zu erhalten. Sie heißen ſich auch die älteſten und wahren Spanier. Unter Philipp II. erhielten ſie alle Prärogativen des Reichsadels und auch unter Philipp VI. unterzeichnete ein Hidalgo ſich mitunter, namentlich bei Heirathscontracten, als Don . . . noble como el rey, e aun — — aun — —. Den ſtolzen, heitern freien Biscayer und Navarreſen fehlt keine Tugend, keine Eigenſchaft der Spanier; zwar ſind ſie weniger mäßig und lieben Wein und gute Mahlzeiten; aber dafür ſind ſie auch äußerſt thätig, die fleißigſten Ackerbauer und Handwerker, an der Küſte eben ſo geſchickte als emſige Seeleute und Fiſcher. Die Idee ihrer Adelſchaft iſt Allen gemein und äußert auf ihre ganze Art zu ſein, ſelbſt bei den gewöhnlichſten Geſchäften, ſichtlichen Einfluß. Dieſes Gefühl unterſtützen große perſönliche Rechte und Freiheiten: kein Baske darf vor gerichtlichem Urtheile verhaftet, keiner unter was für Umſtänden auch ſeines Pferdes, ſeiner Waffe, ſeiner Sporen beraubt werden.

Müſſen wir daher anerkennen, daß die baskiſchen Provinzen ſeit Gedenken die Gewohnheit des federativen Lebens, der Volksverſammlungen, der gewählten Behörden haben, daß ſie durch ihre geſchriebene Verfaſſung, ihre bürgerlichen Handels- und Strafgeſetze eine Art von unabhängigem Staat bilden *, der ſich nur in ſofern als der ſpaniſchen Monarchie einverleibt betrachtet als dieß ſeine eigenen Geſetze nicht beeinträchtigt; können wir uns nur freuen, wenn wir ſie ihre alten Rechte, Sitten und Gebräuche mit der ganzen Kraft und Ausdauer ihres Nazionalkarakters bewahren und vertheidigen ſehen; und nur wünſchen, eine heilige Scheu

* Spaniſch iſt die allgemeine Sprache des Landes, vor Gericht in der Schrift; baskiſch wird nur im Gebirge geſprochen.

möge vor jedem Versuche zurückbeben lassen, diese Völker an ihrem Geiste und Fleische anzutasten: so gibt es doch in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Spaniern auch eine Seite, die, am füglichsten durch freie Uebereinkunft, zum Vortheil beider Theile eine Veränderung erleiden zu müssen scheint, und deren durch die cristinische Regierung einseitig und übereilt versuchte Aenderung sie zum Aufstande geleitet hat.

Die baskischen Provinzen haben sich nemlich immer geweigert des Reiches Duanen, das Stempelpapier, Agenten des Staatsfiscus, die Aushebung von Mannschaft zum Dienste für die königliche Armee und Marine in ihren Gränzen zuzulassen; auch haben sie die Verbote für den Tabak, das Pulver und die andern Gegenstände, die im übrigen Reiche Staatsmonopole sind, bei sich niemals gelten lassen. Im Falle eines Krieges nur müssen sie sich in Masse erheben, namentlich ist dann der gesammte Adel waffenpflichtig. Geringe Staatsabgaben entrichten sie nur in Form freiwilliger Geschenke, die sie nach eigener Vertheilung und Rücksicht erheben; sie haben ihr besonderes Finanzwesen, das von dem des Staats ganz unabhängig ist, sogar eine eingeschriebene Schuld mit einem selbst während des Krieges nicht sehr geschwächten Credit (z. B. 3% von Alava ꝛc.); in Navarra besteht für die Leitung des ganzen Finanzwesens eine besondere Rechnungskammer.

Alle diese Rechte und Pflichten scheinen allerdings eben so viele Begünstigungen zu sein, deren sich die Provinzen vor dem übrigen Spanien erfreuen, allein ohne Nachtheil für dieselben waren sie doch auch nicht. Die Weigerung, sich den allgemeinen Zollgesetzen zu unterwerfen, beraubte die Provinzen des freien Handels mit dem spanischen Amerika; sie müßte, fände sie noch in Zukunft statt, auch immer ihren Markt im Inlande wie den Kolonien beschränken. Die spanische Zollinie reichte im Nordwesten nicht an

Frankreich und das biscaiſche Meer, ſondern zog ſich dieſſeits Navarra und der baskiſchen Provinzen herum, dieſe ausſchließend und mit dem Auslande auf gleichem Fuß behandelnd. Es waltete ein ähnliches Verhältniß ob, wie zwiſchen Ungarn und dem übrigen öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, nur in noch ſtärkerem Maaße. Die ſpaniſche Regierung ſah ſich gezwungen zur Ausgleichung der beiderſeitigen Steuer- und Zollverhältniſſe, alle aus den Provinzen kommende Waaren bei ihrer Einfuhr in Caſtilien und Aragonien hoch zu belaſten; — was der baskiſchen Induſtrie natürlich zum größten Nachtheil gereichte. Die Hauptduane für alle aus den Provinzen ins Reich eingehenden Waaren und Producte war für Biscaya zu Orduna, für Alava in Vitoria, für Navarra zu Agreda. Die Tarife haben oft gewechſelt; die Steuer betrug für Biscaya, Guipuzcoa und Alava nicht unter 15%, für Navarra nicht unter 10% des Werths; auch mußten Zölle bezahlt werden für die aus Spanien in die Provinzen gehenden Waaren, für die in die drei erſten nemlich 5%, nach Navarra aber nur 3½ %.

Um zu begreifen, welche Laſt dieſe doch unumgänglich nöthigen und von der Gerechtigkeit gebotenen Steuern für die Provinzen bildeten, genügt zu wiſſen, daß der Infant Don Carlos, bald nach ſeiner Ankunft aus England in Biscaya unter dem Baume von Guernica als Herr und König feierlichſt gelobt hat, die Eingangsrechte nach Caſtilien für alle aus den Provinzen ausgeführte Gegenſtände, insbeſondere für das Eiſen, zu verringern. Das hieß verſprechen: die Provinzen, welche alle Waaren vom Auslande frei bezogen und ſonſt wenig zu Staatszwecken beiſteuerten, ſollten in Zukunft die Herren des geſammten ſpaniſchen Handels werden!

Dieſe aus dem Ausſchluß vom gemeinſamen Markte reſultirenden Nachtheile treten jedoch erſt dann in ihr volles

Licht; wenn man die Vortheile dagegen hält, welche den baskischen Provinzen, als dem gewerbthätigsten, bevölkertsten und reichsten Theile der Halbinsel, aus ihrem völligen Anschluß an das Nazionalzollwesen nothwendig erwachsen mußten. Welche Landestheile haben durch den deutschen Zollverband am meisten gewonnen, welche müssen aus jeder Zollvereinigung stets den größten Vortheil ziehen? Diejenigen, welche die ausgedehnteste Fabrication, die meisten Manufacturen und die thätigste Bevölkerung haben. Wo hat man jemals gesehen, daß sich Distrikte mit reicher Industrie vor den benachbarten, derselben Nazion angehörigen, ackerbautreibenden Gebieten mit Gewalt abschließen und sich den Schutzzöllen entziehen wollen? Das weniger gewerbsfleißige Land hat jeder Erfahrung zu Folge bei freier Concurrenz alle Vortheile gegen sich, alle Nachtheile für sich, welche es daher durch Abschließung seiner Gränzen und durch hohe Schutzzölle anfänglich auszugleichen sich bestrebt. Wie aber die baskischen Provinzen vor den übrigen hervorragen, lehrt ein Blick auf die Hülfsmittel derselben.

Das cantabrische Land hat die reichste Bewässerung, die in den zahlreichen Thälern vom fruchtbarsten Boden umlagert, sich der Industrie allerwegen zur Benutzung als bewegende Kraft darbietet. Es hat zur Verbindung die günstigste Lage, eine Seeküste von beinahe 30 Meilen im Umfange und mit vielen Häfen und Baien besetzt. Dabei besitzt es die Hauptstraße und den gemächlichsten Paß nach Frankreich, wie überhaupt die ausgezeichnetsten Provinzialstraßen. Es ist überaus reich an Eisenerzen, von geschätztester Güte; sein Eisen ist berühmt wegen seiner Streckbarkeit, die es kalt und warm schmieden läßt, es ist von ausgezeichneter Reinheit und eignet sich sehr für Nägel, blanke Waffen ꝛc. Man findet eine beträchtliche Zahl von Schmieden, Hochöfen, Hammerwerken, Gießereien zu Elgoibar und Eybar; Fabriken

von Ankern, von Blanken und Feuerwaffen zu Audoain, Zubietta, Tolosa, la Sarte, Bergara, Errani, Sebastian ꝛc.; andere Fabriken, in großer Zahl, von kurzen Eisenwaaren und Utensilien in Kupfer und Messing. Man fabrizirt jährlich bei 50,000 Gewehre oder Stutzbüchsen; gießt viele Kanonen (die aus alten Eisen von Maulthieren werden sehr geschätzt). Kupfer findet sich bei Salvatierra und bei Pamplona. Marmor gibt es von verschiedenen Farben; Steinkohlen, Kalk, Gips, Torf; eine große Menge von Mineralquellen, kalten und warmen und von jeder Beimischung; viele Salzquellen und Salinen. Die Flüsse so wie die Küste sind sehr fischreich. Der Ackerbau in den Thälern, Ebenen und an den Küsten ist sehr ergiebig; große Weiden bedecken die Höhen. Man erzielt hauptsächlich Waizen und Mais, doch auch Gerste, Roggen; ferner viele Früchte, treffliche Kastanien, Aepfel zu Wein, Wein, Flachs, Hanf, Oliven, alle Bäume und Stauden des mittleren Europa's. Die Wälder in den Gebirgen nützen den Schmelzen, Schmieden und Fabriken. Man verfertigt auch, zum Theil über Bedarf zur Ausfuhr: Hüte, Seile, Leinwand, Wollenzeuge, Falence, Leder, Takelwerk, Papier, Zucker, Bier, Cider; die ersten Gegenstände der Ausfuhr betreffen aber Eisenwaaren, Tücher, Waffen, Früchte, Leder. Navarra gewinnt zwar Eisen, Kupfer, Bergsalz; es hat Salinen, Marmor, Jaspis, heiße Mineralwasser; prächtige Waldung, große, treffliche Weiden, viele Ochsen, Maulthiere, Hämmel, Ziegen, Schweine, Wildprett; allein Ackerbau ist seine Hauptnahrungsquelle, dabei erzielt es über 3 Milionen Cantaros Wein, meist von vortrefflicher Qualität, viele Früchte, besonders Aepfel und Oliven; auch bereitet es Seife, Leinwand, Leder, Branntwein, Lakrizensaft, Wollenzeuge, Honig, und führt in den meisten Artikeln aus; der Wohlstand des Landes hat sich in neuerer Zeit bis zum Kriege bedeutend gehoben; das kleine

Navarra zählt viele bedeutende Ortschaften: 5 Merindadas, 9 größere Städte, 17 Partidas, 154 Flecken oder Dörfer, 675 Weiler. Das gebirgige, immer grüne Guipuzcoa hat nach Biscaya die meisten Erze und das bedeutendste Eisengewerke, doch auch außerdem reiche Land- und Seeproducte, Salinen ꝛc.; treffliche Häfen; für seine Bevölkerung sprachen seine 72 Alcaden. In Alava finden sich zwar auch reiche Mineralschätze, aber der Ackerbau wiegt vor, von dessen Ueberfluß es an Biscaya und Guipuzcoa abgiebt. In Biscaya, dessen niederes Land sehr fruchtbar ist, wächst ein mittlerer Wein; treffliche Früchte, die einen bedeutenden Handelsgegenstand ausmachen und auch zum Cider gebraucht werden; die Küsten sind mit Pomeranzenbäumen bedeckt; die Berge haben Weiden für die Heerden und Wälder für den Schiffbau; an der Küste findet man zuweilen Perlen; Eisengewerke sind vorwiegend, doch giebt es auch Fabriken von Wollenzeugen, Tuchmanufacturen; auch Leinwand, Leder, Seilwerk wird gemacht; die Provinz allein hat sieben Häfen und viele beträchtliche und fleißige Städte. Das sind übersichtlich die Hülfsmittel, welche das nicht ausgedehnte baskisch-navarresische Gebiet der Industrie darbietet! Dazu rechne man die günstige Lage gegen den Continent wie gegen das Meer; die beträchtliche Bevölkerung im Verhältniß zu den übrigen spanischen Provinzen; die altgenährte freie Landesverfassung, die billige, einfache Verwaltung des Landes, das selbstständige und zweckmäßige Städte- und Gemeindewesen; die gewerbfleißigen Sitten des Landes, den frischen, fortstrebenden Geist seiner Bewohner: darf man sich wundern, daß sie die blühendsten Provinzen des Reiches sind?

Und dessen ungeachtet widerstreben sie sich dem Reichszollwesen anzuschließen, wodurch sie doch erst allen ihren Hülfsquellen und Kräften den gehörigen Spielraum, ihrer ganzen günstigen Stellung die volle Entwicklung verschaffen

könnten! Und warum? Verſtehen ſie ihr eigenes Intereſſe nicht? Zweierlei löst die Frage: provinziale Vorurtheile und das Intereſſe Einzelner. Die Provinzen ſind geneigt, in jeder Zollinie einen Fallſtrick für ihre Freiheit zu ſehen; ferner ſchlagen ſie die dabei einbüßenden Vortheile für weit höher an als diejenigen ſind, welche ihnen aus dem Anſchluß an das Zollweſen erwachſen könnten. Dieſe Vorurtheile des Volkes werden unaufhörlich von Kaufleuten und Andern, die Gewinn aus dem Schmuggel ziehen, zu ſchüren geſucht. Alle fremden Erzeugniſſe konnten zu Lande über Frankreich oder über die günſtig gelegene Küſte zollfrei in die Provinzen eingeführt und von hier aus über die an manchen Punkten unmöglich zu überwachenden Gränzen ins Innere des Landes nach Caſtilien und Aragonien eingeſchwärzt werden. Natürlich zog dieß Syſtem eine Menge von Handelsgegenſtänden über das Land, welche ſonſt einen andern Weg geſucht hätten; es belebte allerdings einige Häfen, bereicherte einige Kaufleute und unterhielt ein Heer von Schleichhändlern und Wagehälſen. Allein würde ein freier Betrieb auf dem ganzen ſpaniſchen Markte ſich für den reellen Aufſchwung der baskiſchen Induſtrie ohne Zweifel noch vortheilhafter äußern, ſo erſcheint es, hiervon abgeſehen, doch auch unbillig, wenn ein kleiner Theil eines Reiches, deſſen Bevölkerung kaum ein Zwanzigſtel der geſammten beträgt (etwa 700,000 Einwohner), ſich auf Koſten des Ganzen gehoben, Vorrechte und Vortheile für ſich behaupten will, nur um die Rechte und Geſammtintereſſen des Staats und der Nazion zu verletzen. Oder ſoll ſich Spanien auf Koſten ſeiner Entwicklung und der der Provinzen ſelbſt ſtets den Schleichhandel der letztern gefallen laſſen, der doch nicht zu ihren Fueros gehört? Wahrlich, wenn Hannover, Braunſchweig, Mecklenburg nicht vom deutſchen Zollverbande unabhängige Staaten wären, dieſer würde ſich den Paſch aus jenen in ſein Gebiet nicht gefallen laſſen!

Es ist daher zu wünschen, die Provinzen möchten in diesem Punkte der Billigkeit Gehör schenken. Geben sie ein altes Recht und einen alten unrechtmäßigen Vortheil auf, so erhalten sie dagegen neue Rechte, neue Märkte und rechtmäßige Vortheile zum Ersatz. Sagt man aber, sie würden dadurch an der Selbständigkeit ihrer Administration einbüßen, so müssen wir an den deutschen Zollverein erinnern, der doch aus souveränen Staaten zusammengesetzt ist und unbeschadet der Unabhängigkeit derselben besteht. Die Zeit, welche große Handelsvereine zum Aufschwunge der Gewerbe und der Macht der Nationen unumgänglich erfordert, verdient ebenfalls Anerkennung. Und es handelt sich doch im Grunde nur um das Aufgeben eines oft bestrittenen Rechtes, das lediglich dem inländischen Schmuggel und dem Auslande — Frankreich und England — nützt, dem gemeinsamen Vaterlande aber schadet.

Aehnliches gilt von der Besteurung; doch in niederm Grade. Die baskischen Provinzen wählen nach der in Kraft bestehenden Verfassung des Reichs ihre Deputirte zu den allgemeinen Cortes (Biscaya 2, Alava 1, Guipuzcoa 2, Navarra 3), berathen und bestimmen also mit über die allgemeinen Gesetze und Auflagen des Landes ohne sich selbst letztern zu unterziehen. Die Unbilligkeit in diesem Verhältnisse leuchtet ein, indem es die Provinzen bloß auf die herrschende Seite stellt. Viele Landesausgaben geschahen im Interesse sämmtlicher Provinzen; so für die Repräsentation der Krone, für die Civilliste und das Gesandtschaftswesen, für die Anstalten zur Landesvertheidigung, für die Marine, den Handel und andere Interessen; es scheint billig, daß auch alle Provinzen das Ihrige dazu in gleichem Verhältnisse beisteuern. Oder würden Navarra und Biscaya, wenn sie immer vereinzelt dagestanden, sich wohl Jahrhunderte lang der friedlichen ungestörten Existenz erfreut haben, der

ſie den Aufſchwung ihrer Gewerbthätigkeit und ihres Wohlſtandes verdanken?

Falls ſich die Provinzen dem ſpaniſchen Zollweſen anſchließen und ihnen damit der freie Handel nach dem übrigen Spanien und deſſen Beſitzungen eröffnet wird; ſo liegt darin eine neue Aufforderung zur Herſtellung eines gleichmäßigern Beſteurungsweſens. Denn es iſt nur billig, daß alle Landestheile deſſelben Staats, unter welchen die freie Concurrenz eröffnet iſt, ſich derſelben auch mit gleichem Vortheil, unter gleicher Gunſt und Lage, bedienen können. Oeſterreich fühlt ſich in ſeinen Fortſchritten dadurch nicht wenig behindert, daß Ungarn ſich einer Beſteurungsart widerſetzt, welche nicht nur zweckmäßiger als die jetzt geltende, ſondern auch mit der in den übrigen kaiſerlichen Ländern beſtehenden mehr übereinſtimmend ſein würde; Ungarn beſteuert nicht den Grundbeſitz und zwingt dadurch ſchon zum Schutze der außerungariſchen belaſteten Grundbeſitzer, Oeſterreich zu der innern Duanenlinie.

Daß nun die Beſeitigung dieſer Uebelſtände und Hemmniſſe friedlich, durch Uebereinkunft und mit Mäßigung auf beiden Seiten geſchehen möge, ſteht gewiß zu wünſchen. Der günſtige Augenblick dazu ſcheint gekommen zu ſein; und wird es nicht verabſäumt, ſo dürften ſich die guten Früchte des neuen Verhältniſſes bald für die Provinzen wie für ganz Spanien entwickeln. Jene, dann nicht mehr abgeſchloſſen und auf die zwar für den Einzelnen gewinnreichen, aber für das Land im Ganzen unfruchtbaren Geſchäfte hingewendet, werden in dem erweiterten Markte einen neuen, mächtigen Hebel für ihren Gewerbfleiß und Handel gewinnen; ſie werden mehr als früher geben und empfangen, den Kreis ihrer Thätigkeit ausdehnen, und eben ſo eifrige Vertheidiger der großen Nazionalintereſſen werden, als ſie früher ausſchließlich hartnäckige Verfechter ihrer Provinzialintereſſen

waren. Spanien aber wird auf dem merkantilen Gebiete gleichſam eine wichtige Eroberung gemacht, neue Triebfedern, einen neuen Impuls für ſeinen innern Aufſchwung gewonnen haben; es wird ſich in ſeinem Zollweſen, in ſeiner Handelspolitik im eignen Lande nicht mehr behemmt ſehen und ſich aller der Mittel frei und nachdrücklichſt bedienen können, welche es zur Entwicklung ſeiner reichen Hülfsquellen, wie überhaupt zur Förderung ſeiner Wohlfahrt anzuwenden für zweckmäßig erachtet.

Siebentes Kapitel.

Die nazionale Politik.

Mir bleibt noch übrig, Spaniens auswärtige Beziehungen, die ihm natürliche Politik und Allianzen, so wie die Macht in Betracht zu ziehen, welche es daraus zu schöpfen vermag. Um seine Stellung in dieser Hinsicht richtig und im Zusammenhange erkennen und würdigen zu können, bedarf es eines allgemeinen Maaßstabes, nach welchem jene wie die eines andern Staats zu ermessen sind; ich meine, wir müssen nach einem Prinzipe in der Politik suchen, das sich nicht bloß auf den einen oder andern Staat, sondern auf alle bezieht, das nicht bloß auf Zufälligkeiten, auf vorübergehenden Affecten, Leidenschaften und Interessen, oder auf andern äußern Umständen, sondern im Wesen selbst der großen Völkerverhältnisse beruht. Es ist erlaubt, von einem politischen Prinzip in eben dem weiten Sinne als von einem historischen Prinzip zu sprechen; welches das ursachliche Verhältniß staatlicher Dinge in ihren Wechselbeziehungen und Aufeinanderwirkungen nicht schon auf der Oberfläche und mit jedem Tage, der Neues gebiert, verändert oder erschöpft zeigt, sondern dasselbe in die Tiefe, an die Wurzeln der Völker selbst hinabreichen und durch ihr ganzes Leben sich verwachsen läßt. Ich weiß dieß Prinzip nicht besser als das „nazionale", demgemäß auch die Politik, welche es zur Grundlage hat, nicht deutlicher und passender, als

die „nazionale Politik“ zu bezeichnen. Dieſe hiermit für die höchſte, ſicherſte und wohlthätigſte erklärend, nehme ich um ſo lieber von ihr zu ſprechen Gelegenheit, als es gerade in unſrer Zeit, wo die entgegengeſetzte Politik eines wichtigen Reiches Europa bedroht, Noth thut, ihr Anerkennung zu verſchaffen und unerſchütterlich an ihr feſtzuhalten.

Wiewohl der in der Tiefe der Geſchichte wirkende und ſchaffende Geiſt immer derſelbe bleibt, ſo zeigen doch die verſchiedenen Zeiten, je nach ihrem Bedürfniß, Verſchiedenheit im Karakter und Gepräge, einen beſtimmten Grundton, in den alle Zeitläufte mit einſtimmen, ein Prinzip, das alle ihre Erſcheinungen zu durchdringen und zu erfüllen ſcheint; mag man nun dieß bewegliche Element, auf dem die Beſtrebungen der Völker, die Ereigniſſe und Thaten ſich wie ſchwimmend darſtellen, Geiſt, Stimmung, Idee, Tendenz, Intereſſen der Zeit nennen, oder noch anders. So ſehen wir bald ein Volk, das nach Alleinherrſchaft ringt, der Geſchichte Jahrhunderte lang ihren Geiſt einhauchen; bald erſcheinen Glauben und Kirche als die mächtigſten, die Zeit fortbewegenden Hebel; bald wieder politiſche und andere Intereſſen. Ein leitendes Prinzip, welches auch, iſt immer vorhanden; zwar ſchläft der Geiſt nach keiner Richtung, aber die andern erſcheinen zu Zeiten untergeordnet und ſtehen dann hinſichtlich ihres thätigen Einfluſſes vor der herrſchenden in niederer Linie. Seit den Reformationskriegen wirkt in der großen Politik am thätigſten das politiſche Prinzip (in engerm Sinn gefaßt, nemlich als ſtaatskluges, das als machiavelliſtiſches zuerſt in Italien ſeine Ausbildung erhielt), im Bunde mit der Macht der materiellen Intereſſen; nebenher läuft ſodann immer noch, in bald näherer bald weiterer Ferne, das Prinzip des europäiſchen Gleichgewichts, welches mitunter der Uebermacht des erſtern in nicht geringem Maaße entgegenſtrebte. Die Politik, welche ſich nur

lediglich auf dieß Prinzip ſtützt, erſcheint mangelhaft und unzuverläßig, weil ſie keineswegs die erſten und höchſten menſchlichen Intereſſen umfaßt oder nach Gebühr berückſichtigt; auch gefährlich, inſofern ſie häufig im Fall iſt, dieſe den minderwichtigen nachzuſetzen und zu verletzen. Was ſie auch zur Entwicklung des Staats, im Beſondern zur Ausbildung der Staatskunſt Gutes geleiſtet hat: ſie iſt auch zerſtörenden Schrittes einhergegangen und hat dabei des Heiligſten, der Nazionalitäten und der Kirche, nicht geſchont. Sie kann den Staaten eine große, überwiegende Macht verleihen, wie die Geſchichte von Holland und von Frankreich beweist. Allein ſie wird in eben dem Maaße für die Freiheit anderer Völker gefährlich, als ſie den Drang äußert, die Gränzen des eigenen Staats zu überſchreiten. Frankreich ſtützt ſeinen auswärtigen Einfluß hauptſächlich noch immer auf das politiſche Prinzip; dieß erwirbt ihm allerdings viele Freunde, doch auch manche Feindſchaft und läßt ſeine Schritte mißtrauiſch bewachen. Spanien hat niemals aus einem ſolchen Vortheile gezogen, woraus aber eben ihm der doppelte Vortheil erwächst, daß es einerſeits die Staaten für ſich hat, welche im Prinzipe mit ihm übereinſtimmen, andererſeits doch auch in den übrigen Staaten, die nicht mit ihm auf einer politiſchen Seite ſtehen, keine Sympathien, kein Mißtrauen gegen ſich erweckt.

Das Intereſſe ferner iſt ein wichtiger Hebel in der Politik. Das Intereſſe, ſagt man, ſei das höchſte politiſche Geſetz; das politiſche Prinzip, ſelbſt die natürlichen Allianzen müſſen demſelben nachſtehen, wo ſie ſich nicht mit ihm vereinigen laſſen. Dieß kann inſofern zugegeben werden, als das Intereſſe wohlverſtanden und nicht einſeitig, ſondern allſeitig aufgefaßt wird, d. h. inſofern es ein allgemein *nazionales* iſt und alſo mit der nazionalen Politik übereinſtimmt. Denn anders verſtanden, hätte jener Satz keinen

Sinn, als etwa nur den: Selbſtſucht iſt die höchſte Politik. Nazionalintereſſen zu haben und zu verfolgen, ſteht aber mit der wahren nazionalen Politik ſo wenig im Widerſpruch, daß ſie (die Intereſſen) vielmehr die ſtoffhaltige Grundlage derſelben bilden und ihre Verfolgung zugleich das Intereſſe aller Völker finden; denn jene Politik kann für ſolche Staaten gar nicht rege und lebendig werden, in welchen keine Nazionalintereſſen vorhanden und wachſam ſind. Daß ſie Deutſchland in mancher Hinſicht mangelten, wegen vorwaltender Sonder- und Ortsintereſſen, hat uns vielfachen Nachtheil zugefügt. Die Politik, welche ſich auf die Nazionalintereſſen ſtützt, iſt immer groß und immer nazional. Denn die Wahrheit iſt, daß das wohlverſtandene Intereſſe der Völker ſich nicht von einander ſcheidet, ſondern Urſprung und Weſen im Grunde einerlei iſt. Indem wir daher in den Ländern, wie namentlich auch in Deutſchland und Spanien, Nazionalintereſſen aufwachſen, erſtarken und die Staaten ſich immer mehr auf die Macht derſelben ſtützen ſehen, ſo müſſen wir darin einen wichtigen Fortſchritt erkennen, zu Gunſten der nazionalen Politik überhaupt; wie denn auch jeder Fortgang der letztern hinwiederum die erſtern fördert.

Englands Politik lag, neben der Förderung ſeiner materiellen Intereſſen, zumal der Seemacht und des Handels als der Hauptquelle ſeines Reichthums, die Maxime zu Grunde: Gleichgewicht unter den Continentalmächten zu erhalten. Auch andere Staaten kamen wiederholt auf die Idee des politiſchen Gleichgewichts zurück, und viele Publiciſten ſahen darin die einzige, um keinen Preis aufzugebende Garantie der europäiſchen Freiheit. Allerdings liegt denſelben ein guter Gedanke zu Grunde. Man fühlte das Bedürfniß einer höhern Gewährleiſtung der beſtehenden Zuſtände und der freien Entwicklung, als ſie das politiſche Princip oder die ſich geltendmachende Herrſchaft der materiellen Intereſſen

darboten. Allein man wählte nicht die richtigen Mittel, demſelben zu genügen. Nicht eine numeriſche Gleichzahl gegenüberſtehender Staatskräfte, die ja doch nicht zu bewahren iſt, ſichert das politiſche Gleichgewicht: die Nationen in ihrer Selbſtändigkeit und Integrität, in ihrem Weſen und Leben zu erhalten, alſo das nationale Prinzip in der Politik geltend zu machen, das begründet auch das Gleichgewicht unter den Staaten und feſtigt die politiſche Freiheit. Die Politik der Völkerachtung und des Völkerwohls, d. h. die nazionale, iſt die beſte Garantie des Gleichgewichts der Staaten.

Als die Macht des politiſchen Prinzips zu ſchwer auf der Wagſchaale drückte, mußte dieſe überſchnellen. Auf beiden Seiten ſeines innern monarchiſch-republikaniſchen Gegenſatzes hatte es ſich ins Extrem verloren, und erwies ſich faſt gleichzeitig an beiden Polen in ſeiner einſeitigen Herrſchaft als gleich verderblich: dort in der Theilung Polens zeigte ſich die Moralität der Herrſcher, hier in der franzöſiſchen Revolution die der Beherrſchten; überhaupt als verderblich, wenn das politiſche Prinzip ſchrankenloſe Macht erworben und in den Gemüthern höheren Motive erſtickt hat. Beide Ereigniſſe an unſern entgegengeſetzten Gränzen haben unberechenbare Nachtheile für Deutſchland mit ſich geführt, die wir hätten abwehren können; wenn nicht unſere Nazionalintereſſen unter der politiſchen Zerſplitterung erdrückt geweſen und Einzelvortheile von zu Vielen der vaterländiſchen Pflicht und deutſchen Geſinnung vorgezogen wären. Eine Lehre für uns, daß wir aus allen Kräften Geſammtintereſſen ſchaffen, uns darin ſtärken und einigen müſſen; daß wir vornehmlich das nazionale Prinzip niemals aus den Augen verlieren dürfen.

Von den gefährlichen Gipfeln, auf welchen jene beiden Ereigniſſe — allen Augen noch ſichtlich, allen Völkern noch ſchreckbar — ſtehen, giebt es nur einen Abgang zum Beſſern:

das Wiederaufleben des nazionalen Hochgefühls, das Erſtarken des Volkthums. Napoleon kannte wohl die Macht, welche in den Nazionalitäten ſchlummert; denn auf die franzöſiſche ſtützte er ſich faſt mehr noch, als auf das politiſche Prinzip, deſſen Kind doch, wo nicht deſſen Incarnation, er war; allein er wußte ſie noch lange nicht hoch genug zu ſchätzen. Hätte er ſonſt das deutſche und das ſpaniſche Volkthum ſo tief verletzt? Hätte er gegen die Polen nicht anders gehandelt? Er wußte Franzoſen und Italiener zu behandeln, weil er dieſe Völker im Herzen kannte; die übrigen verſtand er nicht, und aus Maxime oder Speculation konnte er nicht wohl den Nazionalitäten eine höhere Anerkennung zu Theil werden laſſen, als er ihnen zollte. Denn wo hätte er dieſe ſollen ſchätzen lernen? Schienen ſie nicht ſchon ſeit Jahrhunderten entſchlafen zu ſein? Eben hatte Frankreich gegen ſeine eigene Geſchichte, gegen die Grundäſte ſeiner Volksthümlichkeit gewüthet; das heilige deutſche Reich war vor ſeinen Augen ziemlich geräuſchlos hingefallen; die Osmanli hatten ihre Kraft verloren; Spanien dachte man ſich herkömmlich als entſchlummert und entkräftet; endlich war Polen, ungeachtet es ſich in den letzten Zeiten kräftig gerührt hatte, doch zerriſſen und ſogar völlig aus der Staatenreihe ausgelöſcht worden. Wie hätte Napoleon, in dem das politiſche Prinzip Fleiſch und Blut geworden, die Völker nach ihrem wahren Werthe zu würdigen wiſſen ſollen? Indem er dieſe, ſchon aufgeſchreckt durch die Conſequenzen der franzöſiſchen Revolution wie der Theilung Polens, daher immer mehr gegen ſich aufregte und wie Eine Phalanx in die Waffen rief, ward er von ihnen beſiegt. Damit hatte die Bewegung des nazionalen Prinzips gegen die Alleinherrſchaft des rein politiſchen ſiegreich begonnen, welche der Gedanke des ſtaatlichen Gleichgewichts allein nicht zu beſchränken noch zu zügeln vermocht hatte.

Aus dem Geſagten erläutert ſich von ſelbſt, was denn eigentlich unter nazionaler Politik zu verſtehen ſei. Sie iſt von nicht conſervativer Natur. Denn ihr erſter, höchſter Grundſatz iſt: alle Nazionen in ihrer Freiheit und gegenſeitigen Unabhängigkeit zu erhalten. Sie ſchließt die andern Triebfedern und Motive zwar von ihrem Gebiete nicht aus; vergönnt ihnen aber keinen höhern Einfluß als ihnen gebührt. Sie erkennt dem politiſchen Prinzipe den weiteſten Spielraum der Thätigkeit zu, ſofern es nur nicht andere Völker oder Staaten an ihrem Weſen, an ihrer Freiheit zu beſchädigen droht, ſofern es ſich auf die eigene innere Entwicklung des Staats, dem es angehört, beſchränkt; zu welcher ja alle Nationen ihrer Anlage, ihrem Weſen gewiß gleichermaßen befugt ſind, wie Gott ſie auch Alle frei geſchaffen hat; — allein ſie tritt dem Staate entſchieden entgegen, der ſein ihm eigenes oder gar ein willkührliches Princip als höchſtes Geſetz zur Unterdrückung oder nur zur Kränkung von andern Nazionalitäten will geltend machen. Sie bringt allen wohlverſtandenen Intereſſen Anerkennung, indem ſie ſich hauptſächlich auf Nazionalintereſſen ſtützt, und tritt nur ſolchen entgegen, welche dieſe bedrohen. Sie befeſtigt das politiſche Gleichgewicht, indem ſie die einzige unerſchütterliche Grundlage derſelben wahrt und beſchützt; denn wenn die Nazionen erſt zuſammenbrechen, dann helfen auch keine andere Stützen. Endlich ſteht ſie nirgends in Widerſpruch, vielmehr ſtets in vollkommener Uebereinſtimmung — mit dem chriſtlichen und kirchlichen Geiſte; ja ſie findet in dieſem ihre Hauptſtütze, ihre Ergänzung, ihre Weihe. Sie trennt in höchſter Inſtanz nicht das Wohl, das Intereſſe der einen Nazion von dem der andern, ſie ſpeculirt nicht auf den Ruin Anderer, ſondern wacht über das Wohlergehen Aller; ſie hält die höhere Gemeinſchaft, die höhere Einheit der chriſtlichen Nazionen feſt. Ihr Grundgedanke bewegt ſich in

der christlichen Freiheit, ist aus ihr entsprungen und von ihr erfüllt; die Politik des Heidenthums, die nur einseitigen Nazionaldünkel mit Verachtung alles Ausländischen kannte, welche die Religion unterstützte, bildet zu ihr den vollkommensten Gegensatz. Sie sieht in der Kirche ihre mächtigste Bundesgenossin; denn diese ist die erste und letzte Stütze bedrückter Nazionalitäten, hält sie mit liebendem, heiligem Arm im Unglück und Noth aufrecht und bewahrt ihnen das nazionale Hochgefühl, das Vertrauen, die Hoffnung. Sie ist mit einem Wort die Politik der christlichen Freiheit der Völker: wenn es noch einer nähern Bezeichnung für sie bedürfte, und diese nicht in Bezug auf nichtchristliche Staaten mißverstanden werden könnte, so möchte sie füglich „christlich-nazionale" Politik genauer zu benennen sein.

Sollte man etwa glauben: der Staat könne aus der nazionalen Politik nicht alle die Kräfte, Allianzen, Hülfsmittel und Macht schöpfen, welche ihm sonst zu Gebote stehen würden? Man irrte sich. Wer sich auf die höchsten menschlichen Interessen stützt, der wird auch hinwieder von ihnen getragen und aufrecht erhalten. Der sinkt nicht, ob Einzelne, ob Staaten, der sich auf der Höhe der Völker-Verhältnisse und Interessen bewegt! Das nazionale Prinzip fördert die natürlichen Allianzen, die am längsten, am festesten dauern. Kann das Bündniß, das wegen eines besondern Interesses heute geschlossen ist, nicht durch ein anderes morgen wieder gestört und gelöst werden? Sehen wir nicht, daß die Allianz, welche selbst auf dem gleichen politischen Prinzipe beruht, hin- und herwankt; daß sie jeden Augenblick durch irgend ein neues Interesse erschüttert und über Haufen geworfen werden kann? Oder ist nicht das nazionale stärker als das rein politische Prinzip? Das beweist die Geschichte Napoleons, das beweist die ganze Geschichte: die politischen Prinzipien haben zu allen Zeiten und

ſogar in denſelben Nazionen immerfort gewechſelt (ſo ging Frankreich mit einemmale vom monarchiſchen zum republikaniſchen über, und wogte dann hin und her auf ſtürmiſcher See); aber die Nazionen ſind immer dieſelben geblieben, erwehren ſich immerhin des Aufgezwungenen und haben niemals ein größeres Intereſſe als die Erhaltung ihrer Volksthümlichkeit. Iſt nicht das nazionale Prinzip ſtärker als jedes Intereſſe, oder vielmehr iſt ſeine Geltung nicht das höchſte Intereſſe? Das beweist ſelbſt das kleine Belgien, dem die Kränkung ſeiner Volksthümlichkeit alle die großen materiellen Vortheile nicht aufwogen, welche ihm aus der Vereinigung mit Holland zufloſſen; das beweist Polen, das keinen Erſatz kennt für die Schläge, welche auf ſeine Nazionalität fallen. Die nazionale Politik iſt alſo nicht blos die höchſte, beſte, die chriſtliche, ſondern ſie iſt auch diejenige, welche im Allgemeinen den Staaten die größte, dauerndſte Macht verleiht.

Die Frage liegt nun nahe: welche Staaten befolgen ſie und welche ſind ihr entgegen? Entgegen ſind ihr in beſchränkterm Maaße Frankreich, im ausgedehnteſten Rußland; alſo die beiden mächtigſten Nachbarn von Deutſchland auf deſſen ſchwächſten Gränzen. Beide müſſen ein bedeutendes Intereſſe haben, das ſie von jener Politik abzieht. Der eine Nachbar will die Rheinprovinzen, der andere will an der Oſtſee, an der Donau Erwerbungen machen und überhaupt ſeine ganze weſtliche Front gegen Europa vorrücken. Das ſtarke, einige Deutſchland iſt dieſen Plänen ein Hinderniß.

Da nun ſo beide daſſelbe Intereſſe haben, Deutſchland zu ſchwächen, ſo iſt nichts wahrſcheinlicher, als gelegentlich ein Bündniß beider gegen uns. Dennoch hat Deutſchland Urſache das nazionale Prinzip, das für uns iſt, aus allen Kräften in Europa zu ſtärken und ſich entſchieden und thätig

an die Spitze der nazionalen Politik zu ſtellen, wie es ſich für das große Reich im Herzen Europa's geziemt; nicht aber ſich zur Unterdrückung einer hochherzigen, unter ihrem traurigen Looſe blutenden Nazion mit deren Erzfeinde zu verbinden, der ſich bereis auch für uns als ſolchen kundgiebt.

Frankreich täuſcht ſich ſelbſt und ſucht auch uns zu täuſchen, indem es vorgiebt, eine nazionale Politik zu befolgen. Es gehört allerdings zu den Staaten, deren größte Stärke in ihrer Nazionalität beruht, die deshalb vornehmlich auf die innere Entwicklung, nicht aber auf Erweiterung der Gränzen hingewieſen ſind; die alſo auch das Intereſſe wie das Prinzip zu nöthigen ſcheinen, auf die die Völker in ihrer Freiheit und Integrität erhaltende Politik immer wieder zurückzukommen. Allein die Erfahrung hat gelehrt, wie ſehr Frankreich abirren und wie weit es ſich, wär's auch gegen ſein eigenes Wohl, bei ſeinen vielen an Patriotismus heranſtreifenden Schwächen auf der antinazionalen Bahn kann hinreißen laſſen. Die Franzoſen ſelbſt ſcheinen mit ihrer Idolatrie möglichſt dafür zu ſorgen, daß die Völker ſobald nicht die napoleoniſchen Zeiten und Tendenzen vergeſſen; hören wir ſie doch mitten im Frieden die Eroberung der Rheingränze über Deutſchland in Ausſicht ſtellen!

Rußland arbeitet nach einem ungleich umfaſſendern Plane gegen uns. Indem es durch ſeine Verkehrsſperre unſere Gränzen ſchwächt, bringt es im Innern unſers Vaterlands, Zwietracht ſchürend, dieſelbe Politik in Anwendung, die es ſchon oftmals verſucht und die es namentlich in Polen als zweckmäßig befunden hat. Dahin zielt der Vorſchlag des Verfaſſers der europäiſchen Pentarchie: eine „europäiſche Centralaſſociation" unter dem ruſſiſchen Protectorate zu bilden. Rußland iſt der einzige Staat in Europa, der in der Stille, in den geheimen Kabinetten wie mit offenbarer Gewalt das nazionale Prinzip bekämpft, dem er das ſeinige entgegenſtellt.

Das Heiligthum der verſchiedenen Volksthümlichkeiten innerhalb ſeiner weiten Gränzen völlig mißachtend, ſtellt es mit Willkühr ein Staatsprinzip als das höchſte Geſetz, als das höchſte Intereſſe auf, dem ſich alle andern menſchlichen, volklichen, kirchlichen und chriſtlichen Intereſſen beugen und fügen ſollen; ohne dazu eine andere Berechtigung zu haben als die, welche die Gewalt giebt. Dieß höchſte Prinzip beſteht in Einheit der Sprache, Einheit der Kirche, Einheit der Verwaltung, überhaupt im Aufgeben aller Volks-, Sprach- und Glaubensverſchiedenheiten zu Gunſten der ruſſiſchen Sprache, Kirche und Volksthümlichkeit. Das Staatsintereſſe ſoll dieſe Einheit erfordern. Aber worin beſteht denn dieß? Was iſt das für ein Staatsintereſſe, welches verlangt, daß die Rechte und Freiheiten der Unterthanen gekränkt, daß die Sprache, die Sitten, der Glaube, die Kirche und alle Heiligthümer der Polen, der Litthauer, der Deutſchen, der Finnen, der Kaukaſier und Anderer mißachtet werden? Ich ſehe kein anderes, als daß alle Kräfte des großen Reiches dienſtbar und in der Dienſtbarkeit thätig gemacht werden ſollen, die noch freien Nazionen zu unterwerfen; daß alſo die Völker zu Werkzeugen in Händen Rußlands werden ſollen, deſſen Herrſchaft zu erweitern. Das Staatsprinzip brauche ich nicht bei ſeinem Namen zu nennen, das kein anderes Geſetz als die Gewalt, keine andere Schranken als das gute Vergnügen oder die Nothwendigkeit kennt, und welches das Feld des ſeinem Vaterlande und Glauben treuanhänglichen Unterthanen mit Thränen düngt. Ein ſolches Intereſſe, ein ſolches Prinzip hat kein Maaß, keine Schranken, kein Ziel, — im Ausdehnen ſinnt es auf neuen Erwerb, wie der Lüſtling im Genießen nach neuem Genuß, voll unerſättlicher Begier; denn wollte es ſelbſt allen Ernſtes ſich Stillſtand gebieten, es vermöchte es nicht, ohne ſeine Exiſtenz zu gefährden. Indem Rußlands Politik ſo in ihrer Feindſeligkeit gegen

das nazionale Prinzip und die daraus folgenden Consequenzen ſich den übrigen Nazionen und der ganzen lateiniſchen Chriſtenheit allgemach drohend gegenüberſtellt, hat es auch bereits eine ſtarke Stellung errungen, ihr Nachdruck zu geben: ſeine vorgeſchobene, durch ausgedehnte Befeſtigungswerke noch verſtärkte Central-Poſition in Polen gegen das Herz von Europa ſpaltet Oeſtreich und Preußen, und es kann von hier aus im günſtigen Augenblick den Riegel durch Deutſchland weiter vortreiben; auf den beiden Flanken ſeiner europäiſchen Front greift es, wie mit gewaltigen Armen, im Süden und Norden, immer weiter zur Umſpannung von Europa vor — noch einen Schritt nur braucht es auf der ganzen weſtlichen Stellung nach vorwärts zu thun und alle Verhältniſſe werden erſchüttert.

Unter denjenigen Staaten, welche dahingegen die nazionale Politik befolgen, ſteht Oeſtreich vorne. In der Mitte Europa's über vielerlei Völker gebietend, iſt der mächtige Kaiſerſtaat mit ſeinen reichen Hülfsquellen, ſeiner zahlreichen Bevölkerung, ſeiner treuen und tapfern Mannſchaft, und zur Zeit mit dem größten europäiſchen Staatsmann an der Spitze der Geſchäfte — die Hauptſtütze der Freiheit auf unſerm Continente. Oeſtreich ſcheint ſeine wahre, thätige, große Aufgabe nicht bloß begriffen zu haben, ſondern auch löſen zu wollen, die nemlich: die Centralkräfte des Feſtlandes in ihrer Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren, ſie gegen den Ehrgeiz Frankreichs und vor Allem gegen den Ehrgeiz Rußlands zu ſchützen. Es iſt der Wächter in Italien, der Wächter an der Donau, der Wächter am Bosporus. Deutſchland hat mit Oeſtreich ein Intereſſe, wodurch glücklicher Weiſe ein feſtes, dauerndes Band um beide geſchlungen wird. Deutſchland vorall iſt auf Begründung und Befeſtigung einer nazionalen Politik hingewieſen: ſein Intereſſe iſt immer daſſelbe im Weſten ſeiner Gränzen wie im Oſten,

im Süden wie im Norden, an der Oſtſee, an der Donau und am Bosphorus, im Oriente, in Aſien, in Amerika. Es hat niemals Etwas bei Verletzung des nazionalen Prinzips zu gewinnen, immer nur zu verlieren; bei Durchführung deſſelben aber kann es nur gewinnen, ſind ihm doch an der Oſtſee, am Rhein und an der Maas ächtdeutſche, ſchöne Länder abhanden gekommen. Die Stärkung des nazionalen Prinzips ſtärkt auch Deutſchlands Gränzen nach allen Weltgegenden hin; von ſeiner Stärke und ſicheren Stellung hängt aber auch das Gleichgewicht und die Freiheit Europa's ab. Keine andere als die nazionale Politik kann für Deutſchland in Bezug auf Polen gegen Rußland, keine andere in Bezug auf Belgien, als ein weſentlich deutſches Land gegen Frankreich mit Vortheil in Anwendung kommen; darum müſſen wir die polniſche Nazionalität zu ſtützen ſuchen und dürfen wir Belgien, das ſich dem einen oder andern Nachbar näher anſchließen muß, nicht etwa wegen kirchlicher Vorurtheile von uns ab, an Frankreich weiſen. Nicht die Begründung einer europäiſchen Centralaſſociation unter ruſſiſchem Vorſtande, welche Rußland zu unſerm Schutzherrn und Beherrſcher machen würde, ſondern die der nazionalen Politik muß der Gedanke ſein, der alle deutſche Staatsmänner durchdringt; ſie muß das ewige Bekenntniß deutſcher Diplomatik, die Antwort auf alle ruſſiſche Inſinuationen ſein.

Deutſchland mit Oeſtreich in feſtem Bunde, geſtützt auf dem unwandelbaren Prinzip der chriſtlichen Völkerfreiheit, vermöchten zwar für ſich allein allen Nachbarn die Spitze zu bieten; allein es würde ihnen in ſolchem Falle auch nicht an natürlichen Allianzen fehlen. Das nazionale Prinzip iſt ein erhaltendes, ein Prinzip des Widerſtandes gegen jedes zerſtörende, eroberungsſüchtige. Darum werden bei allen großen Kriſen ſich die meiſten Völker um diejenigen ſchaaren, welche jenes Prinzip vertheidigen, das Allen die freie

Existenz zusichert. Die nazionale Politik ist die einzige, welche, weil sie Wahrheit, Gerechtigkeit und christliche Freiheit zur Grundlage hat, niemals zu wanken, niemals das offene Gesicht zu bedecken, das Visier zu schließen braucht, an der mit unerschütterlicher Consequenz kann festgehalten werden; solche Consequenz muß nothwendig Viele an sich knüpfen und am Ende siegreich aus jedem Kampfe heraustreten. Und ist die Gerechtigkeit der vertheidigten Sache nicht auch eine Kraft? Gewinnt sie recht die Geister wie die Herzen, und kämpft nicht auf ihrer Seite die öffentliche Meinung, die doch auch unter die Hauptmächte gehört? Unter den großen Staaten aber sind besonders England und Spanien natürliche Verbündete von Oestreich und den andern deutschen Staaten, England's altes Interesse: Gleichgewicht unter den Continentalmächten zu erhalten, ist mächtiger als die auf dem politischen Prinzip beruhende Sympathie mit Frankreich. England hat mit Oestreich und Deutschland an der Donau, auf dem schwarzen Meer, am Kaukasus, in Konstantinopel, ein und dasselbe Interesse gegen Rußland und zu Gunsten der jungen, zu erstarkenden Nazionalitäten innerhalb der alten Gränzen des türkischen Reichs.

Wir kommen schließlich auf Spanien zurück. Spanien kann nicht anders seiner selbst wegen als eine nazionale Politik befolgen. Daraus ergeben sich sogleich die ihm natürlichen Allianzen, damit ist ihm seine ganze Stellung zu den auswärtigen Mächten angewiesen. Seine Stärke beruht lediglich in der Nazionalität, und deshalb auf der innern und nazionalen Entwicklung. Im Karakter der Spanier liegen ebenfalls nicht jene patriotischen Schwächen, Eitelkeiten und Turbulenzen, welche die Franzosen so häufig aus der Bahn der erhaltenden Politik in die erobernde schleudern. Der Prickel sticht sie nicht, die große Nazion zu sein, welche berufen ist, der ganzen Welt das Glück ihrer Civilisation

aufzudringen. Spanien hat überhaupt kein Intereſſe auf dem Continente, das von irgend einem eroberungsſüchtigen Staate als Köder benutzt werden könnte, es wie Frankreich wegen der Rheingränze in ſein Bündniß zu ziehen. Konnte dieß noch möglich erſcheinen, als Spaniens große Intereſſen ſchlummerten und ein ſchwacher Hof, ohne die Stimme der Nazion zu vernehmen, die höchſten Angelegenheiten entſchied; ſo iſt ſolches nunmehr undenkbar, ſeitdem ſeine auswärtige Politik lediglich den kräftig anwachſenden Volksintereſſen, alſo dem Geiſte des nazionalen Prinzips ſich fügen und anſchließen muß. Der Aufſchwung der ſpaniſchen Macht liegt daher keinenfalls im Intereſſe Rußlands, um ſie gegen England zu gebrauchen, wie man behauptet hat, ſondern allein im Intereſſe Deutſchlands, deſſen natürlicher Bundesgenoſſe Spanien in jeglichem Betracht iſt, um ſie gegen eroberungsſüchtige Nachbarn in daſſelbe Feld der Thätigkeit zu rufen. Beſteht in Spanien ein Nazionalhaß, ſo iſt er gegen Frankreich gewandt: nichts würde unpopulärer ſein, nichts den allgemeinen Unwillen entſchiedener erregen, als ein Bündniß Spaniens mit Frankreich oder mit Rußland, gegen Oeſtreich und England. Alle ſpaniſchen Sympathien ſind herkömmlich, wie ſie die Geſchichte und Lage Spaniens begründet haben, für die letztern. Das wohlverſtandene Intereſſe muß dieſe Stimmung befeſtigen, das darin beſteht, die Ausdehnung Frankreichs am Rhein zu verhindern, überhaupt der Schwächung von Deutſchland entgegen zu wirken, weil dieſe für es ſelbſt die größten Gefahren herbeiführen würde. Frankreich innerhalb ſeiner Gränzen auf dem Continente zu halten, iſt das erſte Geſetz der ſpaniſchen Politik, das alſo vollkommen mit dem deutſchen Intereſſe übereinſtimmt. Wenn Deutſchland darniederläge, erſchien Spaniens Ruhe und Selbſtändigkeit unausgeſetzt bedroht. Es iſt auch der natürliche Nebenbuhler Frankreichs in Afrika

und auf dem Mittelmeere. In dieſem und im ſchwarzen Meere hat Spanien ein und daſſelbe Intereſſe mit England und Oeſtreich gegen Rußland, im Oriente und in Aegypten (ſchon wegen der Lage der Philippinen) wiederum ein ähnliches Intereſſe wie England gegen Frankreich. Im Fall eines Bündniſſes zwiſchen Rußland und Frankreich aber wird Spanien unter allen Umſtänden auf deutſcher Seite ſtehen, und dann die ſchöne ſüdweſtliche Halbinſel Europa's ein mächtiges Bollwerk gegen den franzöſiſchen Ehrgeiz bilden.

Erkennen wir demnach im Aufſchwunge der ſpaniſchen Macht eine Stärkung des Prinzips, welches auch das Deutſche iſt, ſehen wir durch denſelben alſo die deutſchen Intereſſen fördern, das nazionale Moment an der großen Völkerwaage ſich heben und die Garantie der europäiſchen Freiheit ſich befeſtigen, ſo können wir uns nur freuen, daß zu jenem Aufſchwunge, wie wir früher geſehen haben, alle Ausſicht vorhanden iſt, und nur wünſchen, daß dazu, wie zur völligen Befriedigung Spaniens, von deutſcher Seite ihm kein Hinderniß möge in den Weg gelegt werden.

Anhang.

Die Legitimität der Königin Iſabella II.

Auf die rechtliche Entſcheidung der Frage über die legitime Thronfolge in Spanien hat die Politik keinen Einfluß, wohl aber die Legitimitätsfrage Einfluß auf die Politik geäußert. Ueber dem Mißverſtändniſſe, welches in dieſer Hinſicht zu lange obgewaltet, ſind Ströme Blutes vergoſſen worden; und vielleicht iſt nirgends eine Legitimitätsfrage von ſolcher Bedeutſamkeit für die innere Politik und Entwicklung eines Landes geworden, als die vorliegende für Spanien, eben weil durch ſie nicht bloß die Sachen und Prinzipien, ſondern auch die Perſonen geſchieden wurden, und die innere Bewegung wie der Krieg eine hartnäckige, entſcheidende Haltung gewonnen. Hätten alle Großmächte nach dem Tode Ferdinands VII. ſeine Tochter, die Prinzeſſin von Aſturien, welche Kraft der Grundgeſetze der Monarchie und des übereinſtimmenden Willens ihres Vaters und der Cortes den Thron beſtieg, ſofort als rechtmäßige Königin von Spanien anerkannt; ſo wäre entweder gar kein allgemeiner Bürgerkrieg zum Ausbruch gekommen oder derſelbe weit früher beendet worden.

Die Nichtanerkennung der jungen Königin von Seiten Rußlands, Oeſterreichs, Preußens, Hollands und der meiſten

italiſchen Staaten verlieh dem Carlism einen bedeutenden Zuwachs an moraliſcher und phyſiſcher Kraft, und gab ihm gleichſam eine europäiſche Stellung; allein ſofern ſie ihm nicht zum Siege verhelfen konnte, mußte ſie nothwendig das Entgegengeſetzte von dem Beabſichtigten bewirken. Der Carlism als Prinzip gefaßt, konnte vielleicht in Spanien wie früher ſo auch dießmal, noch über das konſtitutionelle ſiegen, wenn er unter dem unbezweifelt legitimen Staatsoberhaupte focht, wenn dieſes von allen Mächten als ſolches anerkannt und unterſtützt ward. Bedurfte das carliſtiſche Prinzip aber ſchon früher der Unterſtützung Frankreichs um ſich aufrecht zu erhalten: wie durfte man ſolches jetzt noch hoffen, da England und Frankreich nunmehr auf der andern Seite ſtunden und die Anſprüche des carliſtiſchen Hauptes mindeſtens zweifelhaft waren? Jene Nichtanerkennung hatte kein anderes Reſultat, als daß ſie die ſpaniſche Regierung zwang, ſich nach Außen hin auf das Engſte an Frankreich und England, im Innern nöthigenfalls ſelbſt revolutionären Bewegungen anzuſchließen, um darauf geſtützt die erforderliche Kraft gegen den Carlism entwickeln zu können. In der Politik der nördlichen Mächte, bezüglich Spanien kann ich nur den Vortheil Rußlands erkennen, das in allen Dingen weitaus berechnet. Rußland allein iſt der entſchiedene, weil intereſſirte Gegner der criſtiniſchen Regierung; denn es fürchtet jede aufſtrebende Macht am Mittelländiſchen Meere, die ein dem ſeinigen entgegengeſetztes Intereſſe im Oriente zu verfechten hat. Nur mit einer carliſtiſchen Regierung, die ſtets einer äußern Stütze bedurft und dieſe am natürlichſten in Rußland gefunden hätte, konnte dieſem Reiche gedient ſein.

Bei der Thronbeſteigung Iſabellens fand der merkwürdige Umſtand Statt, daß während die ſpaniſche Nazion faſt durchweg in ihr die rechtmäßige Königin ſah und anerkannte, das Ausland faſt durchweg die Anſprüche des Don Carlos

für legitim hielt. Der Infant Don Sebaſtian ſelbſt, ſeit Jahren einer der thätigſten Führer in den carliſtiſchen Reihen, anerkannte anfangs laut Iſabella als legitime Thronerbin; Viele vom Adel und der Geiſtlichkeit, wiewohl den carliſtiſchen Prinzipien zugethan, halten ſich zu der Königin oder ganz neutral, weil ſie als loyale Unterthanen die Anſprüche des Don Carlos nicht gut heißen können. Bald nach der Ankunft des Prätendenten auf dem Kriegsſchauplatze ſagte der Kanonikus (magiſtralis zu Antequera) Dr. Don Pedro Munnoz Arroyo in einer gelegentlichen Rede: „Wenn wir Weiſe, gründliche Politiker, Kenner unſeres öffentlichen und nazionalen Rechtes die Sache des Don Carlos unterſtützen ſehen, ſo möchten wohl Manche dadurch wenigſtens zum Zweifeln gebracht werden; aber ich bin gewiß, daß Niemand mir unter den Anhängern des Prätendenten wird einen Namen nennen können, der irgend wie durch ſein Wiſſen und ſeine Kenntniſſe bekannt wäre, oder wegen ſeiner Meinung oder ſeiner Tugenden in Anſehung ſtünde: mala causa es esta de la que desertan el genio y los talentos.“

Die Succeſſionsfrage in Spanien rief nicht die Partheien, ſondern dieſe, die ſich ſchon früher mit dem Schwerte bekämpft hatten, und bereits vor dem Tode Ferdinands VII. wieder gerüſtet einander gegenüber ſtunden, riefen jene hervor. So ſah die Nazion von vornherein in dem Kriege weniger einen Rechtsſtreit über die Thronfolge als einen Prinzipienkampf. Während es ſich demnach die konſtitutionelle Seite wenig angelegen ſein ließ, dem Auslande die legitimen Rechte Iſabellens nachzuweiſen, benutzte der andere Theil dieſen Fehler auf das beſte, indem er die Anſprüche des Infanten durch allerlei Scheingründe als rechtmäßig darzuſtellen ſuchte. Indem das Ausland im Allgemeinen dieſe für gegründet hielt oder ſie doch auf ſich beruhen ließ, neigte man ſich nur der Königin oder dem Prätendenten zu, je

nachdem man im Siege des einen oder andern Theils das Heil Spaniens erkannte, je nach der Sympathie, die man für das eine oder andere Prinzip fühlte; und die Wenigen, welche aus der Geſchichte Spaniens eine richtigere Anſicht über das Recht der Succeſſion geſchöpft hatten, fühlten ſich doch nicht gedrungen, um ſich laut gegen die vorherrſchende Meinung zu erheben. Kam daher die gründliche Behandlung der Rechtsfrage auch etwas ſpät, ſo bleibt dies doch für die Sache ſelbſt nicht minder wichtig, da die Gerechtigkeit immerhin die feſteſte Grundlage der Politik bildet.

Die erſte lebhafte Erörterung rief die Denkſchrift hervor, welche mehren großen Höfen durch Herrn Zea Bermudez überreicht worden iſt, der während der letzten Regierungsjahre Ferdinands VII. den Vorſitz im ſpaniſchen Miniſter-Conſeil führte und früher lange Zeit Geſandter ſeiner Regierung an mehren großen Höfen war. Herr Zea Bermudez bekämpft in derſelben den „vom Verhängniß“ herbeigeführten und gefährlichen Irrthum der nordiſchen Höfe hinſichtlich der legitimen Thronfolge in Spanien, der allein die befremdende Anomalie erkläre, welche in Bezug auf Spanien jene Frage umgekehrt habe, indem er die Rechte Iſabellas II. in ihr volles Licht zu ſtellen ſucht. Die im gemeſſenen Tone gehaltene Denkſchrift erfuhr, außer einigen unbedeutenden Anfeindungen, die vorzüglichſte Entgegnung in einer anonymen, in Frankfurt a. M. erſchienenen Schrift, die beſonders unter den Anhängern der carliſtiſchen Sache, welchen es um die Wahrheit zu thun war, Freude erregte, weil ſie ihnen noch einen Nothanker reichte, an dem ſich ihre durch Zea Bermudez erſchütterte Ueberzeugung anklammern konnte. Sie leiſtete aber in der That der Sache Iſabellens durch die Zuſammenſtellung aller der Behauptungen, durch welche die Anſprüche des Don Carlos vertheidigt werden wollen, einen Dienſt, indem ſie dem Prof. Dr. Heinr.

Zöpfl Gelegenheit gab, dieſe alle, eine nach der andern, zu widerlegen in einem Anhange zu ſeiner faſt gleichzeitigen Schrift über den ſpaniſchen Erbfolgeſtreit, worin er nachweist, daß die cognatiſche Succeſſion (sucesion regular in Spanien genannt), d. h. die Thronfolge der Töchter in Ermanglung von Söhnen mit Vorzug vor des Vaters Brüdern oder andern Agnaten, das grundgeſetzliche Recht in Spanien ſeit den erſten Zeiten der Erbmonarchie bis auf unſere Tage gebildet hat und noch bildet.

Die in Frankfurt a. M. erſchienene Schrift über die ſpaniſche Succeſſion enthält Wahres und Falſches in eigenthümlicher Miſchung, wie jedes Werk vorgefaßter, aber ehrlicher Meinungen. Schon das Vorwort, obwohl das Vorzüglichere an dem Verſuche, liefert den Beweis von dem einſeitigen, abſtracten Standpunkte des Verfaſſers. Wie kann Jemand, der Spanien und deſſen Anſtrengungen zur Ausbreitung des Chriſtenthums und ſpaniſcher Volkselemente über große weite Länder nur einigermaßen kennt, und der nicht wie ein ächter Franzoſe nur zu Hauſe Civiliſation ſieht, die Pyrenäen als die Gränze Europa's gegen Weſten betrachten, für alles ſich jenſeits Zutragende nur die Empfindungen mitleidiger Geringſchätzung bewahren, ſich Spanien als außerhalb der Markſteine der Civiliſation gelegen, gänzlicher Nichtigkeit verfallen denken? Die abſtracte, ſich hier am mindeſten eignende Anſchauungsweiſe des Vertheidigers der carliſtiſchen Anſprüche tritt ſofort in dem Ausſpruche hervor, daß die beiden großen Feldlager, welche Europa theilen, in der Halbinſel ihren Schauplatz aufgeſchlagen hätten, um ihre Sache mit dem Schwerte zu verfechten; und daß man dort darum fechte und blute, um zu entſcheiden: „ob die alte, an das Chriſtenthum und die Geſchichte des germaniſchen Stammes geknüpfte Staats- und Lebenseinrichtung ferner beſtehen, oder einer andern im

Schooße der Zeiten verborgenen Geſtaltung der Dinge weichen werde." Wenn dieß wirklich die Frage wäre, ſo würde ohne Erbarmen der criſtiniſchen Sache das Verdammungsurtheil zu ſprechen ſein als einer ſolchen, die gegen Gott ſelbſt revoltire und der Verführung des Teufels unterlegen ſey; allein es handelt ſich um eine lediglich ſpaniſche, wenn auch natürlich mit andern europäiſchen Verhältniſſen im Zuſammenhange ſtehende Frage, die ſich durchaus innerhalb chriſtlicher Gränzen und chriſtlicher Entwicklung bewegt. Dieſelbe Anſchauungsweiſe verräth auch die Vorrede, wenn ſie den ſpaniſchen Bürgerkrieg als zufällig, ohne keinerlei Nothwendigkeit, als willkührlich und freventlich auf das Land herabgezogen darſtellt, und die Schuld davon den „leichtſinnigen," „gewiſſenloſen" Anhängern Iſabel's II. beimißt, in deren Rath ein ſchwer zu bezeichnender „Grad von moraliſchem Stumpfſinn" geherrſcht haben ſoll. Wie wenig der Verfaſſer übrigens dem Verſprechen, die Succeſſionsfrage erſchöpfend und mit ſtrenger Unpartheilichkeit zu beleuchten, nachgekommen iſt, hat Dr. H. Zöpfl dargethan, ihm faſt auf jeder Seite ſeiner Schrift factiſche Unrichtigkeiten nachweiſend. Seine Beweisführung iſt auf folgenden Satz (S. 9) geſtützt:

„Ueber die Rechtskräftigkeit der von Philipp V. feſtgeſetzten Beſtimmungen für die Thronfolge in ſeinem Hauſe kann nicht füglich ein Zweifel obwalten. König Philipp war der Stifter einer neuen Dynaſtie, und da ſeine ſämmtlichen Agnaten, die franzöſiſchen Bourbonen, durch unwiderrufliche Verzichtleiſtungen außerhalb alles Bezuges zu ihm getreten waren, ſo iſt er als alleiniger Stamm ſeines Hauſes zu betrachten. Nach den anerkannten Grundſätzen des Privat-Fürſtenrechts können Succeſſionsordnungen nur von dem erſten Erwerber oder von dem letzten Beſitzer eines Thrones, wenn dieſer der einzig Ueberlebende ſeines Hauſes iſt, errichtet

werden. Philipp verletzte daher nach keiner Seite hin irgend eines Dritten Rechte, indem er ſeine Nachkommen und Erben an eine beſtimmte Succeſſionsreihe band.“

In dieſem ſogenannten Beweiſe der Rechtskräftigkeit der von Philipp V. befohlenen Beſtimmungen für die Thronfolge ſchlüpft der Verfaſſer recht eigentlich über alle Schwierigkeiten hinweg. Schon die Vorderſätze, von welchen aus er auf dieſen Schluß gemächlich kömmt, ſind an ſich falſch. Philipp V. war nicht der erſte Erwerber, noch der letzte Beſitzer eines Thrones, noch iſt er als alleiniger Stamm ſeines Hauſes zu betrachten; und wenn er dieſes alles auch geweſen wäre, ſo gab ihm das noch kein Recht, in der beſtehenden altſpaniſchen Succeſſionsordnung willkührliche Abänderungen anzuordnen. Philipp V. „ſetzte nur die Reihe der Könige aus dem Habsburgiſchen Hauſe als Descendent von Kaiſer Carl, König Philipp II., Philipp III. und Philipp IV. in der weiblichen Linie fort. In ihm ſtieg nur eine Seitenlinie des letzten Beſitzers der Krone, des Königs Carl II. — die Linie der älteſten Schweſter deſſelben auf den Thron von Spanien. Philipp V. war der erſte König von Spanien, in deſſen Adern das Blut der Habsburger und der Bourbonen vereinigt floß, aber eben darum war er nicht der Stifter einer neuen Dynaſtie. Als Habsburger war er zum Throne von Spanien geboren und berufen, ungeachtet er auch mit zur bourboniſchen Familie zählte.“ Wenn ferner auch alle die Mitglieder des bourboniſchen Hauſes, die zu dem ſpaniſchen Throne berufen werden konnten, inſofern in ihnen zugleich habsburgiſches Blut floß (denn das Haus Bourbon als ſolches hatte kein Recht darauf), auf die Thronfolge in Spanien verzichtet hatten, „ſo war doch Philipp V. nicht darum die einzige Perſon, welche noch Erb- und Familienrecht zu derſelben

Zeit auf den ſpaniſchen Thron hatte; die zur ſpaniſchen Succeſſion berechtigte Familie war weder in ſeiner Perſon allein vereinigt noch geſchloſſen. Nicht nur hatte er ſelbſt, er, der kraft des cognatiſchen Erbrechtes auf den Thron von Spanien geſtiegen war, zu der Zeit, als er das Auto acordado erließ, zwei lebende Söhne, ſondern es waren damals als thronſucceſſionsberechtigt in Spanien, außer dem ſavoyiſchen Hauſe, noch das öſterreichiſch-deutſche Haus und ſogar als Agnaten vorhanden, mit denen zu Utrecht kein Friede zu Stande gekommen war, und gegen die er ſelbſt nur durch Bezugnahme auf die cognatiſche Succeſſionsordnung der Seite Partidas ein Vorzugsrecht begründen konnte."

Zur beſſern Verſtändniß der Art und Weiſe, wie ſich die Thronfolgeordnung in Spanien geſtaltet, wird man wohl thun, einige leitende Gedanken feſtzuhalten.

Der Gang der Ereigniſſe und der ganzen hiſtoriſchen Entwicklung, welchem die Völker und Reiche auf der Halbinſel unterlagen, das abendländiſche Sarazenenthum, der Contraſt und die Kämpfe zwiſchen Chriſten und Mahomedanern, die Entwicklung neuer chriſtlichen Staaten aus kleinen Anfängen unter unaufhörlichen Kriegen und ihre Verſchmelzung zu der einen ſpaniſchen Monarchie, die eigenthümliche, einerſeits wie in ſich abgeſchloſſene, anderſeits zwei Welttheile und zwei große Meere miteinander verbindende Lage, ſo wie die Herrſchaft und Ausbreitung ſpaniſcher Elemente über weite fremde Länderſtrecken, — dies Alles mußte die Thronfolgeordnung in Spanien von der Occupation dieſes Landes durch die Weſtgothen an zum erſten und wichtigſten unter allen Grundgeſetzen machen, zur Quelle und Grundlage aller Herrſcherrechte und Gewalt; wovon keine Aenderung, die nicht mit der ſtrengſten Beobachtung der geſetzlich vorgeſchriebenen Formen geſchehen iſt, Gültigkeit haben kann.

Niemals hat dem jeweiligen Staatsherrſcher das Recht

der uneingeſchränkten Verfügung über die Thronfolge in Spanien (eben weil ſie ſtets von größter Wichtigkeit für dieß Land war), vielmehr der Nazion zu jeder Zeit eine unmittelbare, höchſt wohlthätige geſetzliche Theilnahme an der Wiederbeſetzung des Thrones zugeſtanden. Dieß Recht, das ſchon aus der alten Wahlmonarchie hervorgehen mußte, iſt auch regelmäßig von ihr durch ihre Cortes ausgeübt worden. Die Thronfolge in der Weſtgothiſchen Herrſchaft in Spanien hing lediglich von der freien Wahl der Nazion ab; wobei man ſich jedoch faſt ohne Ausnahme an die Mitglieder einer und derſelben Häuptlingsfamilie hielt, wie das auch bei den Germanen urſprünglich iſt und noch in der Merovingiſchen Periode bei den deutſchen Völkern ſtatt fand. Dieß Recht der Theilnahme wurde modifizirt, geſetzlich geregelt; aber doch nicht völlig ausgelöſcht.

Dem patrimonialen Prinzip gemäß, auf welchem das germaniſche Königthum beruht, iſt bei allen deutſchen Völkern die Thronſucceſſionsordnung der civilrechtlichen Erbfolge nachgebildet worden, welche eben in Bezug auf das Erbgut galt. Die **lex salica** * ſchließt die Frauen von der Civilerbfolge durch den Mannsſtamm aus, und ebenſo kann, wo ſie Geltung hatte, kein Weib auf dem Throne ſuccediren; dieß war urſprünglich deutſches Herkommen. Bei den Weſtgothen aber hatte ſich ſchon frühzeitig das ihnen urſprüngliche Erbgewohnheitsrecht dadurch verloren, daß bei ihnen das römiſche Recht weit mehr Einfluß als bei den Franken erhielt, wie ſchon aus einem Blick auf die **leges Wisigothorum** erhellt. Nach dieſen galt (recipirt nicht **antiqua lex**) in der bürgerlichen Erbfolge gleiche Erbſchaft zwiſchen

* Tit. LXII. de Alodis §. VI. (in der Textfamilie mit der Malbergiſchen Gloſſe nach Iberolds Recenſion): de terra vero salica in mulierem nulla portio hereditatis transit, sed hoc virilis sexus acquirit, hoc est, filii in ipsa hereditate succedunt.

Söhnen und Töchtern, * welches von den Weſtgothen aufgenommene Geſetz für die Geſchichte Spaniens von der höchſten Bedeutung geworden iſt; und in Bezug darauf läßt uns die Verkettung, der innere Zuſammenhang der Dinge einen überraſchenden Blick in die tiefe, göttliche Planmäßigkeit der Geſchichte werfen, in welcher auch die erſten, gebrechlichen Fäden nothwendig erſcheinen, damit daraus feſte, kräftige Gewebe hervorgehen. Jenes ſpaniſche Geſetz mußte den entſchiedenſten Einfluß auf die Thronfolgeordnung, die Vererbung der Lehen und ſpäter auf die Beſtimmung der Majorate äußern. Zwar konnte die Staatsherrſchaft um ſo weniger wie ein Erbgut unter den Kindern des Fürſten getheilt werden, da ſie an ſich untheilbar war und durch Wahl vergeben ward; allein zu den Rückſichten der natürlichen Anhänglichkeit an die Fürſtenfamilie traten noch die der Blutsverwandtſchaft hinzu, welche die Grundlage der civilrechtlichen Erbfolge bilden, und beſtimmten mit ihnen die Thronfolgeordnung; ſo daß für dieſe endlich die in Spanien ſogenannte „Suceſion regular“ grundgeſetzlich entſtand, wonach die Töchter den Brüdern und andern Agnaten ihres Vaters vorgehen. Dieſe noch zu Recht beſtehende Erbfolgeordnung hat weſentlich zur Vereinigung der verſchiedenen Landestheile zu einem Ganzen, zum Siege des Chriſtenthums über den Islam in der Halbinſel beigetragen, ſie hat oftmals zur Erfriſchung ihrer fürſtlichen Häuſer wohlthätig gewirkt, und ſie ſelbſt gegen die Folgen ihrer geographiſchen Abſonderung von dem übrigen Europa mit bewahren helfen.

* Leger Wisigothorum lib. IV. tit. II. §. IX. Fes. Chds. Rex: Foeminae ad hereditatem patris vel matris, avorum vel aviarum, tam paternorum quam maternarum, ad hereditatem fratrum vel sororum, sive ad has hereditates, quae a patruo vel a filio patrui, fratris etiam filio vel sororis relinquuntur, aequaliter cum fratribus veniant. Nam justum omnino est, et quos propinquitas naturae convocat, hereditariae successionis ordo non dividat.

So lange das Prinzip, das Volkswahl zum Throne berief, dem altdeutſchen Geiſte gemäß, das überwiegende blieb, konnte von einer Thronfolge des Weibſtammes nicht wohl die Rede ſein. Häufig entſchied die Empörung einer mißvergnügten Partei, deren Haupt jedoch bedacht war, ſich durch eine nachfolgende Wahl als Herrſcher ſanctioniren zu laſſen. **Sumserant Gothi hanc detestabilem consuetudinem, ut si quis iis de regibus non placuisset, gladium eum adpeterent, et qui libuisset animo, hunc sibi statuerunt regem.** — **Gregor Turon.**

Wegen dieſer dauernden Unruhen und Veränderungen beſtiegen während der Dauer des Wahlreiches in den erſten drei Jahrhunderten durchſchnittlich 12 Könige in einem Jahrhundert den Thron; wohingegen von Don Pelayo (718) bis zum Tode Ferdinands VII. (1833) nur 55 Könige, alſo nur 5 Könige in einem Jahrhundert, in Leon und Caſtilien regierten. Durch den Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit auf die Regierung, ſeit der Abſchaffung und Unterdrückung des Arianismus auf dem dritten Concilium zu Toledo, traten repräſentative Formen, die der Kirche ſeit den erſten Chriſtenverſammlungen in den Catacomben Roms eigen waren, ſtatt der alten ſtürmiſchen Volksverſammlungen ein und ward die Königswahl geordneter. Die Concilien bildeten ſich zu ordentlichen Reichstagen (**concilia mixta**) aus, woran die Großen, der Adel des Reichs Theil nahmen. Aber die unterdrückte, arianiſche Partei rief die Sarazenen in's Land und ihnen unterlag das alte gothiſche Wahlreich.

Von den Gebirgen Aſturiens, wohin ſich Gothenhaufen unter Pelagius, der aus altem Königsgeſchlechte war, geflüchtet hatten, ging das nun chriſtliche Reich aus, zugleich aber auch eine Veränderung in der Thronbeſetzung, wozu die Umſtände wie auch die in der Auflöſung und Noth erhöhte Anhänglichkeit an altehrwürdige Familien, die

Nothwendigkeit einer festen Ordnung und eines innigen Zusammenhaltens vereinigt hindrängten. Gleich von Pelazus ab ging die Thronfolge regelmäßiger von Statten. Allein erst in der letzten Hälfte des 10ten Jahrhunderts war der Sieg der Erbmonarchie entschieden, in welcher sich die Krone in gerader Linie vererbte, ohne Ausschuß der Töchter vom Successionsrechte, jedoch mit Vorzug der Söhne derselben Linie. Diese Successionsart bewährte sich und setzte sich für alle Zeiten auf das Bestimmteste fest mit dem Aussterben des Mannsstammes der Familie Pelazo 1037.

In den verschiedenen, mit- und auseinander entstandenen spanischen Königreichen mußte sich die Thronfolge analog entwickeln. Leon blieb mit geringen Einschränkungen Wahlmonarchie bis zum Beginn des 11ten Jahrhunderts; in Navarra, dessen Grenzen gesicherter waren, ward die Erblichkeit des Thrones erst gegen Ende des 12ten Jahrhunderts feststehender Rechtsgrundsatz und auch Aragon erhielt sich bis zum Anfange des 12ten Jahrhunderts als Wahlreich. Mit der Erblichkeit der Krone stand auch in diesen drei Reichen der Grundsatz der cognatischen Thronfolge (sucesion regular) fest; ein Grundsatz, in dem schon Ferreras das Mittel der Vorsehung erkennt, dem Christenthum in Spanien den Sieg über den Islam zu sichern, während die Fortdauer der zeitherigen Trennung ihm mit Untergang drohe. So folgte in Aragonien dem Könige Don Ramiro im Jahr 1137 seine Tochter, Donna Petronila, als Thronerbin, die sich mit dem Grafen von Barzelona, Raymond Berengar, vermählte; in dessen Gonschaft allein, als von fränkischer Einrichtung (die spanische Mark wurde von Carl dem Großen eingerichtet) herkommend, seit Anerkennung der Erblichkeit der Grafen die agnatische Succession befolgt worden war und worin vor ihrer Einverleibung in das Königreich Aragon nie eine Frau regiert hatte. So folgte ferner Donna

Juana 1ª im Jahr 1274 ihrem Vater Enrique I. in Navarra und brachte dieſes Reich durch ihre Vermählung mit Philipp dem Schönen im Jahr 1284 an Frankreich.

Nachdem die beiden Königreiche Caſtilien und Leon bereits durch eben ſolche weibliche Nachfolge, ſogar mit Ausſchluß von lebenden, nahen Agnaten, definitiv vereinigt worden waren; ward im Jahr 1260 das durch ununterbrochene Uebung mehrer Jahrhunderte geheiligte Erbfolgeſyſtem die cognatiſche Succeſſionsordnung durch die berühmte, unter Alphons X. verfaßte Rechtsſammlung de las Siete Partidas (ſo genannt nach der Zahl der Abtheilungen) zum geſchriebenen Rechte erhoben. Dieſer Gewohnheitsrechtsſammlung ward im Jahr 1338 durch den König Alphons XI., nach Zuſtimmung der zu Alcala verſammelten Cortes, die Eigenſchaft eines von der Staatsgewalt publicirten Geſetzcoder beigelegt. Darin wird nun ley 2. titulo 15. Partida 2 buchſtäblich wie folgt geſagt:

„In Erwägung des gemeinen Wohles Aller und in Anbetracht, daß die Theilung der Königreiche bei der Thronfolge nicht ſtatt haben könne, ohne ihren Verfall zu bewirken, nach dem Ausſpruche unſers Herrn Jeſus Chriſtus, welcher geſagt hat, daß jedes getheilte Reich in ſich zerfallen wird, haben die weiſen Leute geglaubt, daß es gerecht ſei, daß die Souveränität des Königreichs an den älteſten Sohn allein nach dem Tode ſeines Vaters übergehe. Und ſo iſt es auch Herkommen in allen Ländern der Welt geweſen, wo die Souveränität nach Geburtsrecht vererbt worden iſt, und namentlich in Spanien. Und um die vielen Uebel zu vermeiden, die ſich ſchon zugetragen haben und noch zutragen könnten, ſo haben ſie feſtgeſetzt, daß die Krone immer in der geraden Linie vererbt werden ſoll; und aus dieſem Grunde haben ſie gewollt, daß wenn keine männlichen Descendenten vorhanden wären, die älteſte Tochter

die Krone erben ſolle. Und ſie haben verordnet, daß, wenn der älteſte Sohn ſterben würde, bevor er zur Thronfolge gelangen konnte, und er von einer geſetzlichen Gemahlin einen Sohn oder eine Tochter hätte, daß dieſer oder dieſe ſodann den Thron erben ſollen und Niemand anders. Aber in Ermanglung aller dieſer Perſonen ſoll der nächſte Verwandte das Reich erben, der regierungsfähig iſt, und keine Handlung begangen hat, in Folge deren er ſein Succeſſionsrecht verloren hat. Das Volk iſt ſchuldig, alle dieſe Geſetze zu beobachten, denn außerdem würde der König nicht vollkommen ſicher geſtellt ſein. Und in Folge hievon macht ſich Jedermann, der gegen dieſe Geſetze handeln würde, des offenbaren Hochverrathes ſchuldig, und verfällt der Strafe, welche oben für die geſetzt iſt, welche der königlichen Autorität die Anerkennung verweigern."

Die Siete Partidas, welche Alphons X. ordnen ließ, galten, wenn anfänglich auch nur als eine Gewohnheits-rechtsſammlung, doch gleich mit unbeſtrittener Autorität. Seitdem in der durch Alphons XI. nach Zuſtimmung der in der Stadt Alcala (1338) verſammelten Cortes erlaſſenen Pragmatik ihre unbedingte Beobachtung anbefohlen ward, blieb ihre grundgeſetzliche Beſtimmung über die Thronfolge in Spanien die einzige und ohne alle Ausnahme befolgte Entſcheidungsquelle in allen Fällen der Thronerledigung. Demgemäß war z. B. der Infant Ramiro, Bruder des Königs Enrique III., der erſte, welcher des letztern Tochter, Donna Cathalina, als Thronerbin, den Eid der Treue in den Cortes zu Toledo (1422) alſo leiſtete: „Ich ſchwöre, daß im Falle der König ohne Hinterlaſſung männlicher Erben verſterben würde, ich alsdann die Prinzeſſin Catalina als Königin und Souveränin anerkennen und mich gegen ſie in allen Dingen als guter loyaler Vaſall verhalten werde." Doch wurde Donna Cathalina ſelbſt durch die Geburt des

Infanten Don Enrique IV., Sohn des Königs, vom Throne ausgeſchloſſen. König Enrique IV. wollte wiederum die Tochter ſeiner Gemahlin, Donna Juana, als Thronerbin proclamiren laſſen; aber da allgemein die Vaterſchaft nicht ihm, ſondern dem Günſtling der Königin, Beltran de la Cueva, beigelegt wurde, ſo riefen die vereinigten Cortes zu Ocanna (1469), wegen Mangels der legitimen Geburt der Donna Juana, die Schweſter des Königs, Donna Iſabella, als Thronerbin aus, durch deren Vermählung mit dem Könige von Aragon die bleibende Vereinigung der Kronen von Caſtilien und Aragonien begründet ward.

Zu dieſer Zeit galt die cognatiſche Primogenitur mit mehr oder minderer Beſtimmtheit in allen mit der Krone Caſtilien verbundenen Königreichen, ſo daß fortan nur von der einen und untheilbaren Krone von Spanien die Rede ſein konnte und war, die ſich nach der Succeſion regular vererbte; wie denn überhaupt in dem jetzt untheilbaren Ganzen, in der nach Feſtigkeit ſtrebenden Monarchie die Thronfolgeordnung des Hauptlandes in der Zukunft als Norm für alle entſcheiden mußte, unbeſchadet übrigens der dieſen garantirten inneren Einrichtungen, beſondern Stände, Gerichte, Rechte, Freiheiten, der Fueros. „In dieſer Verbindung der einzelnen Reiche mit Unterordnung unter Caſtilien — ſagt Hr. Dr. Zöpfl — liegt auch der Grund, weshalb man, ſo wie die Thronbeſteigung eines neuen Königs zu Madrid verkündet iſt, nach Navarra und den baskiſchen Provinzen nur eine Urkunde ſendet, welche die Proclamation in Caſtilien authentiſch beweiſet, worauf dortſelbſt der König anerkannt werden muß, ohne daß weder die Cortes in Navarra, noch die allgemeinen Volksverſammlungen der Basken (Juntas generales) das Recht haben, die Wahl zu prüfen oder auch nur zu genehmigen, oder irgend ein Hinderniß der

unmittelbaren und feierlichen Anerkennung des Königs in dieſen Ländern in den Weg zu legen."

In dem Schreiben vom 7. Februar 1475, das die Deputirten der Nazion einberuft, um die Tochter der katholiſchen Majeſtäten, Ferdinand und Iſabel, als Thronerbin anzuerkennen, ſagt der König unter Anderem: „Ihr wißt, daß es Gebrauch und Herkommen in unſern Königreichen iſt, daß die Prälaten, Ritter, Edelleute und die Abgeordneten der Nazion dem älteſten Sohne oder der älteſten Tochter des Königs und der Königin, als Thronerben den Eid der Treue leiſten. Darum ſollt ihr an unſern Hof die gedachten Deputirten ſchicken, um der Prinzeſſin Iſabella, unſerer theuern und vielgeliebten Tochter, als Erbfürſtin des Königreiches den Eid zu leiſten: ihr werdet die Deputirten wählen in herkömmlicher Weiſe, daß ſie zu Hofe kommen mit euren ordnungsmäßigen und genügenden Vollmachten, um unſere Tochter als Erbin unſerer Königreiche und als Königin nach unſerem Abſterben anzuerkennen, im Falle wir keinen männlichen Descendenten hinterlaſſen ſollten —"

Nach dem Tode Don Juan's, des ſpäter geborenen Sohnes Ferdinands, ſowie nach dem Hinſcheiden der Donna Iſabella und ihres Sohnes, des Infanten Don Miguels, anerkannten die Cortes in herkömmlicher Weiſe die Donna Juana (gen. die Wahnſinnige), die dem Erzherzoge Philipp von Oeſterreich vermählt war, als Thronerbin, und proclamirten zu Valladolid (1506) deren Sohn, Don Carlos (der ſpäter Kaiſer wurde) als präſumtiven Thronerben, dem die Cortes im Jahr 1518 jedoch vorerſt nur als Regenten und unbeſchadet der Rechte der wahnſinnigen Königin huldigten. „So groß war die Achtung und die Anhänglichkeit der Spanier an ihr altes Thronfolgegeſetz, daß man ſogar da feſt an dem Grundſatze der weiblichen Thronfolge hielt,

als eine unglückliche Geiſteszerrüttung der Thronerbin die perſönliche Führung der Regierung unmöglich machte.“ Und dieß geſchah eben ſo wohl von den Aragoniern als von den Caſtilianern.

In Aragonien herrſchte ſeit der Königin Juana, alſo ſeit Anfang des 16ten Jahrhunderts, ganz unbeſtritten die cognatiſche Thronfolge, und das Geſetz der Partida kam dort wie in Caſtilien von da ab immer zur Anwendung, namentlich mit Philipp V. Die erſte feierliche Anerkennung dieſes Grundſatzes für Aragonien fand ſtatt, als Ferdinand der Katholiſche die Stände des Königreichs Aragonien im Jahr 1502 mit Beobachtung aller nothwendigen Förmlichkeiten verſammelte und dieſe ſeiner Tochter Juana als Erbin der Krone von Aragonien feierlich huldigten, ſie auch ohne alle Schwierigkeit als Königin nach dem Tode ihres Vaters anerkannten. So ward die unwiderrufliche, bleibende Vereinigung Aragoniens mit den übrigen Beſtandtheilen der ſpaniſchen Monarchie bekräftigt, in der die Beſtimmungen der Siete Partidas über die Thronfolge allein legitim und allgemein gültig geblieben ſind. *

Das öffentliche Recht hatte in Spanien noch eine andere Stütze an den Grundſätzen der Civilrechtswiſſenſchaft. Durch die leges de Toro, erlaſſen in den allgemeinen Cortes zu Toro (1505) unter Ferdinand und Iſabella, ward definitiv die in den Siete Partidas enthaltene Beſtimmung über die Thronfolge auch auf die Erbfolge in den Majoraten übertragen, und Krone und Majorate in Hinſicht der bei ihnen in Anwendung kommenden Rechtsgrundſätze gleichgeſtellt (Untheilbarkeit des Landes, Vererblichkeit der Krone und des Majorats nach der cognatiſchen Primogenitur): ſo war

* Seit der ausdrücklichen Aufhebung und Vernichtung der Fueros von Aragonien durch Philipp II. hatte Aragonien auch keine eigenen Stände mehr, ſondern es ſandte von da ab nur Deputirte in die Cortes von Caſtilien oder vielmehr in die allgemeinen Cortes der ſpaniſchen Monarchie.

die Krone ſelbſt ein nazionales Majorat geworden, die Majorate eine Art von Familienkrone. Jene Grundſätze wurden in der **nueva Recopilacion de leyes de Espanna**, welche Sammlung König Philipp IV. veranſtaltete und worin alle noch in Kraft und Uebung ſeiende Geſetze der Monarchie zuſammengeſtellt wurden, durch ein darin aufgenommenes Geſetz vom Jahr 1640 vollkommen beſtätigt, welches beſagt: daß wenn der ältere Sohn vor ſeinem Vater mit Tod abgeht und einen Sohn oder eine Tochter aus legitimer Ehe hinterläßt, dieſer Sohn oder dieſe Tochter die rechtmäßigen Thronerben (oder reſp. die Majoratserben) ſeien, „und Niemand anders.“

Damit ſtimmt auch der Inhalt der teſtamentariſchen Beſtimmungen der Könige Spaniens aus dem öſterreichiſchen Hauſe auf das Genaueſte überein; und wo das Thronfolgerecht einer Infantin beſchränkt wurde, geſchah es nur mit Einſtimmung aller Intereſſenten und mit ausdrücklicher Zuſtimmung der Cortes der Nazion, indem ſich die Rechtswirkung gegen die fundamentalgeſetzliche Beſtimmung der Siete Partidas allein auf die verzichtende Perſon beſchränkte. Ein ſolcher Fall trat zuerſt im Jahr 1612 ein, als man die Infantin Anna von Oeſterreich mit dem jungen König Ludwig XIII. vermählen wollte und man, um das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten zu erhalten, für dringend nothwendig erachtete, die Vereinigung von Frankreich und Spanien zu verhüten. Den zweiten Fall dieſer Art bietet die Vermählung Maria Thereſia's, der älteren Tochter des Königs Philipp IV., mit Ludwig XIV. Das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten, das Intereſſe der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich, ſo wie die Intereſſen der großen Seemächte, namentlich Englands, die ſie durch jede Verbindung der ſpaniſchen Krone mit irgend einer andern großen Macht bedroht glaubten, kamen in Frage. Allein das Ende

vieler Verwicklungen, ſelbſt eines Krieges zwiſchen Spanien und Frankreich und langer diplomatiſcher Unterhandlungen war die Wiederaufhebung der eidlichen Verzichtleiſtung der Infantin Maria Thereſia für ſich und ihre Nachkommen auf alle Rechte, welche ſie durch Geſetz und unvordenkliches Herkommen auf die Thronfolge in Spanien hatte, und folglich ihr Rücktritt in dieſelben, mit gegenſeitiger Uebereinſtimmung der Kronen von Frankreich und Spanien.

Der ſchwache Carl II., Sohn und Nachfolger Philipp IV. war kinderlos, ohne Brüder, ohne Agnaten aus der ſpaniſchen Linie des Hauſes Oeſtreich. Er hatte nur zwei Schweſtern, wovon die ältere, Maria Thereſia, wie oben geſagt, (1660) mit Ludwig XIV., die jüngere, Margaretha Thereſia, (1666) mit dem deutſchen Kaiſer Leopold I. vermählt worden, welcher zugleich der nächſte Agnat Carl's II. aus der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich und bemüht war, die Krone von Spanien dem deutſchen Mannsſtamme der Habsburger zu erhalten. Die europäiſche Politik beſtimmte es anders; (ſ. den erſten, von den großen Seemächten geſchloſſenen ſog. geheimen Partage-Tractat vom 11. October 1698). Es war nämlich Maria Antonia, die Tochter Leopold's und Margaretha Thereſia's, mit dem Churfürſten von Baiern, Max Emanuel, verheirathet und von ihr der Churprinz Joſeph Clemens geboren worden. Dieſer Enkel des Kaiſers ſollte nun, vermöge eines von den Seemächten geſchloſſenen Tractats, in Spanien ſuccediren gegen Abtretung mehrer Beſitzungen der ſpaniſchen Monarchie an Oeſtreich und Frankreich; allein ſein plötzlicher Tod zu Brüſſel am 6. Februar 1699 vereitelte den Plan. In dem dann nach einigen andern vergeblichen Theil-Verſuchen ausbrechenden ſpaniſchen Erbfolgekriege gründeten beide Kronen Oeſtreich und Frankreich ihre Erbanſprüche nur auf das cognatiſche Succeſſionsrecht; machten dieſelben jedoch aus Rückſicht für die

höchſten Intereſſen Europas, das politiſche Gleichgewicht nur für nachgeborne Prinzen geltend, Oeſtreich für den jüngern Sohn des Kaiſers, den Erzherzog Carl; Frankreich für einen der jüngern Enkel des Königs, den Herzog Philipp von Anjou. In ſofern ſich Carl II. in ſeinem letzten Teſtamente vom 2. Oct. 1700, wie ſeine Vorfahren, ausdrücklich bei den Beſtimmungen der alten Grundgeſetze der Monarchie hielt, ſodann von der Anſicht ausging, daß der nur zwiſchen den Kronen Spanien und Frankreich ſtipulirte aber nie ratifizirte Verzicht der ältern Infantin einzig den Zweck gehabt habe, die Vereinigung der Kronen von Spanien und Frankreich auf einem Haupte zu verhüten und hieran als an einem dauernden Grundſatze feſthielt: ſo benennt (nicht ernennt) er den Herzog von Anjou den zweitgebornen Sohn des Dauphin von Frankreich und Enkel der ältern Infantin Maria Thereſia, als ſeinen nächſtberechtigten Thronfolger, nach ihm und ſeiner legitimen Descendenz den dritten Sohn des Dauphin, nach dieſem den Erzherzog Carl; jedoch unter der ausdrücklichen Vorausſetzung, daß Spanien und Frankreich nie miteinander vereinigt werden können, und daß er ſelbſt nicht noch mit männlicher oder weiblicher Descendenz begnadet werde.

Dieſe den Geſetzen der Siete Partidas gemäße Entſcheidung wurde nach dem Tode Carls II. nicht nur bei der Thronbeſteigung Philipps V. im Jahr 1701 durch die zu Madrid verſammelten Cortes, welche dem neuen Könige ohne Weigerung huldigten, im Namen der Nazion gebilligt, ſondern ſie iſt endlich ſogar nach einem großen europäiſchen Kriege, dem die ſpaniſche Thronfolge den Namen leihen mußte, der aber lediglich durch die weitern Anmaßungen Ludwig XIV. hervorgerufen wurde (ſchon 1701 erkannten England und Holland Philipp V. als König von Spanien an) durch den Friedensſchluß der Großmächte zu Utrecht

(1713) definitiv bestätigt worden. Somit war auch durch ein europäisches Grundgesetz, durch einen Völkervertrag, die fortwährende Gültigkeit der alten Grundsätze der spanischen Thronfolgeordnung neuerdings ausgesprochen worden.

Philipp V. bestieg also den Thron von Spanien nur als cognatischer Erbe, als legitimer König; und es war die spanische Nazion, welche sein Recht mit heldenmüthiger Anstrengung verfocht.* Durch die ausdrückliche Anerkennung seiner Legitimität im Utrechter Frieden ward auch die Gültigkeit des Rechtstitels, auf den sie sich stützte, d. h. der alten grundgesetzlichen Bestimmung in der Siete Partidas durch die Großmächte „auf unumstößliche Weise" ausgesprochen. Uebrigens handelte es sich im sogenannten spanischen Erbfolgekriege weniger um die Frage des Rechts als um die der Politik, und sobald diese erledigt war, d. h. das bourbonische Haus die gewünschte Garantien über die ewige Trennung der Kronen von Spanien und Frankreich übereinstimmend mit dem Testamente Carls II., gegeben hatte, stand Oestreich mit seinen Ansprüchen allein. Niemals aber haben sich die zu Utrecht pacisizirenden Mächte einfallen lassen, an der altspanischen cognatischen Thronfolgeordnung das Mindeste ändern zu wollen; weshalb auch Philipp V. selbst das einseitige Decret, das von ihm „motu proprio" ausgegangene

* Als Ludwig XIV. wegen der Verluste seiner Heere und der Erschöpfung Frankreichs auf dem Punkte stand, seine eigene Mitwirkung zu versprechen, um dem Erzherzog Carl die Thronfolgein der gesammten spanischen Monarchie zu verschaffen; machte die spanische Nazion solche Anstrengungen für ihren König und die Aufrechterhaltung ihrer alten Grundgesetze, daß der allgemeine Krieg eine günstigere Wendung nahm und Ludwig XIV. von jenem Schritt abgehalten wurde. Daher auch Philipp V. in Documenten (von 1712), die auf seine Verzichtleistung auf die Krone von Frankreich Bezug haben, sagt: „Nichts sei in ihm die Dankbarkeit zu erschüttern vermögend, zu welcher er sich seinen Spaniern verpflichtet fühle —" „Mein Entschluß war stets mit meinem lieben und getreuen Spanien zu leben und zu sterben." Daß übrigens auch der Erzherzog eine Parthei in Spanien hatte, liegt in der Natur der Sache.

Auto-acordado vom 10. Mai 1713, worin er die cognatiſche Thronfolge aufgehoben hat, durch keinerlei Bezugnahme auf eine ihm vom Utrechter Frieden auferlegte Verbindlichkeit zu rechtfertigen ſucht, was ſonſt bei dem großen Widerſtande, den es fand, gewiß nicht unterblieben wäre.

Als Schlußſtein des Utrechter Friedenswirkens und Erfüllung deſſelben erſcheint die beſchworne Entſagungsurkunde des Königs Philipp V. vom 5. November 1712, worin der König der ſpaniſchen Nazion und den Königen, Fürſten, Republiken von Europa erklärt: „daß er für ſich und ſeine geſammte Nachkommenſchaft auf die Krone von Frankreich kraft dieſer Urkunde, und die Prinzen von Frankreich für ſich und alle ihre gegenwärtigen und künftigen Linien auf die Thronfolge in Spanien verzichtet hätten; daß ferner, um noch beſſer den Grundſatz des Gleichgewichtes unter den europäiſchen Mächten aufrecht zu erhalten, er mit England und dem Könige von Frankreich, ſeinem Großvater, übereingekommen ſei, daß, wenn der Fall eintreten ſollte, in welchem (nach dem bisherigen grundgeſetzlichen cognatiſchen Succeſſionsrechte und dem Teſtamente Carls II.) das Haus Oeſtreich zur Succeſſion in Spanien berufen wäre, nach ſeinem (des Königs Philipps V.) Ableben und nach dem Ausſterben ſeiner ganzen Descendenz, ſodann mit Ausſchluß des Hauſes Oeſtreich, deſſen Macht durch den Erwerb von Spanien auf eine furchtbare Höhe ſteigen würde, zur Thronfolge in Spanien der Herzog von Savoyen und deſſen Söhne und männliche legitime Descendenten, ſodann und nach dem Abſterben ihrer männlichen Linie der Fürſt Amadeo von Carignan, ſeine Söhne und männlichen legitimen Nachkommen, und nach dieſen der Prinz Thomas Hermano von Carignan, ſeine Söhne und legitimen männlichen Descendenten berufen ſein ſollten, als Descendenten der Infantin Cathalina, Tochter des Königs Philipp II.“ —

Aus politiſchen Rückſichten geht mithin dieſe Urkunde vom Teſtamente Carls II. dadurch ab, daß nach ihr weder der andre franzöſiſche Theil der in der Perſon Philipps V. regierenden cognatiſchen Linie, noch die zweite rechtmäßige cognatiſche Linie, das Haus Oeſtreich, deſſen Mannſtamm nach dem Tode Joſephs I. (1711) allein auf dem bisherigen Kronprätendenten von Spanien, jetzt deutſchem Kaiſer Carl VI. beruhte; ſondern das Haus Savoyen wie die einzige noch übrige, d. h. jetzt als zweite, cognatiſche Linie zur Thronfolge in Spanien gerufen werden ſoll. Sonſt erkennt ſie, die als constitucion fondamentale für die Thronfolge gelten ſoll, das Prinzip der cognatiſchen Succeſſion, für die Hauptlinien mindeſtens, ausdrücklich an; dem gemäß auch allein das Haus Savoyen, als von der Infantin Cathalina abſtammend, zur Thronfolge in zweiter cognatiſcher Linie gerufen wird, nach dem Abſterben Philipps V. und ſeiner Descendenz (en falta mia y de mi descendencia), das noch nicht erfolgt iſt. Daher kann hier auch die Neuerung, daß nur die Prinzen und deren männliche legitime Descendenz vom Hauſe Savoyen berufen werden, nicht weiter in Betracht kommen; welche überdem wahrſcheinlich nur hat verhindern ſollen, daß jenes Haus ſelbſt und nicht irgend ein drittes Fürſtenhaus in der Perſon eines cognatiſchen Descendenten des ſavoyſchen Hauſes den ſpaniſchen Thron eventuell beſteigen möchte, — welche Fürſorge eben dem Zwecke der ganzen Urkunde, Spanien als für ſich beſtehendes Königreich zu belaſſen, angemeſſen iſt.

Die Cortes „genehmigten“ und „beſtätigten“ die ganze Urkunde durch Beſchluß vom 9. Nov. 1712. Wiederum ein Beweis davon, daß der König nur mit Zuſtimmung der Cortes nach den Grundgeſetzen der ſpaniſchen Monarchie Veränderungen in der Thronfolge-Ordnung vornehmen darf, mit ihr aber auch befugt ſcheint, ſelbſt zur Thronfolge

erbberechtigte Perſonen davon auszuſchließen; daß alſo überhaupt die Thronfolgeordnung in der Weiſe anderer, wenn auch minder wichtiger, Grundgeſetze im ſpaniſchen Staatsrecht zu betrachten und wie dieſe lediglich durch den Willen des Königs mit Zuſtimmung der Cortes abzuändern ſind, dazu aber keineswegs die Beiſtimmung der Agnaten oder Cognaten erforderlich iſt. Der ganze eigenthümliche Entwicklungsgang, den die monarchiſche Gewalt von der gothiſchen Volkswahl her genommen, hatte bewirkt, daß in Spanien die Thronfolge nie ein ſo reines Privatrecht der regierenden Familie wie in Deutſchland wurde, ſondern immer einen ſtaatsrechtlichen Karakter beibehielt.

Worauf es nun lediglich ankömmt, iſt: ob das Auto-acordado Philipps V. von 1713, wonach „der Weibſtamm dem Mannſtamme nicht bloß in der graden, ſondern auch in der Seitenlinie nachſtehen, und nur nach dem gänzlichen Erlöſchen des Mannſtammes zur Thronfolge gelangen und der Prinzeſſin, welche hernach zum Throne berufen wird, ebenfalls nur wieder ihre männliche Descendenz mit Zurückſetzung der weiblichen folgen ſoll,“ * in den geſetzlichen Formen zu Stande gebracht — und zum Grundgeſetz erhoben worden iſt; und wenn dieß der Fall, ob es nachher wieder rechtsgültig aufgehoben werden konnte und aufgehoben worden iſt.

Philipp V. hat bei ſeiner Thronbeſteigung in den damals zu Madrid verſammelten Cortes die Aufrechterhaltung der Grundgeſetze, Rechte und Fueros der Monarchie mit einem feierlichen Eide beſchworen. Ihn nöthigte zu der plötzlichen Veränderung des althergebrachten, ſeit ſieben Jahrhunderten in Uebung beſtandenen nazionalen Rechtes, dem

* Das Auto-acordado beſtimmt die Thronfolge nicht nach der lex salica, weil es den Weibſtamm nicht unbedingt davon ausſchließt; man hat ſeine Feſtſetzung richtig die „sucesion agnaticia fictícia“ bezeichnet.

Spanien ſeine Größe und Einheit, er ſelbſt den Thron verdankte, keine Verpflichtung, kein äußerer Grund; — ſpricht er doch vielmehr ausdrücklich in dem Auto-acordado aus, daß er dieſe Pragmatik „motu proprio“ erlaſſen habe; den alleinigen Schlüſſel zu ihrer Erklärung giebt das bourboniſche Familienintereſſe an die Hand, das jedes andere Herrſcherhaus von der Krone Spaniens mochte ausgeſchloſſen wiſſen wollen. * Nachdem Philipp V., der die Cortes bei ſeinem Plane zu umgehen wünſchte, zuerſt ſich von ſeinem von ihm völlig abhängigen Rechtsrathe ein Gutachten über die Zweckmäßigkeit einer Veränderung der bisherigen Thronfolgeordnung hatte geben laſſen, verlangte er die Zuſtimmung des Rathes von Caſtilien dazu, der nicht nur oberſter Gerichtshof, ſondern auch die höchſte Stelle in adminiſtrativen und Regierungsſachen, Wächter der Geſetze und Rechte der ſpaniſchen Nazion war, und in wichtigen Sachen vom Könige geſetzlich gehört werden mußte. Als aber dieſes oberſte Collegium der Monarchie das Anſinnen des Königs zurückwies, weil jede Veränderung des Thronfolgeſatzes ohne Mitwirkung der Cortes unzuläſſig ſei, ſo wurden der Rathspräſident Ronquillo und ein anderes Rathsmitglied Contreras exilirt, die übrigen Räthe eingeſchüchtert und genöthigt, ihre Stimmen (gegen die Ordnung des Gerichtshofes) ſchriftlich, einzeln und verſchloſſen abzugeben; und nur auf dieſe an ſich nichtige Art gelang es dem Könige, von den einzelnen Rathsmitgliedern, nicht aber vom Collegium, ihm gefällige Gutachten zu erhalten; ſo daß er ſich deßungeachtet genöthigt ſah, ſeine Pragmatik, um ihr doch einigermaßen das Anſehen der Geſetzlichkeit zu geben, an die Cortes zu bringen. Doch auch hierbei wurde jede geſetzlich vorgeſchriebene

* Ludwig XIV. ſagte zu Philipp V. bei ſeiner Annahme der ſpaniſchen Krone: „Songez seulement, que vous êtes Prince de France!“ Worte, die Napoleon ſeinen Brüdern und Verwandten wiederholte.

Form außer Acht gelaſſen. Derzeit beſtunden die Cortes nur aus den Deputirten von 37 Städten, „welche zu jeder Sache, die der König mit ihnen zu verhandeln beabſichtigte, durch Ausſchreiben an die Städte neu berufen und gewählt werden mußten, und ſodann von ihren Committenten auf die in den Convocationsſchreiben anzugebenden Gegenſtände der Berathung ſpeziell lautende Vollmachten erhielten, ſo daß mit der Erledigung dieſer Sachen auch jedesmal ihre Vollmacht (wenn ſie nicht nebenbei noch allgemein gegeben war) gänzlich erloſch.“ Seit Kaiſer Karl V. erſchienen die übrigen beiden Stände, Adel und Geiſtlichkeit, als ſolche nicht mehr (wohl aber einzelne Adelige oder Geiſtliche) in den Cortes. Die Cortes mußten die königliche Propoſition in Erwägung ziehen, discutiren und einen Beſchluß darüber faſſen. Von dem Allen geſchah nichts; nicht einmal eine neue Berufung allgemeiner Cortes fand Statt. Auch der hohe Adel ſo wenig als die Prälaten wurden berufen und befragt. Das Auto-acordado wurde nur in eine Verſammlung von den in Madrid noch anweſenden zumeiſt gewonnenen Mitgliedern der Cortes von 1712 eingebracht, nicht zur Discuſſion, ſondern als vollendetes Geſetz lediglich zum Zwecke der Publication. Auf dieſe Weiſe, für alle geſetzliche Formen die Schlußworte: „denn dieſes iſt mein Wille“ gebrauchend, hob Philipp V. alle ſeinem Auto-acordado entgegenſtehenden Geſetze, Statuten, Rechte, Herkommen, Vergleiche u. ſ. w., namentlich das Geſetz der Partidas, ausdrücklich auf, — Geſetze, welche er doch frei und ungezwungen als für ihn verbindlich und unabänderlich eidlich anerkannt hatte. Und auf dieſen Eidbruch ſoll ſich die Legitimität der Anſprüche des Don Carlos ſtützen können? *

* Dr. Munnoz Arrayo ſagt von den ſogenannten Cortes von 1713: „Obgleich darin nur eine geringe Anzahl Procuradoren aus gewiſſen Städten ſaßen, ſo konnte ſie Philipp V. doch nicht für ſeinen Zweck gewinnen: ſie

Wenn nun auch das Auto-acordado rechtlich null und nichtig, so gut wie nicht vorhanden war, so mußte es doch immer als ein ungesetzlich bestehendes Factum, das auch in die unter Carl III. abgefaßte Nueva recopilacion übergegangen war (woraus die Vertheidiger der agnatischen Succession sogar den Beweis seiner Legalität ex post facto ableiten wollen) beseitigt und damit zugleich allen Zweifeln und Verwirrungen, welche daraus entspringen konnten, vorgebaut werden. Dies geschah durch die allgemeinen Cortes, welche Carl IV., Großvater der Königin Isabella durch Decret vom 31. Mai 1789 feierlichst und mit dem ausdrücklichen Bemerk einberief: daß die Deputirten mit Vollmacht versehen sein müßten, alle jene wichtigen Sachen zu verhandeln, welche der König ihrer Berathung unterstellen würde. Nach der Prüfung der hiernach lautenden Vollmachten constituirten sich die Cortes unter dem Vorsitze des Grafen von Campomanes, Präsidenten des Rathes von Castilien, wurden vom Könige am 19. September für eröffnet erklärt, leisteten in der Sitzung am 23. September dem Prinzen von Asturien, Ferdinand (VII.), als Thronfolger den Eid der Treue und vernahmen

hatten den Muth, seinen Prätensionen zu widerstehen. Dieß ist eine öffentliche allgemein bekannte Thatsache, die Alle bezeugen, welche von den Cortes von 1713 sprechen. Darauf dann intriguirte der König, kabalirte, tastete den Staatsrath an, drohte den Procuradoren, welche sich durch Festigkeit auszeichneten, bot Andern Belohnungen an; so daß sie endlich der Gewalt nachgaben und sich passiv verhielten. Wahrlich ein großer Triumph für die Sache des Don Carlos, die Zustimmung solcher Cortes! Es ist als wenn man von der Entscheidung des Conciliums von Rimini, auf dem ein Theil der katholischen Bischöfe aus Ueberraschung und Furcht die Formel und Irrthümer der Arianer unterschrieb, den Glauben der Kirche abhängig machen wollte. Ohne Freiheit hat keine Entscheidung Werth: das Messer an der Kehle, sagt der Mensch gewöhnlich Alles, was der Henker will. Philipp scheint selbst das Absurde seiner Anmaßungen anerkannt zu haben, da er nicht wagte, seinem Machwerk den Namen eines Gesetzes zu geben, sondern ihm den Titel: nuovo reglamento an die Stirn setzte, als wenn es eine geringfügige Angelegenheit sei, über ein so heiliges Recht zu bestimmen, wovon die Ruhe und Sicherheit der Völker abhängt."

in derſelben Sitzung noch eine königliche Propoſition, wovon Folgendes der hauptſächliche Inhalt iſt:

„Jedesmal, ſo oft man die durch unſere Geſetze und ein unvordenkliches Herkommen eingeführte Thronfolgeordnung verändern wollte, ſind daraus nur blutige Kriege und Verwirrungen entſprungen, welche das Königreich verwüſtet haben, doch hat Gott gegeben, daß ungeachtet der gegentheiligen Plane und Maßregeln, die regelmäßige Erbfolge immer überwogen hat.“ — „Jedermann weiß, daß das klarſte Recht unter dem Vorwande der Verzichte angegriffen und beſtritten wurde, welche die mit franzöſiſchen Prinzen vermählten Infantinnen geleiſtet hatten.“ — — „Die Erfahrung ſehr vieler Jahrhunderte hat endlich gelehrt, daß in Spanien es vor Allem von Vortheil iſt, die alten Geſetze und unvordenkliche Gewohnheit beizubehalten, welche in dem Geſetz 2, tit. 15, Partida 2 verzeichnet ſind, wornach die Töchter in der näheren Linie und Grade die Thronerbinnen in der von demſelben Geſetze feſtgeſetzten Ordnung ſind, ohne daß ihnen jemals die männlichen Descendenten einer entfernteren Linie oder Grades vorgezogen werden dürften. Wenn nun gleich im Jahre 1713 die Rede davon war, dieſe regelmäßige Succeſſionsordnung aus Gründen zu verändern, welche in den Verhältniſſen jener Zeit lagen, und die nicht mehr obwalten, ſo kann man doch die damals erlaſſene Verordnung nicht als ein Grundgeſetz betrachten, weil ſie demjenigen, welches damals beſtand und beſchworen worden war, zuwiderlief, und weil das Reich weder befragt noch zur Berathung einer ſo bedeutenden Veränderung in der Thronfolge gezogen worden war. Wenn man nicht in den Friedenszeiten, in welchen wir uns befinden, ein gründliches Mittel gegen dieſe Abänderung anwenden würde, ſo müßte man in der Folge Kriege und ähnliche Verwirrungen wie diejenigen, welche bei der Thronfolge

Philipps V. Statt gefunden, befürchten — ein Unglück, welches man vermeiden kann, wenn man die Befolgung unſerer alten Geſetze und Gewohnheiten, die wir ſchon über ſiebenhundert Jahre in Bezug auf die Thronfolge beobachten. neuerdings einſchärft. Dieſes Verlangen ꝛc."

Nach gehörigen Erörterungen beſchloſſen die Cortes mit Stimmeneinhelligkeit die Petition an den König: Se. Majeſtät möge verordnen, daß man für einige Zeiten in der Thronfolge die unvordenkliche Gewohnheit befolge, welche in dem gedachten Geſetze 2, tit. 15, part. 2 verzeichnet iſt — ſo wie ſie auch zu allen Zeiten beobachtet und befolgt worden, und wie ſie von allen Königen, dero Vorfahren (von Recared an), beſchworen worden iſt.

Der König ließ, obwohl die Verfaſſung ſolches nicht forderte, die Petition der Cortes auch den verſammelten Erzbiſchöfen und Biſchöfen zur Begutachtung vorlegen. Das von vierzehn Prälaten unterzeichnete Gutachten lautet in ſeinen merkwürdigſten Stellen wie folgt:

— „Nach der ernſtlichſten Ueberlegung, als höchſt betheiligt an der Wohlfahrt der Monarchie und als Vertreter der Geiſtlichkeit ſind wir einſtimmig der Meinung und der feſten Ueberzeugung, daß Ew. Majeſtät nach Gewiſſen und Recht der Bitte der Cortes beitreten kann und darf. Ew. Majeſtät kann es, weil man die höchſte geſetzgebende Gewalt Ew. Majeſtät nicht in Zweifel ziehen kann, insbeſondere wenn ſie ſich auf eine von den Cortes unter dem Vorſitze des Gouverneurs des Rathes von Caſtilien und unter Mitwirkung der von Ew. Majeſtät ernannten Aſſiſtentes der Cortes ausgegangene Propoſition ſtützt. Ew. Majeſtät darf nach Gewiſſen und Recht zuſtimmen, weil die Gründe, welche die Cortes Ew. Majeſtät vorgeſtellt haben, gewichtig und überzeugend ſind." — „Bei Veranlaſſung (des Succeſſionskrieges) ging das Gutachten der ausgezeichnetſten

Theologen und Rechtsgelehrten dahin, daß die Rechte der Infantin (Donna Maria Thereſia) und ihrer Descendenz in voller Kraft beſtünden, ohne im Geringſten durch die Capitulations- und Verzichtleiſtungsverträge eine Aenderung erlitten zu haben: denn, ſowie ſich auch der König Don Alonſo der Weiſe ausdrückt, zu ſeiner Zeit ſchon war es unvordenkliches Herkommen, daß in der Thronfolge der Sohn der Tochter vorgezogen wurde, der ältere dem jüngeren, und eben ſo die ältere Tochter der jüngeren in Ermanglung von Söhnen; eine Beſtimmung, welche ſich auf göttliches und menſchliches Geſetz gründet." — „Sire, der Gründer eines neuen Majorats kann ohne Zweifel die Succeſſionsordnung auf eine unregelmäßige Weiſe beſtimmen und eine ſtrenge agnatiſche Erbfolge anordnen und die Frauen ganz ausſchließen, weil die Güter, aus welchen er das Majorat bildet, freies Eigenthum ſind und ihm angehören; aber derjenige, welcher eine Krone oder Majorat erbt, wo die regelmäßige Erbfolge beſteht und nicht die ſtrenge agnatiſche, hat das Recht, welches der Stifter gehabt hätte, nicht, daran irgend eine weſentliche Veränderung vorzunehmen. Er mag wohl perſönlich für ſich auf den Beſitz des Majorates verzichten, aber in keinem Falle kann er einen Act vornehmen, welcher dem Rechte ſeiner Kinder und Descendenten präjudicirlich iſt, welche durch das Geſetz, die Stiftung und unvordenkliches Herkommen zur Erbfolge gerufen ſind; aus dieſem unanfechtbaren Grunde konnte die Infantin Maria Thereſia wohl für ſich auf die Wohlthat des Geſetzes verzichten, aber auf keine Weiſe konnte ſie die Rechte ihres Enkels Philipp V. ſchmälern, denn die Thronfolgerechte dieſes Letzteren beginnen nicht bei ſeiner Großmutter, ſondern leiten ſich in gerader Linie von dem Weſen, dem Grunde und dem Urſprung des Thronfolgegeſetzes des Königreichs ab, das von Generation zu Generation übergegangen iſt und

die Könige aufeinander durch die Erbfolge ſelbſt verſendet haben. Das Auto-acordado 5. tit. 7. lib. 5. ändert durchaus nichts an dieſen Verhältniſſen; denn obwohl wir, die Prälaten des Reiches, genau nachgeforſcht haben und ganz ſicher wiſſen, daß über dieſe wichtige Veränderung niemals ein Gutachten unſerer Vorgänger verlangt worden iſt, und daß das fragliche Auto-acordado lediglich in den Cortes publizirt worden iſt, ohne ordnungsmäßig geprüft worden zu ſein, wie es doch der Fall verlangte, — abgeſehen von dem Allen, legen wir Ew. Majeſtät das nachfolgende evidente Argument vor: entweder Philipp V. hatte das Recht, mit den Cortes und ohne die Prälaten das unvordenkliche Herkommen in der Thronfolgeordnung zu ändern, welches ſo feſt in dem gedachten Geſetze der Partidas begründet iſt; oder er hatte das Recht nicht, dieß zu thun. Hatte er nun das Recht, alles alte Recht zu zerſtören, und ſelbſt die regelmäßige und durch die Natur begründete Erbfolge — ſo kann Ew. Majeſtät mit noch viel mehr Grund mit den Cortes und mit den Prälaten die Verhältniſſe und die Succeſſionsordnung in ihrem frühern, urſprünglichen, natürlichen, geſetzlichen und regelmäßigen Zuſtande, in ihrer alten Form und unvordenklichem Herkommen wieder herſtellen; und wenn Philipp V. das Recht nicht hatte, das zu thun, was er gethan hat, ſo iſt Ew. Majeſtät nach Recht und Gewiſſen ſogar verbunden, dem Antrage der Cortes des Königreiches beizutreten. Madrid, 7. October 1789."

Der König faßte darauf eine der Bitte der allgemeinen Cortes gemäße Entſchließung, ließ die Sanctio pragmatica in den in ſolchen Fällen gebräuchlichen Rechtsformen ausfertigen und die Deputirten verſprachen das Geheimniß bis zu deren Publication bei Eidespflicht zu bewahren; womit die Verhandlungen über die Aufhebung des Auto-acordado

von 1713, das schon an sich der Form seiner Errichtung wie seinem Inhalte nach rechtlich null und nichtig war, und die Wiederherstellung des Gesetzes der Partidas schlossen. Die allgemeine Publication dieser pragmatischen Sanction erfolgte aber erst später, hauptsächlich wegen Ausbruchs der Revolution, unter Ferdinand VII. am 29. März 1830 (sechs Monate vor der Entbindung seiner Gemahlin Cristina); was übrigens der Gültigkeit des Gesetzes keinen Eintrag thut, da von Verjährung der Publicationsbefugniß der Regierung nicht die Rede sein kann (so hatte Philipp IV. ein auf die Thronfolge bezügliches Gesetz schon im Jahre 1611 mit den Cortes errichtet und erst 1640 publicirt), auch sich der König ausdrücklich die spätere Verkündigung des Gesetzes „wenn er es für seinen Dienst zweckmäßig finde" vorbehalten hatte. Die officielle Publication, welche das spanische Recht von der allgemeinen unterscheidet, durch die nur das mit jener vollkommen errichtete Gesetz zur allgemeinen Kenntniß des Landes gebracht wird, hatte überdem, wie das Gesetz es vorschreibt, durch Verlesung der königlichen Zustimmung zu der pragmatischen Sanction am 30. October 1789 Statt gefunden. Ferdinand VII. hatte also nicht nur volles Recht zu der allgemeinen Publication, sondern er erfüllte auch die von seinem Vater gegen die Cortes eingegangene Verpflichtung, das alte Herkommen in Bezug auf die Thronfolge neuerdings in grundgesetzlicher Form auszusprechen.

In sofern das Auto-acordado von 1713 niemals zu wahrer Rechtskraft bestanden hat, konnte es auch dem Infanten Don Carlos keine angeborne, durch keine Autorität ihm entziehbare Rechte (droits incarnés) verleihen; obschon er bereits geboren war, als die Beseitigung des Auto-acordado durch den König Karl IV. und die Cortes beschlossen ward. Auch sind stets alle Festsetzungen über die Thronfolge,

alle Veränderungen oder Erweiterungen über einzelne Bestimmungen derselben, viele Ausschließungen, die im Interesse der Nazion geschahen, nur vom Könige und den Abgeordneten der Nazion ausgegangen und dabei in keiner Weise und niemals die Zustimmung aller eventuell zur Thronfolge berechtigten Personen für nöthig erachtet oder ihnen ein solches Recht zugestanden worden.* Endlich befand sich Philipp V. in keinem andern Fall als Karl IV. und wenn auch von erworbenen incarnirten Rechten der königlichen Verwandtschaft dem Könige und den Cortes gegenüber in Bezug auf die Thronfolge die Rede sein könnte, was nicht der Fall ist: so hätte doch Philipp V. durch sein Autoacordado die Rechte seiner eigenen, künftigen weiblichen Descendenz, die der ganzen Oestreichischen Linie sowie die des Savoyschen Weibstammes verletzt, insofern alle Thronfolge-Rechte (nach der Singularsuccession) nicht im letzten Besitzer, sondern im ersten Erwerber ihren Grund haben. Philipp V. hat also durch sein Gesetz vom 10. Mai 1713 in jeder Hinsicht einen Gewaltstreich auszuführen gesucht, sowohl gegen die Grundgesetze des Königreiches, gegen die Rechte der Nazion und der Cortes, als auch selbst gegen die eventuellen Successionsrechte seiner eigenen weiblichen Descendenz; und durch das von Karl IV. und den Cortes errichtete Gesetz vom Jahr 1789, welches Ferdinand VII. im Jahr 1830 publicirte, ist nur der alte verfassungsmäßige Rechtszustand der Monarchie wieder hergestellt worden.

* Daher widerlegt ein spanischer Publizist die Rechte, welche Don Carlos daraus ableitet, daß er vor der Errichtung des Gesetzes von 1789 geboren sei, kurz so: „Erstens, nach den Grundsätzen einer jeden Gesetzgebung wird das, was in seinem Ursprung fehlerhaft und nichtig ist, durch Verlauf von Zeit nicht gerecht und legitim; folglich kann das Philippische Reglement, das an diesen Gebrechen ursprünglich leidet, nichts gerecht und legitim machen. Zweitens, es sei aber das Recht des Don Carlos jedenfalls nur ein präsumtives, kraft eines Gesetzes erlangtes; so könne, wie ein Gesetz ihm solches Recht gegeben, auch ein Gesetz wieder solches nehmen."

Von welcher Art die Beweismittel des gegenüberstehenden Theiles sind, erhellt noch deutlich aus Folgendem:

Spanien hat seit der Gründung des gothischen Reiches nur zwei allgemeine Gesetzbücher (codices) gehabt, den Fuero Juzgo (die alte lex Wisigothorum in spanischer Sprache) aus dem VII. und die Siete Partidas aus dem XIII. Jahrhundert. Außerdem bestunden einige Sammlungen in Bezug auf einzelne Rechtstheile und Gesetze, wie sie nach und nach von den Königen verkündet wurden. Wie es damit anwuchs, wurden allgemeine Gesetzessammlungen veranstaltet, die aber nicht die Kraft eines Gesetzbuches erhielten und nur in sofern offiziell waren, als man sich auf dieselben berufen und der gelieferte Text in den Gerichten als richtig und mit den Originalien übereinstimmend betrachtet werden durfte: zuerst die **Recopilacion de las leyes de Espanna** unter Philipp II., dann die **Nueva Recopilacion** unter Philipp IV. und endlich die **Novissima Recopilacion** unter Karl IV. beim Anfang dieses Jahrhunderts. In der letztern befindet sich nun unter mehr als zweihundert aufgehobenen oder veralteten Gesetzen (wie über die Vorrechte der Hjosdalgos, die Hofhaltung als sie noch keinen festen Sitz hatte, über die maurische Bevölkerung ꝛc.) auch das Auto-acordado von 1713 (wie bereits in der Nueva Recopilacion), aber natürlich nicht die Sanctio pragmatica, weil diese noch nicht allgemein publizirt war. Aus diesem Umstande ist nun gefolgert worden, daß der König das Gesetz von 1789 wieder durch stillschweigende Abschaffung außer Kraft gesetzt habe!! — obschon er ein einmal mit den Cortes errichtetes Gesetz nicht einseitig und ohne die Cortes rückgängig machen und wieder aufheben kann.

Bei Ausbruch des blutigen Befreiungskrieges gegen Napoleon, der sich der spanischen Königsfamilie, mit Ausnahme der Infantin Charlotte (Prinzessin von Portugal),

bemächtigt hatte, lieferten die auf Veranlaſſung der Regentſchaftsanſprüche der letztern durch die proviſoriſche Regierung von Spanien veranlaßten Vernehmungen über die im Jahr 1789 erfolgte Aufhebung des Auto-acordado die einhellige Beſtätigung derſelben. In den dermalen verſammelten Cortes wurde ebenfalls das Recht der Frauen zur Thronfolge nach der regelmäßigen Erbfolgeordnung mit Einſtimmigkeit ausgeſprochen und als Grundgeſetz in die Verfaſſung von 1812 aufgenommen, worin es heißt:

§. 176. „Bei gleichem Verwandtſchaftsgrade und in gleicher Linie gehen die männlichen Nachkommen immer den weiblichen und der Aeltere immer dem Jüngern vor, aber die Frauen der näheren Linie oder des näheren Grades in der nemlichen Linie haben den Vorzug vor den Männern eines entferntern Zweiges oder Verwandtſchaftsgrades.“

§. 180. „In Ermangelung Don Ferdinands VII. von Bourbon folgen ihm ſeine rechtmäßigen, ſowohl männlichen als weiblichen Descendenten. Fehlen dieſe, ſeine Brüder und Schweſtern ꝛc.“

In den Cortes, denen man vorwirft, Alles verändert zu haben, erhob ſich doch keine Stimme zur Abänderung der uralten Thronfolgeordnung! So unzertrennlich ſcheint ſie mit der Wohlfahrt der Nazion verflochten, ſo tiefe Wurzel hat ſie im Herzen des Volkes geſchlagen! Wurde die Verfaſſung von 12 auch mehremal verkündet (im Jahr 1820 hat Don Carlos ſelbſt ſie beſchworen) und zweimal wieder umgeſtoßen; ſo haben dadurch jedoch die alten Beſtimmungen über die Thronfolge keine Anfechtung erlitten, weil die neue Verfaſſung eben nichts Neues darin eingeführt hatte. Das in vollkommen geſetzlicher Form errichtete, durch die königliche Gewalt bereits ſanctionirte und in den Cortes am 30. Oktober 1789 promulgirte Geſetz, deſſen allgemeine Verkündung durch eine Stipulation mit den Cortes dem Könige

vorbehalten, und das dann versiegelt in dem obersten Staatssecretariat mit der Aufschrift: „Vorbehalten dem Könige, unserem Herrn" aufbewahrt worden war, ließ König Ferdinand VII. dem obersten Rathe von Castilien vorlegen und dieser, ohne irgend ein juristisches Bedenken dabei zu finden, publicirte die Pragmatik, worin die Beobachtung und Befolgung des Gesetzes von 1789 angeordnet ward. Hinsichtlich der Thronfolgeordnung ist also von Ferdinand VII. nicht anderes als die Anordnung der feierlichen Verkündigung dieses Gesetzes ausgegangen, welche am 29. März 1830 Statt hatte, und wogegen damals Niemand — selbst Don Carlos nicht, der erst im April 1833 eine ehrerbietige Protestation bei seinem Bruder einreichte — eine Reclamation ergehen ließ.

Demnach ist die älteste Tochter Ferdinands VII. Isabella II. von Gott und Rechtswegen die legitime Königin von Spanien. Zweifel an ihrem guten, klaren Rechte wurden von einer Partei nur als Schild benützt, der von ihren Umtrieben den Schein der Ungesetzmäßigkeit, besonders dem Auslande gegenüber, abhalten sollte. Wohl begreifend, daß sie aus erster Linie im Staate zurücktreten müsse, wenn sie sich der Zügel der Regierung nicht ausschließlich bemächtigte, wenn sie nicht jeden Drang nach Veränderung, der in der Nazion erwacht zu sein schien, jede Bewegung im Volke niederdrückte und Alles im alten Gleise aufrecht erhielt, ging von dieser Partei eine unausgesetzte Reihe von Hofintriguen, Umtrieben und sogar Verschwörungen gegen den König aus, worin jedesmal der Name des Don Carlos figurirte; im Jahr 1825 hatte Ferdinand VII. eine förmliche Rebellion zu unterdrücken, die mit gewaffneter Hand auftrat und in seiner Hauptstadt selbst durch die Begünstiger eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Fanatismus angelegt war; im Jahr 1827 erhob sich in Catalonien noch ein viel drohenderes

Ungewitter. Sie war es auch, welche die Vermählung Ferdinands mit Criſtinen durch allerlei, ſelbſt höchſt unmoraliſche Intriguen zu verhindern ſuchte, und die letztere zwang ſich enger und enger dem konſtitutionell geſinnten Theile der Nazion anzuſchließen. Ihre Hoffnungen, ihren Schützling Don Carlos zum Throne zu verhelfen, erwachten von Neuem, als der König ſo ſehr erkrankte, daß kaum noch an eine männliche Nachkommenſchaft deſſelben gedacht werden konnte. Sie ſcheute nicht, ſich mit den Verbrechen der Gewaltthat an der Perſon des todtkranken Königs zu belaſten und ihn zu zwingen, da er kaum noch fähig war ſeinen Namen mit den gewohnten Schriftzügen zu unterzeichnen, daß er (am 21. September 1832) einen Act unterſchrieb, durch den die Publication vom 29. März 1830 widerrufen wurde; nicht aber das Geſetz von 1789 ſelbſt, das als ein von Karl IV. und den Cortes abgeſchloſſenes Factum völlig außer der einſeitigen Einwirkung Ferdinands ſtund. Doch die Feinde der Königin jubelten zu früh. Die Geſundheit des noch in mittlern Jahren lebenden Königs beſſerte ſich wider Erwarten. Im October 1832 ſchon kehrte er von S. Ildefonſo nach Madrid zurück und wurde ſo weit wieder hergeſtellt, daß er am letzten December deſſelben Jahres in Gegenwart und feierlicher Verſammlung der ſämmtlichen hohen Würdenträger des Staates und ſeines Hofes den Thron beſtieg und dem Juſtizminiſter Francisco Fernandez del Pino einen mit eigener Hand geſchriebenen Act übergab und laut zu leſen befahl, worin er ſagt: „wie er in einem Zuſtande des ſchmerzlichſten Todeskampfes, unfähig zu prüfen und zu wählen, durch falſche, ſchreckende Vorſpiegelungen pflichtvergeſſener Unterthanen dahin gebracht worden ſei, die Pragmatik vom 29. März 1830 zu widerrufen, daß er nunmehr frei und ungezwungen und bei klarer Einſicht in die Täuſchungen, in welche man ihn verſetzt habe, feierlich den

Widerruf ſeiner Pragmatik für nichtig und kraftlos und im Widerſpruche mit den Grundgeſetzen der Monarchie und ſeinen Pflichten als König und als Vater erkläre."

Um in jeder Hinſicht dem alten Gebrauch und Herkommen zu genügen, berief Ferdinand VII. noch die allgemeinen Cortes, verſehen mit den erforderlichen Vollmachten, nach Madrid, und dieſe anerkannten, mit Beobachtung aller hergebrachten Formen, die Infantin Iſabella als Prinzeſſin von Aſturien und leiſteten (22. Juni 1833, drei Monate vor ſeinem Tode) ihr den Huldigungseid als unmittelbarer Thronerbin und Königin im Falle des Ablebens ihres Vaters.

Die Grundſätze des ſpaniſchen, öffentlichen Rechtes alſo, wie ſie ſich nothwendig aus der Zerſtückelung des Landes in einzelne ſchwache Königreiche und deren Verſchmelzung zu einem feſten Ganzen für das Glück, den Ruhm, und die Größe Spaniens entwickelten, ebenſo wie es in England geſchah, wo eine ähnliche geſchichtliche Grundlage auch ein ähnliches, mit ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit enge verwachſenes Recht begründet hat —, die Grundgeſetze, das Herkommen und die thatſächliche Beobachtung dieſer Prinzipien bei allen Thronveränderungsfällen ſeit dem zehnten Jahrhundert, die Teſtamente der Könige, welche immerfort dieſelben Grundſätze praktiſch einſchärfen, die feierlichen Erklärungen der Reichsverſammlungen und der Cortes, das Alles bildet ein feſtes, geſchloſſenes, unzerſtörbares Ganze, das mit der ſpaniſchen Nazion eng verwachſen iſt, woran hartnäckig zu rütteln ihre politiſche Exiſtenz gefährden heißt — die Exiſtenz einer Nazion, die einen wohlerworbenen Anſpruch auf das Wohlwollen Europa's hat und eben in ihrer Nazionalität einen Pfeiler des europäiſchen Gleichgewichts darſtellt; — das Alles beweiſt unumſtößlich die ununterbrochene rechtliche und factiſche Geltung der cognatiſchen Succeſſion, die durch das Auto-acordado von Felipe V.